




Digitized by Google



Friedrich Wadzeck,

Vater vieler verlassenen armen Kinde

geboren am 10ten August 1762, gestorben am 2t März 1823.

Selig, selig, die im Herrn entschliefen:
Ihre Werke folgen ihnen nach!

Zum Besten der von ihm gegründeten Anstalt gestochen und herausgegeben von Ludwig Ma

Neuer Nekrolog der Deutschen.

Herausgegeben

von

Friedrich August Schmidt,
Superintendent und Oberpfarrer zu Ilmenau.



Erster Jahrgang 1823.

Erstes Heft.

Ilmenau 1824.
Gedruckt und verlegt bei Bernh. Friedr. Voigt.


THE TAYLOR INSTITUTION LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF OXFORD
25 JAN. 1940

Sr. Königlichen Hoheit,

dem Großherzoge zu Sachsen-Weimar-Eisenach,

Carl August,

dem erhabenen Kenner und Beförderer
wahrer Verdienste,

widmet diese Blätter des Andenkens

an

würdig Vollendete

des

letztverwichenen Jahres

in tiefster Unterthänigkeit und innigster Verehrung

der Herausgeber.

Vorrede.

Zwei Wege öffnen sich dem menschlichen Geiste, um ihn in Klarheit und Kraft zu dem Ziele höherer Ausbildung zu geleiten, und beide bieten an dem Eingange unsrer irdischen Wallfahrt mannichfaltiges Gute dar. Sie heißen Lehre und Leben, äußern sich in Wort und That, Ermahnung und Beispiel. Es winkt die mütterliche Liebe freundlich heran, es warnt der ernste Ruf des Vaters, es mahnt der eifrige Lehrer, es rathet der treue Freund mit redlicher Sorgfalt, es gebietet endlich das Gesetz mit drohendem Buchstaben und in strenger Kraft. Sie alle weisen lehrend hin auf die Pflicht des Gehorsams und wecken Verstand und Gewissen, damit das Wahre begriffen und das Rechte vollbracht werde. Wie das klare Licht der belebenden Wärme, geht die Lehre dem Beispiele voran, damit es hell werde in der Seele und der jugendliche Nachahmungstrieb vollende, was die Ermahnung begann.

Dennoch kann sich dem Unbefangenen nicht bergen, daß die Wirkung des Ersten, des anleitenden Unterrichts nicht immer so erfolgreich und bleibend sich erweist, als es das Leben selbst in der Kraft des Beispiels vermag. Flüchtig berührt das rasche Wort das Ohr des Hörers, und eben so schnell ist es auch wieder dem Ohr entronnen. Oft auch stellt sich die Lehre nicht in der vollen Begreiflichkeit, vielmehr in einer unverständlichen Allgemeinheit dar, und es liegt eine so große Kluft zwischen dem Erkennen und Thun, daß dort im Mangel der Einsicht, hier in der Schwäche der Willenskraft sich mehr, als ein Entschuldigungsgrund entgegenstellt, warum die heilsamste Lehre doch zuweilen ihres Zweckes verfehlt. Sie bedarf offenbar eines Vermittlers, der faßlich und herzgewinnend herantrete, und dieser ist das Beispiel, die in's Leben eingeführte Lehre. Dann können wir, da das Geleistete vor uns liegt, nicht bestreiten, es müsse möglich seyn, ein Gleiches zu thun und es wird uns klar, wie und auf welchem Wege wir auch dahin gelangen werden, welchen Klippen der Gefahr auszuweichen, welche Hindernisse zu entfernen, welche Irrungen zu vermeiden seyen, damit wir das ersehnte Ziel erreichen können. Nicht so hofmeisternd wie die Lehre, nicht so kalt und abgeschlossen wie sie, unvermerkt und in sanfter Anregung, ungleich schonender tritt das

Leben heran und weiß, durch mehr, als ein Aufmunterungsmittel, sey es das des Nacheifers oder stiller Beschämung oder des drohenden Erfolges, auf uns einzuwirken. Leben spricht zum Leben, das Thun liegt offen da, es darf nicht erst der zweite, leicht irrende Schritt gewagt werden, um auch die rechte Deutung der Lehre zu gewinnen. Es ist geschehen, so geschah es, solchen Ausgang gewann es, dahin wird es auch Dich führen! Wie ungleich anziehender ist nun der Uebergang vom Möglichen zum Wahrscheinlichen, vom Rathsamen zum Thunlichen; die Brücke ist schon hinüber geschlagen von der Idee zur Wirklichkeit, vom Worte zur That, die Erfahrung wird die Meisterin.

Dessenungeachtet aber bemerken wir doch, daß das Beispiel derer, die uns nahe stehen, die um und mit uns wandeln, in aller Fülle des Lebens doch hier und da nicht in so reiner, anziehender Kraft einwirkt; der Eindruck ist nicht immer dem Gegenstande gleich, der ihn hervorgebracht hat. Dieß aber beruht lediglich darauf, daß solch ein wirksames Leben noch nicht in seiner völligen Abgeschlossenheit dasteht, und an tausend und abertausend Fäden menschlicher Ansichten, Neigungen und Verhältnisse hangt, nach denen man es in Vorliebe oder Abneigung beachtet und beurtheilt. Ganz ein Anderes ist es dagegen, wenn es schon in dem stillen Hintergrunde der Vergangenheit dem

Auge des Beobachters entrückt ist. Da täuschen sich nicht mehr Blick und Urtheil, wir überschauen das Ganze; der blendende Glanz der Gegenwart, der auch Gebrechen zu überstrahlen weiß, ist verblichen, das Spiel leidenschaftlicher Regungen hat geendet, und das Beengende äußerer Verhältnisse hat sich in einen Kreis freier Bewegungen erweitert. Im Tode liegt Wahrheit, wohnt der Friede, da söhnt sich aus, was zuvor entzweiet war. Es naht die Stunde der Unbefangenheit, die den brennenden Schmerz mildert, wie den heftigsten Sturm beschwichtigt und uns nun erst recht eigentlich mit dem befreundet, was, da es uns näher stand, nicht so klar von uns aufgefaßt, nicht so eifrig von uns gesucht und erstrebt wurde, als ihm wohl gebührt hätte.

Daher, was auch die nächste Umgebung uns Werthvolles und Großes darbieten mag, empfehlen sich vor Allem Lebensabrisse von Personen, die aus diesem trügerischen Leben geschieden sind. Sie ergreifen uns mehr, als die leuchtendsten Vorbilder der Lebenden; hier bieten sie dem trauernden Herzen süßen Balsam, dort dem bildsamen Geiste die eindringlichste Unterweisung.

Begeistert schaute der Grieche auf seine homerischen Helden, hörte der entzückte Caledonier dem Harfensang seines Ossian zu, der Germane seinem Barden, denn die goldene Vor-

zeit ward ihm vor die ruhmsüchtige Seele gezaubert. Und noch jetzt weidet sich der deutsche Jüngling an der Heldenkraft seiner kühn den Tod verachtenden Vorfahren; fühlt der, nach höherer Bildung Strebende sich von edlem Eifer ergriffen, liest er, was jener Geistvolle im Gebiete des Wissens und sittlicher Vervollkommnung errang; es trägt der von Geschäften Ueberhäufte leichter seine Last, der Leidende sanfter sein hartes Geschick, bietet ihm die Vorwelt Beispiele gleicher, ja wohl größerer Mühen und Bedrängnisse dar, die entweder kräftig überwunden oder in schweigender Größe getragen wurden, während die hier und da geschilderten Abwege des Geistes und Herzens dem auf gleichem Pfade Wandelnden Auge und Sinn schärfen, da der ernste bittere Erfolg eines solchen Lebens warnend herantritt.

Auf diesem Wege gewinnt der Heimgegangene eine doppelte Unsterblichkeit, nicht nur die des ehrenden Andenkens von Freunden und Vaterland, dem er wacker seine Kräfte gewidmet; sondern, wie ein milder Strahl der Abendsonne leuchtet sein Beispiel fort und vergoldet die Höhenpunkte des erhabenen Ziels der ihn Ueberlebenden, und mit freudiger Liebe setzet ihm das gerechte Dankgefühl einen Denkstein, der nie seine anmahnende Rückwirkung auf sinnige Gemüther verfehlen kann; es ist, als be-

lebe sich der Stein oder die Schrift und rufe: folge mir nach!

Deshalb bemühte man sich auch schon in frühester Zeit, überzeugt, wie viel Kunst, Wissenschaft und die Menschheit im Allgemeinen hierbei gewinne, Darstellungen von dem Leben Vollendeter zu entwerfen, seltener jedoch jetzt, als in der, mehr nach Außem hinstrebenden Vorzeit, durch thatenreiche Verkündigungen. In unsern Tagen, bei enger Beschränkung des Privatlebens, wendet sich der Blick mehr auf das innere Leben und die geistige Tiefe, als den Urquell alles dessen, was von da nach Außem hinströmt, und formet die Lebensschilderungen, wenn auch nicht so anschaulich und geräuschvoll, doch ungleich lehrreicher und anmuthiger zu Seelengemälden.

Wie manche treffliche Beispiele dieser Art stellen die letzten Jahrzehnde auf, wir dürfen nur, außer mehreren Monographien, die schätzbaren Sammlungen in den Zeitgenossen, dem Ehrentempel u. m. a. anführen.

Ob sie daher auch zu gerechter Bescheidenheit auffordern und zugleich erweisen, wie es in unsern Tagen an biographischen Werken nicht fehle, so glaubte man es dessenungeachtet versuchen zu dürfen, und vielleicht nichts Ueberflüssiges zu leisten, wenn der früherhin so bewährte Nekrolog der Deutschen wieder in's Leben gerufen würde. Die kriegerischen Unruhen, welche

damals durch ihr Waffengetöse den tröstenden Boten aus dem Lande des Friedens verscheuchten, sind gestillt; die sinnige Idee aber, kürzlich Verstorbene, die in Einem Jahre mit einander aus der Welt schieden, gemeinsam der dankbaren Erinnerung zuzuführen, ist höchst ansprechend und erfreulich. Die Empfänglichkeit für solche geschichtliche Mittheilung ist noch frisch nnd rege wie der Schmerz um den kaum erlebten Verlust. Die Zusammenstellung vorzüglicher Geister erhebt das vaterländische Herz mit edlem Stolz und erfüllt es mit süßer Hoffnung für die kommenden Tage. Unsre Zeit bietet, wo nicht ungleich mehr, doch eben so viel Stoff zu einem solchen Buche des Andenkens, denn die Zahl der wackern und ausgezeichneten Deutschen hat sich nicht gemindert, und es ist gerecht, unserm Nachbarlande, Frankreich, auch ferner zu beweisen, daß es nicht allein ein begründetes Recht habe, solch eine Chronik zu führen.

Begreiflich ist es aber, daß diese Lebensschilderungen größern Theils keinen hohen Anspruch auf Vollkommenheit zu machen geneigt sind, oder gar Ideale von pragmatischen Darstellungen seyn wollen. Diesem steht mehr, als Ein Hinderniß entgegen. Je weniger Raum und Zeit den Vollendeten und uns Nachlebende, sein Wirken und unsre Betrachtung trennen, desto weniger auch hat sich der Beurtheilende

der Fesseln entledigen können, welche diese Beschränknisse anlegten; je später, um so gerechter das Gericht. Auch werden hier von liebender Hand der Anverwandten so manche Materialien dargeboten, die Dieß und Jenes in einem zu freundlichen Lichte darstellen, obschon die Wahrheit ihr eigenthümliches Licht nie ganz verleugnen kann.

Größere Schwierigkeiten bereitet auch der Anfang, denn für ein, damals zwar verdienstliches, doch seit 1806 fast in Vergessenheit gesunkenes Werk, wieder Theilnahme und Vertrauen zu erwecken, bedarf der Zeit und der allmähligen Gewöhnung an sein Wiedererscheinen, und einer, sich nach und nach wieder allgemeiner einfindenden, Bereitwilligkeit, mit hierzu nöthigen Hülfsmitteln, seyen es vollständigere Biographien oder nur einzelne Notizen, liebreich den Zusammensteller und Ordner zu versehen, und ihn mancher Fehlgriffe und Schwierigkeiten zu überheben. Da wird leichtlich mit Hast ergriffen, was, ruhiger erwogen, wohl hätte unbenutzt bleiben können, und das Auge des Suchenden eilt an so mancher, in stiller Verborgenheit blühenden, Blume nur allzueilig vorüber und muß späterhin beklagen, dieß Merkwürdigere nicht gehörig beachtet und gerechter Weise hervorgehoben zu haben.

Wie manche ausgezeichnete Geister, von denen ich zunächst einen Reinhold statt Aller

anführe, hätten in der Reihe der ausführlicheren Nachrichten aufgestellt werden sollen; doch es walten bei ähnlich Vermißten zuweilen minder günstige Verhältnisse ob, und die angestrengtesten Bemühungen, so wenig sie jetzt bemerkbar hervortreten, erfreuen sich nicht immer des günstigen Erfolges.

Um so herzlicher dankt hiermit der Herausgeber vielen und ausgezeichneten Literatoren und würdigen Männern in verschiedenen Ländern, die ihn mit Biographien oder Skizzen auf die dienstgefälligste, unschätzbarste Weise erfreuten; eben so fühlt er sich zu lebhaftem Dank allen Denjenigen verpflichtet, die ihn mit Rath und That zu unterstützen die Güte hatten. Wie gern nennte er sie hier Alle, wenn achtungsvolle Rücksicht es ihm vergönnte; aber mit wahrhaft inniger Erkenntlichkeit entledigt er sich hiermit der süßen Pflicht, eine Schuld abzutragen, woran er früher durch diese hier vorliegende Arbeit verhindert wurde. Er bekennt offen, daß es ihm bei diesem Unternehmen vor allem ein reicher Gewinn war, in nähere Berührung mit so viel Wackern zu treten und er kennt keinen angelegentlicheren Wunsch, als daß sie ihm ein freundlich wohlwollendes Andenken erhalten.

Es möchte nicht unzweckmäßig erscheinen, sich einigermaßen über die Ansicht und Meinung zu verbreiten, welche bei der Zusammen-

stellung des Ganzen obwaltete. Zunächst wies die Zeit die Grenzen an; doch glaubte ich bei der Auswahl unter der großen Anzahl der im J. 1823 Verstorbenen, bei welcher ohnedieß, wie schon erwähnt, der Zufall nicht selten entschied, ob in möglichst schneller Zeit von einer glücklichen Hand die gewünschten Nachrichten zu gewinnen waren, nicht auf nur berühmte, durch ihren Namen oder Stand hervorgehobene Männer mich beschränken zu dürfen, und tiefe oder elegante Gelehrsamkeit, Kriegs- und Staatsruhm nicht als den alleinigen Cyclus ansehen zu können, in welchem sich das Ganze bewegen müsse. Denn eines Theils stehen Geister dieser Art schon so hoch und vielbezeichnet in der Welt da, oder ihr höchst einfaches, fast einförmig stilles Leben will sich nicht immer zu ausführlichen Darstellungen eignen; andern Theils wäre es wohl minder gerecht, nicht auch jedem andern Stand und jeglicher Wirksamkeit die Veröffentlichung zu Theil werden zu lassen, wenn sie sich nur in pädagogischer und psychologischer Hinsicht wesentlich zu empfehlen weiß. Es mochte dieß um so weniger versagt werden, als es Hauptzweck und Ziel dieser Schrift ist, den Menschen darzustellen, ihn nach Sinn und Gemüth näher zu bezeichnen und darum bei aller sonstigen literärischen und weltbürgerlichen Rücksicht, ihn in seinen stillsten Lebensverhältnissen aufzusuchen, wo er am wahrsten sich zeigt,

und möglichst darzuthun, wie dieser oder jener Entschluß, diese oder jene Unternehmung in seiner Seele zur Reife gedieh, was der geistigen, sittlichen und religiösen Bildung verhinderlich entgegentrat, oder befördernd zur Seite stand. Wie mancher Werthvolle hält sich in Bescheidenheit oder zarter Scheu vor den Augen der größern Welt zurück, und verdiente es doch, daß er, was sich ihm im Leben versagte, im Tode noch leuchte als Vorbild.

Und so stehen denn hier, so weit es möglich wurde, von ihnen Kunde zu erhalten, Fürsten und Fürstinnen, Helden und Staatsdiener, Rechtsgelehrte und Aerzte, Lehrer an Kirchen und Schulen, Dichter und Künstler, Beamtete und Privatgelehrte, Kaufleute und Oeconomen, Bürger und selbst Landleute neben einander, und zwar in der Ordnung, nach welcher sie aus dem Leben gerufen wurden.

Sie nicht allein, auch manche edle Geister aus früherer Vorzeit werden uns hierbei vorgeführt, welche heilsam auf jene eingewirkt haben, und uns den erfreulichen Beweis geben, wie anhaltend und vielseitig auch der einzelne Gute auf die kommenden Geschlechter in Segen fortwirke.

Wohl könnte, unter manchen andern Mängeln, dieses Buch auch den Schein der Einseitigkeit tragen: weil nämlich der Mensch nicht nur der Erdscholle

angehört, auf der er geboren ward und lebte, nicht dem Lande allein, welchem er seine Kräfte widmete, sondern der ganzen Welt; so hätte auch vorzüglichen Ausländern ein Cypressenzweig auf ihr Grab gelegt werden sollen. Ihr würdiges Andenken hätte auch für uns heilsam werden können. Aber rechtfertigt mich hier nicht schon der Name: Nekrolog der Deutschen? Dennoch würd' ich kaum der größern und reinern Sehnsucht widerstanden haben, hätten mich nicht Zeit und Raum auf gleiche Weise bedrängt, da erst im Januar dieses Jahres der Entschluß zur Herausgabe dieses Werks zur völligen Ausführung reifte, und die erforliche Eile, die auch mancher andern Unvollkommenheit das schützende Fürwort reden möge, so wie die Entfernung von einer großen Bibliothek und die Weitläufigkeit der Correspondenz gleich verhindernd und erschwerend einwirkten. Eine bloße Nomenclatur verstorbener Ausländer würde aber zu wenig Befriedigung geboten haben.

Es wuchs schon ohnedieß diese Sammlung so unvermerkt unter der Hand des Herausgebers, daß, um ihr Volumen nicht allzu beträchtlich anschwellen zu lassen, und sie wohlgefälliger dem Auge darzubieten, sie in zwei Hefte getheilt werden mußte, die übrigens, wie schon die fortgehende Seitenzahl und das schlüßlich angefügte Register bezeugen, nur Ein Ganzes

bilden. Verkürzungen hier und da gingen aus demselben Grunde hervor.

Zwar könnte auch mit Grund entgegnet werden, daß für so viele und mannichfaltige Biographien eine geringere, aber tiefer eingehende, inhaltreichere Anzahl derselben wünschenswerther sey. Abgesehen indeß von der Unmöglichkeit für dieses Jahr, sollte der Umstand doch eine vorzügliche Berücksichtigung verdienen, daß möglichst denkwürdig Verstorbene vom J. 1823 nicht weggelassen wurden. Dieß schien nur auf diesem Wege erreicht werden zu können, und in unsern Tagen, wo eine Fülle von literärischen Erscheinungen die Zeit reichlich in Anspruch nimmt, und hier, wo man sich die mannichfaltigsten Leser vorstellt, könnte manchem die ausführliche Länge ermüdend werden.

Durch das ganze Buch, so mannichfaltig in den Verfassern und Darstellungen, sollte möglichst — darnach strebte wenigstens der Verfasser — Ein Geist wehen, der Geist der Wahrheit und der Milde, der, fern von Parteisucht, sowohl im Gebiete der Religion als der Politik, die Ansichten des Einen wie des Andern ehrt, und durchaus nicht zu Gunsten eines Systems aus dem Leben eines Geschilderten willkürlich herausnehmen mochte, was ihm eigenthümlich war, wohl aber die Hand ordnend und mildernd darüber hielt, wann es den Anschein bekam, daß die goldene Mittelstraße verlassen

wurde. Denn, wie Liebe und Dankbarkeit mancher dieser Arbeiten ihr Daseyn verlieh, so sollte auch, neben der möglichsten Unbefangenheit und Wahrheit, die Liebe sie leiten und ordnen, und sie beeiferte sich freudig, in diesem Geiste das Begonnene zu vollenden.

Um mit eintheilender Ordnung und zur Erleichterung bei dem Nachschlagen zu verfahren, ist das Ganze in drei Rubriken: ausführlichere Nachrichten, kürzere Notizen, und kurze Anzeigen geschieden worden, wobei die Bemerkung wiederholt werden muß, daß die Größe der Biographien durchaus nicht über den Werth der Geschilderten entscheidet, da der Herausgeber so gern Mehrere von der zweiten und dritten Abtheilung in die erste versetzt haben möchte, hätten ihm nicht die Hülfsmittel dazu ermangelt. Auch die kürzesten Nachrichten rechtfertigen sich dadurch, daß sie wenigstens die Lücken ausfüllen. Ein Nachtrag im künftigen Jahre könnte vielleicht das noch Mangelnde ergänzen. Bei Fertigung der minder ausführlichen Notizen aber sind hauptsächlich die jena'sche, hallische und leipziger Literaturzeitung, die Nationalzeitung, das allgemeine Repertorium der neuesten und ausländischen Literatur, das Journal für Prediger von Bretschneider, die in Schwerin erscheinenden freimüthigen Abendblätter, so wie die bekanntesten Journale, außer den, schon im Werke selbst

genannten, Schriften im Auszuge benutzt, die Quellen, der Raumersparniß halber, aber nicht immer angeführt worden. Es ist erfreulich, an unsern Journalen, besonders an der allgem. Kirchenzeitung und der Modenzeitung zu bemerken, daß sie seit 1824 kleine Nekrologe aufnehmen, welche mit Dank benutzt werden dürften.

Was von Seiten des mit Liebe hierbei thätigen Verlegers für die äußere Gestaltung dieses Buchs geschah, liegt vor Augen. Bei der wohlgefälligen Form und der Correctheit des Druckes, bei der möglich sich gleichbleibenden Orthographie, so weit sie nämlich bei so verschiedenartigen Manuscripten und der Mannichfaltigkeit der deutschen Schreibart zu erreichen war, so wie in Papier und Umschlag suchte man mit der Fülle Eleganz und ausdrucksvolle Bezeichnung zu vereinigen und schmückte das Ganze mit dem Bildniß eines edlen Geschiedenen. Wohl möchten Manche im Stillen ausrufen: warum ist es nicht das Bildniß eines Andern der hier Geschilderten, durch Ruf und That noch Ausgezeichnetern? Indeß empfiehlt sich dieser Mann nicht nur durch seinen Geist und sein mildthätiges Herz, wie ihn auch der Biograph würdig hervorgehoben, und wie noch in der neuesten Zeit sein Name in Berlin verewigt worden ist; es tritt auch die künstlerische Trefflichkeit des Kupferstichs und der Umstand rechtfertigend ein, daß hierdurch von allen Käufern dieses Werks ein kleiner Beitrag

zum Besten der trefflichen Wadzecksanstalt dargereicht wird.

Doch, wie könnte ich schließen, ohne noch ein Mal des gefeierten Mannes mit hoher Achtung und Weihe zu gedenken, der ja der ideenreiche Urheber des Nekrologs war, Friedrich von Schlichtegroll, wie er sich am liebsten nannte, des verdienten Literators, den mehr, als Eine treffliche Leistung so wie die Würdigkeit seines Sinnes und Lebens auszeichnete. Es hat ihn eine meisterliche Freundeshand in unserm Werke so geschildert, daß er sich uns auf eine würdige Weise wieder vergegenwärtigt. Daß diese Biographie übrigens, obgleich der Verewigte am Schlusse des Jahres 1822 gestorben ist, in den Nekrolog von 1823 aufgenommen wurde, und der Sammlung voransteht, diesen Anachronismus wird wohl jeder Leser als einen schuldigen Beweis dankbarer Hochachtung anerkennen und darum verzeihen. Wenn aber in dieser Biographie sowohl, als durch eine andere wohlmeinende, mir so theuere Feder zu erkennen gegeben wird, mit welchen Schwierigkeiten der erste Herausgeber bei so vorzüglichen Geistesgaben und den günstigsten Beförderungsmitteln zu kämpfen hatte, und jene sich jetzt ungleich gemehrt haben, so mag man seinem Nachfolger wohl glauben, daß er mit nicht geringer Zaghaftigkeit die Bahn des würdigen Vorgängers betritt, und sich gern und freudig mit dem

Ausspruche begnügen würde, dem frühern Muster nur einigermaßen nahe gekommen zu seyn.

Um so angelegentlicher aber empfehle ich diesen Erstling meiner Muße freundlicher Beachtung und nachsichtsvoller Güte, wiederhole aber zugleich die dringende Bitte, daß, wo irgend das hier Gelieferte eine glückliche Aufnahme finden sollte, diese sich vor Allem auch dadurch zu erkennen gebe, daß edle Beförderer eines gemeinnützigen Unternehmens daran einen thätigen Antheil nehmen, mich mit ausführlichern oder kürzern Beiträgen für die kommenden Jahre erfreuen, und irgend in den Nekrolog einschlagende, in ihrer Gegend sich ereignende, Veränderungen gütigst mittheilen mögen *). Auf den innigsten und ungetheiltesten Dank des Herausgebers und mit ihm der Lesewelt könnten diese schätzbaren Theilnehmer sicher rechnen.

Möchten doch Viele diesem vaterländischen Unternehmen einen lebhaften Antheil vergönnen, und dadurch dem Werke erst die Vollendung ertheilen, welche ihm die schwachen Kräfte des Einzelnen nicht zu geben vermögen. Und so reihe sich denn eine Jahresblume an die andere

*) Dieß geschieht am füglichsten und Kosten ersparend, wenn solche Beiträge unter der Aufschrift: „an die Voigt'sche Buchhandlung in Ilmenau" in der zunächst liegenden Buchhandlung zu gefälliger Weiterbeförderung abgegeben werden.

Adolph Heinrich Friedrich von Schlichtegroll, *)

königlich-bair. Director und General-Secretär der Academie der Wissenschaften, Ritter des Civilverdienstordens der bair. Krone und des Hausordens des h. Michael, Ehrenmitglied der Berliner Academie der Wissenschaften, der Göttinger gel. Societät, der Hamburger Gesellschaft der nützlichen Wissenschaften, der lat. Gesellschaft zu Jena, der histor. Gesellschaft zu Frankfurt a. M., der Academia Italiana zu Livorno, der Academie zu Neapel, der Société de la Morale chrétienne zu Paris rc.

geb. den 8. Dec. 1765.
gest. vom 3—4. Dec. 1822.

Das Leben des Mannes, von dem wir hier Nachricht geben wollen, zerfällt in zwei Abschnitte. Die erste Hälfte desselben war durch eine genußvolle Stille in heitern Verhältnissen ausgezeichnet; die andere führte die mannichfaltigsten Bewegungen herbei. In der einen, wie in der andern hat er den Ruhm eines guten Mannes behauptet, in dem edeln Sinne, den Cicero diesem Ausdrucke gibt, wenn er sagt: „Ein guter Mann ist der, welcher nützt, wenn er

*) Schlichtegroll bediente sich in seinen Schriften und brieflichen Unterzeichnungen nie der beiden ersten Taufnamen. Den Adel verdankte er dem Orden der bairischen Krone, den er bei seiner ersten Vertheilung im Jahr 1808 erhielt.

kann, und niemanden schadet." Wir setzen hinzu: der, welcher für seine Pflicht lebt; sich seinem Amte mit Eifer widmet; nichts gering achtet, was dem Ganzen frommt, zu dem er gehört; das Gute, wo er es findet, ehrt und fördert; das Böse nach seinen Kräften vermindert und abwehrt; keinem Unrecht thut, auch wenn er unrecht erfährt, und Gott anheim stellt, was er nicht zu ändern vermag. Alles dieses war in ihm. In mehr als einer Gegend des Vaterlandes leben Menschen, welche sich dieser Tugenden dankbar erinnern; viele, denen er genützt; viele, mit denen er in langer und ununterbrochener Freundschaft gelebt hat. Diese zeugen für uns. Von allen ist sein Tod aufrichtig betrauert worden. Wenn aber auch vielleicht einige Dornen auf sein frühes Grab gestreut worden sind, so verschwinden diese unbeachtet unter den Blumen, mit denen es die Hand der Freundschaft, der Liebe und inniger Achtung bedeckt hat.

Friedrich von Schlichtegroll war den 8. Dec. 1765 zu Waltershausen, einer gothaischen Stadt am Fuße des Thüringerwaldes, geboren, von wo sein Vater kurz darauf nach Gotha versetzt wurde*). Seine erste Erziehung erhielt er im väterlichen Hause, und das stille, beschränkte und religiöse Familienleben dieses Hauses gab seinem Character die Richtung, die er unter den verschiedenartigsten Verhältnissen nie verlassen hat. Sein Vater war ein heiterer und kluger Geschäftsmann; seine Mutter eine gutmüthige und fromme Frau, die, durch Neigung und Kränklichkeit an ihr Haus gebunden, nur der Verwaltung desselben und ihren Kindern

*) Er war zuerst Amtscommissär bei dem Justizamte Tenneberg, dann Lehenssecretär und Rath bei der Landesregierung.

lebte. An ihr hingen diese Kinder mit ganzer Seele; so wie auch sie vielleicht nie eine andre Regung von Eitelkeit gefühlt hat, als die ihr aus den Tugenden ihrer beiden Töchter, und dem frohen Gedeihen ihres einzigen Sohnes entsprang. Alle Glieder dieser Familie waren durch gegenseitige Liebe auf das innigste verknüpft; und, da Alles gemeinschaftlich war, der Genuß wie die Entbehrung, Freud und Leid; so bildete sich in diesem einfachen und wenig bewegten Leben ein heiteres Wohlwollen in allen aus, das sich auch in veränderten und erweiterten Verhältnissen als unzerstörbare Grundlage ihres Characters bewährte. Eben so blieb auch bei dem Sohne, nachdem sich seine Verbindungen nah und fern ausgedehnt hatten, und sein Haus ein Sammelplatz fremder und einheimischer Gelehrten und Künstler geworden war, seine Vorliebe für die Beschränkung des Familienlebens ungeschwächt, und er fühlte sich nur dann recht glücklich, wenn er den Frieden seines Jugendlebens, dessen Bild er unabläßig in seiner Seele bewahrte, um sich her und unter den Seinigen verbreiten konnte.

Schlichtegroll genoß seinen ersten Unterricht von seinem Vater; dann von Privatlehrern, unter denen er den noch lebenden Pfarrer von Gierstädt, Sebastian Heinrich Möller, einen gelehrten und durch exegetische Schriften rühmlich bekannten Mann, vorzüglich ehrte. In seinem vierzehnten Jahre ward er dem Gymnasium anvertraut, das, durch Geißlers Bemühen aus tiefer Versunkenheit gerettet, jetzt unter der Leitung des geistreichen, vielseitig gebildeten Stroth stand. Dieser Mann, dessen Namen die leider unvollendete Ausgabe des Eusebius und Livius erhalten wird, wirkte in seinem Amte nicht bloß durch seinen Unterricht, sondern eben so sehr durch seine liebenswürdige Persönlichkeit, durch die

Aufmerksamkeit, die er jedem keimenden Talente widmete, und durch die freundliche Theilnahme, mit der er auch den Schüchternen Muth gab. Auch Schlichtegroll genoß seiner Gunst. Mit andern seiner Mitschüler nahm er an den Abendunterhaltungen Theil, welche wöchentlich bei dem verdienten Rector Statt fanden, und in denen Gegenstände der Literatur auf mannichfaltige Weise besprochen wurden. Durch diese Unterhaltungen gewann, wie bei mehrern andern, die in demselben Verhältnisse standen, die Liebe zur Theologie Eingang bei ihm. Sein Vater hatte ihn dem Studium der eigenen Wissenschaft, der Rechtsgelehrsamkeit bestimmt; und er folgte dieser Bestimmung, als er gegen das Ende des Jahrs 1783 die Universität Jena bezog. Aber, welche Mühe er sich auch geben mochte, die Abneigung gegen die Jurisprudenz zu besiegen, oder sich eine Neigung dafür anzueignen; sein Bemühen war umsonst; die alte Liebe für die Theologie behielt die Oberhand; und so gelang es ihm denn auch endlich, die Bestimmung seines Vaters zu einer veränderten Richtung seiner Studien zu gewinnen. Die exegetischen Vorlesungen des gründlichen Griesbachs, eines der gelehrtesten Schüler von Semler, und eines Freundes von Stroth, so wie die des universell gebildeten Eichhorns, und des geistreichen Schütz, schlossen sich an Schl's. frühere philologische Studien an; und, indem er sich der Theologie zu widmen glaubte, trieb er doch eigentlich nur Philologie auf dem Gebiete der Theologie. Was ihn aber bei allen seinen Studien beherrschte, war ein edles Verlangen nach allgemeiner Bildung, und diesem Verlangen gemäß war auch sein Umgang gewählt. Mit gleichgesinnten Freunden, von denen wir Mnioch, Mylius und Faber nennen, verband er sich zu gemeinschaftlichen Arbeiten, von

denen auch einiges öffentlich erschienen ist; und mit ihnen vereint führte er, unberührt von dem wüsten Treiben der damaligen Burschensitten, ein heiteres und wissenschaftliches Leben. Die Entstehung der allgemeinen Literaturzeitung, Stroth's und Schützens Werk, gab dem wissenschaftlichen Streben in Jena einen neuen Schwung; und die lebendige Anregung, die, wie sich wohl noch mancher mit Vergnügen erinnert, von dem Mittelpunkte jenes Institutes ausströmte, wirkte auf die jüngern Freunde der Wissenschaften wohlthätig ein. Schl. empfand diese Wirkung um so mehr, da er schon früher mit dem Schützischen Hause verbunden, auch die Freundschaft des liebenswürdigen und gelehrten Hufeland genoß, welcher dem neuen Unternehmen eine Reihe von Jahren hindurch seinen Eifer und seine Kräfte widmete. Durch die Bewegung in diesem Kreise wurde Schl. immer bestimmter zur Philologie hingezogen. Die Heynische Schule genoß damals eines ausgezeichneten Ruhms; sie war in ihrer Art in Deutschland die einzige. Das Verlangen, von ihr Nutzen zu ziehen, und das Beispiel einiger Freunde, die desselben Weges gegangen waren, führte den Wißbegierigen nach Göttingen hin. Auch hier hörte er noch theologische Vorlesungen; aber immer mehr und mehr beschäftigte ihn der Cyclus des Heynischen Unterrichtes. Er wurde als Mitglied in das philologische Seminarium aufgenommen; trat aber seine Stelle nach einiger Zeit an einen Freund ab, welcher die damit verbundenen Vortheile, mehr als er bedurfte. Das wissenschaftliche Leben mit Freunden setzte er auch hier fort. Von denen, die am engsten mit ihm verbunden waren, nennen wir nur einige, welche auch der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt worden sind, Carl Gotthold Lenz, Ludwig Wachler, Georg Friedrich Wei-

ßenborn, Ziegler, die beiden Brüder Matthiä und Stieglitz, von denen drei schon vor ihm in die Ewigkeit gegangen sind.

Schlichtegrolls Aufenthalt in Göttingen ward durch die glänzenden Tage der funfzigjährigen Jubelfeier der Universität beschlossen, die ihn um desto mehr erheiterten, da er sie in der Gesellschaft seines bejahrten Vaters genoß. Mit diesem kehrte er nach Gotha zurück. Kurze Zeit darauf wurde er als Lehrer bei dem Gymnasium angestellt, und ihm zugleich die Inspection über das damit verbundene Cönobium anvertraut. Sein Lehramt umfaßte vornemlich die Religionslehre, die hebräische und deutsche Sprache, und den Elementarunterricht in der lateinischen. Dreizehn Jahre hindurch stand er diesem Amte mit Eifer und Treue vor. Nicht befriedigt durch die pünktliche Erfüllung vorgeschriebener Pflichten, suchte er den ihm anvertrauten Zöglingen als väterlicher Freund durch seinen Umgang, durch Rath, Lehre und Warnung zu nützen. Noch leben Viele, die sich seines belehrenden Umgangs erfreut, und in seinem Hause Ersatz für das Familienleben gefunden haben, das sie um der Studien willen in ihrer Heimath verlassen hatten. Keinem Jünglinge von guten Sitten war sein Haus verschlossen; und wer eines Rathes oder der Unterstützung bedurfte, konnte hier auf freundliche Aufnahme, und wohlwollenden Beistand rechnen.

Kurz vor dem Antritte seines Amtes oder zugleich mit demselben stellte Schlichtegroll seine erste Schrift an das Licht *), die, unter Heynens Augen entstanden, von der Richtung seiner Studien und ihrem Erfolge Rechenschaft gab. Diese nicht ohne Bei-

*) Ueber den Schild des Herkules. Gotha 1788. 8.

fall aufgenommene Schrift begründete zuerst einen Anspruch auf einen Platz unter den Freunden der Archäologie, den er in der Folge durch seine Bearbeitung des Stoschischen Cabinets von geschnittenen Steinen *), die Annalen der Numismatik und einige andere Schriften dieser Art mit Ruhm behauptet hat. Doch hiervon wird weiter unten die Rede seyn. Hier ist es genug zu bemerken, daß jene Schrift zuerst die Aufmerksamkeit Ernst des Zweiten auf den jungen Gelehrten lenkte, der sich auch der Gunst der Männer, die bei dem Herzoge das meiste galten, des General-Superintendent Koppe, des Geheimenraths von Ziegesar und des Hofraths Geißler auf eine ausgezeichnete Weise erfreute.

Im Sommer des Jahrs 1792 verheirathete sich Schl. mit der zweiten Tochter des Geheimenhofraths Rousseau, welchem nach Schlägers Tode (1787) die Aufsicht über das herzogliche Münzcabinet anvertraut war. Diese Verbindung mit einer liebenswürdigen, geistreichen und vielseitig gebildeten Frau, die er schon lange geliebt hatte, gab seinem Leben eine festere Grundlage, und seinen Gefühlen einen lebhafteren Schwung. In ihr hat er bis an seinen Tod die Quellen des reinsten Glücks gefunden; und

*) Es erschien zuerst von diesem Werke ein Band in deutscher und franz. Sprache und in zweierlei Format unter dem Titel: Auswahl vorzüglicher Gemmen, mit mythologischen und artistischen Erläuterungen begleitet von Friedrich Schlichtegroll. Nürnb. 1797, 4. u. Fol. Dieser Band wurde später mit einem neuen Titel wiederholt: Dactyliotheca Stoschiana; mit der Beschreibung derselben von Johann Winckelmann, und mit Anmerkungen und Erläuterungen von Friedr. Schlichtegroll. Nürnberg 1805. Diesem folgte in demselben Jahre ein zweiter Band nach einem erweiterten Plane. Der dritte, welcher das Werk beschließen sollte, ist, so viel wir wissen, nicht erschienen.

gern rühmte er in seinen vertraulichsten Mittheilungen den Trost und die Freude, die er dieser heitern und klarsehenden Freundin verdankte, die ihn in den Stürmen des Lebens durch beseeltes Gespräch, zu erheitern, und, wenn ihn in späterer Zeit die Last der Arbeit niederdrückte, aufzurichten und zu ermuntern verstand.

Die Arbeiten eines Lehrers bei dem Gothaischen Gymnasium sind nicht zahlreich. Mit der schonenden Milde, welche die Regierung dieses Landes zu allen Zeiten ausgezeichnet hat, ist ihnen Muße verstattet, in ihrer Wissenschaft fortzuschreiten; und nie ist diese Muße anders, als zum Besten der Wissenschaften überhaupt, zur Verbesserung des Unterrichts, und also zum Flor und Ruhm des Gymnasiums benutzt worden. Sobald Schl. in seinem Amte einheimisch geworden war, dachte er darauf, die Zeit, die es ihm übrig ließ, durch schriftstellerische Arbeiten nützlich auszufüllen. Von Jugend auf hatte er dem Thun und Wirken ausgezeichneter Menschen seine Aufmerksamkeit zugewendet; er hatte in sich selbst die Wirkung guter Beispiele, so wie ihm sein Plutarch, und selbst Bücher von untergeordnetem Werthe, wie Feddersen's Leben und Ende gut gesinnter Menschen darboten, gefühlt; und er sah in dieser Gattung von Geschichte „eine Sitten- und Klugheitslehre in Beispielen, ein brauchbares Erziehungs- und Bildungs-Mittel des frühern wie des spätern Alters." Von diesem gemeinnützigen Gedanken ging der umfassende Plan seines Nekrologes aus; eines Werkes, das den Denkmälern des Ceramicus vergleichbar, das Andenken der Verstorbenen erhalten, und der Nachwelt das Muster ihrer Tugenden zur Nachahmung, oder ihre Verirrungen zur Warnung vorhalten sollte. Auch das Recht der Gleichheit

sollte darin geübt und hergestellt werden. Denn höchst unbillig schien es ihm, daß meist nur der Name der Fürsten, welcher der politischen Geschichte angehört, oder der Schriftsteller und Künstler, deren Denkmäler ihre Werke sind, durch die biographische Kunst geschmückt und verherrlicht werden, während der Geschäftsmann, der sein Leben einem mühevollen Amte widmet, der Geistliche, der das Heil seiner Gemeinde gründet, der rechtschaffne, denkende Handwerker, der Landmann, welcher durch Tugend und Tüchtigkeit die Sphäre seines engen Daseyns erweitert, unbeachtet dahin stirbt, so, daß in kurzer Zeit sein würdiges Andenken und die Segnungen, die in seinem Beispiele liegen, bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Diesem Unrechte sollte der Nekrolog so weit, als möglich abhelfen. Doch mußte bald der erste großartige Plan des Werkes wieder verlassen werden. Es war eben so wenig möglich, in jedem Jahrgange die Lebensbeschreibung aller denkwürdigen Todten des verflossenen Jahres zu vollenden und chronologisch zu ordnen; als das Ausland darinne mit dem Vaterlande zu vereinigen, da durch den Ausbruch des Kriegs der Verkehr mit der Fremde so oft gestört und gehemmt wurde, und auch in Deutschland selbst sichere und unparteiische Nachrichten keineswegs immer leicht und schnell zu erhalten waren. Ein unermüdlicher Eifer mußte aufgeboten, viele Briefe mußten umsonst geschrieben, viele Bitten verschwendet, und die erhaltenen Mittheilungen vielfältig geprüft werden, ehe sich die rechten gehaltigen Adern zeigten. Und oft war doch das, was der Indolenz mühsam abgewonnen worden war, nichts weiter, als ein rohes Erz, das eine neue und mühsame Behandlung forderte, ehe es Form und Glanz erhielt; eben so oft entmuthigend

durch Dürftigkeit des Gehaltes, als abschreckend durch übermäßige Fülle unbrauchbarer Schlacken. Nur der kleinste Theil der zahlreichen Lebensbeschreibungen dieser Sammlung, die ihren Urheber sechszehn Jahre hindurch beschäftigt hat, ist von fremder Hand. Alle aber, die ihm selbst angehören, tragen das eigenthümliche Gepräge seines Gemüths, das mit melancholischer Lust bei den Gräbern verweilt, und auf jeden Laut der Liebe, der sie umtönt, aufmerksam horcht; und es ist keine, welche unverschuldete Mängel auch immer an ihr haften mögen, die nicht eine innige Liebe des Guten und Edeln, wie ein Hauch des Lebens und ein beseelender Geist, durchströmte. Nur Einen Tadel hat, so viel wir wissen, diese Sammlung, in so fern sie Schl's Werk ist, erfahren, daß sie von den Todten allzu günstig urtheile; aber dieser Tadel, den wir weder zu widerlegen noch zu bekräftigen im Stande sind, wandelt sich in ein Lob ihres Urhebers um, wenn es wahr ist, daß eben die Besten am wenigsten an das Böse glauben *), und fremde Gestalten in dem Spiegel ihres Gemüthes eben so gereinigt erblicken, wie uns an dem Ufer eines hellen See's die umgebende Natur heller und reiner entgegenstrahlt.

Dieses Werk, welches den häufigen Gebrauch literarischer Hülfsmittel nöthig machte, mochte seinem Verfasser wohl die erste Veranlassung geben, sich zu unentgeltlichen Arbeiten an der öffentlichen Bibliothek zu erbieten, die auch überhaupt seiner Neigung zu literarischen Geschäften zusagten. Damals stand Geißler dieser Anstalt als Director vor; und, da der regierende Herzog den alten würdigen

*) Vt quisque est vir optimus, ita difficillime esse alios improbos suspicatur. Cicero ad Quint. Fratr.

Mann fast täglich in seinem Bücherschatze besuchte, und hier seine heitersten Stunden genoß *), so ward ihm auch Schl. immer mehr und immer vortheilhafter bekannt. Der Herzog fing an, ihn in seinen Privatgeschäften zu brauchen, und stellte ihn dann im Jahr 1799 neben seinem Schwiegervater beim Münz-Cabinet an. Diese Stelle sagte allen seinen Wünschen zu. Schon früh hatte er der Numismatik, so wie der gesammten Archäologie, seine Aufmerksamkeit zugewendet; und indem er jetzt beschloß, sich ihr eben so wohl aus Neigung als aus Pflicht ausschließend zu widmen, legte er im Jahre 1800 seine Professur nieder, und verließ am Schlusse desselben Jahres das Gymnasium, nachdem er den Unterricht noch eine Zeitlang bis zur Anstellung eines neuen Lehrers ohne Entgelt fortgesetzt hatte.

Die erste Frucht seiner neuen Stellung war die Geschichte des Institutes **), dem er nun angehörte, in lateinischer Sprache geschrieben, und dem Herzoge in einer sinnreich gewendeten Zueignung an seinem Geburtstage dargeboten. Würde diese kleine und wohlgeschriebene Geschichte weiter fortgesetzt und bis zu dem Ende von Schl's. Verwaltung geführt, so würde sie anziehende Erweiterungen erhalten müssen, welche fast ausschließend den Verdiensten ihres Verfassers gewidmet seyn würden. Mit großem Eifer betrieb er das neue Geschäft, und, wie er überhaupt Mittheilung liebte, und gern für das, was ihm nützlich und gut schien, fremde Theilnahme weckte, so zog er auch jetzt die Liebhaber der Numismatik an sich, öffnete

---

*) S. Friedr. Jacobs vermischte Schriften 1 Theil. Seite 35.

**) Historia Numothecae Gothanae. Gothae. 8.

ihnen die anvertrauten Schätze mit großer Bereitwilligkeit, und gab dem, was er vorzeigte, durch beigefügte Erklärungen und Bemerkungen auch für Dilettanten einen Werth. Indem er auf diese Weise das Cabinet gemeinnütziger machte, als es je seit seiner Entstehung gewesen war *), dachte er auch auf die Erweiterung desselben. Günstige Gelegenheiten boten sich an, und wurden mit Eifer benutzt. Der Herzog, voll Verlangen, die wissenschaftlichen Sammlungen seiner Residenz nach dem Beispiele seiner erlauchten Vorfahren und aus eigner Liebe zu erweitern, und, durch strenge Verwaltung seiner Einkünfte mit allen Mitteln dazu reichlich ausgestattet, bot den Vorschlägen seines Conservators leicht sein Ohr; und, da dieser die Bedürfnisse und Mängel der Sammlung vollkommen kannte, und durch seine zahlreichen Verbindungen von Allem, was ihr förderlich seyn konnte, Kenntniß erhielt, so ist es geschehen, daß seit Schl's Anstellung und durch seine Bemühungen das Gothaische Cabinet den schönsten und reichsten Zuwachs gerade in den Fächern erhalten hat, in denen es am dürftigsten ausgestattet war.

Seit der Erscheinung der Gotha numaria, eines für seine Zeit ausgezeichneten, aber keineswegs

*) Das rühmliche Zeugniß, welches Sestini (Descrizione degli Stateri antichi S. 97 ff.) der Gemeinnützigkeit des Gothaischen M. C. ertheilt, ist ihm eben durch S's gefällige Bereitwilligkeit zu Theil geworden. Dieser nahm auch den trefflichen Münzkenner im Jahr 1804, und wiederum 1805, in seinem Hause auf, und verschaffte ihm alle Bequemlichkeit, sich mit den Schätzen des Cabinets bekannt zu machen. Eine Frucht hiervon war der neunte Theil der Lettere numismatiche. Berlino. 1806. 4. Später bewies er in München dem verdienstvollen Greise dieselbe Gefälligkeit.

zuverlässigen Werkes, war von den Schätzen dieses Cabinets wenig oder nichts zur Kenntniß des numismatischen Publicums gelangt. Liebens erster Nachfolger war ziemlich unthätig gewesen, und Schläger, ein kenntnißreicher und arbeitsamer Mann, hatte während seiner acht und vierzigjährigen Verwaltung, obgleich unablässig mit seinem Institute und Numismatik beschäftigt, doch nichts darüber in Druck ausgehen lassen; und so blieb es seinen Nachfolgern vorbehalten, das erwähnte Werk zu berichtigen, und, durch Beschreibung der spätern Erwerbungen des Cabinets zu bereichern. Solche Zusätze und Berichtigungen aufzunehmen, eignete sich ein von Schlichtegroll schon früher angekündigtes, aber erst nach mehrern Jahren zu Stande gebrachtes Unternehmen, wodurch einem immer mehr gefühlten Bedürfnisse auf das zweckmäßigste abgeholfen wurde. Wir sprechen von den Annalen der gesammten Numismatik, welche die alte und neue Münzkunde, und nebst gelehrten Untersuchungen über diese Wissenschaft, mannichfaltige Nachrichten, Beschreibungen, Anzeigen und Wünsche enthalten sollten. Nur ein Band dieses von den zahlreichen, sich immer vermehrenden Liebhabern der Numismatik mit Beifall aufgenommenen Werkes, und der Anfang des zweiten ist an das Licht getreten. Die Veränderung der äußern Verhältnisse des Herausgebers hat, wie den Nekrolog, so auch diese Annalen unterbrochen, und die Hoffnung, die er auch spät noch hegte, unter günstigern Umständen den frühern Plan wieder aufzunehmen, und der alten, zu keiner Zeit bei ihm erloschenen Liebe von neuem zu huldigen, ist nicht in Erfüllung gegangen.

Das letzte Geschäft, welches Schl. für sein Institut unter den Auspizien seines Herzogs aus-

führte, war der Ankauf einer in Constantinopel gemachten Sammlung, die sich in den Händen des Preußischen Gesandten, Barons von Knobelsdorf befand. Schl. wurde im September des Jahrs 1803 nach Berlin geschickt, um sie in Empfang zu nehmen, und der Herzog hatte noch die Freude, diese schöne Ergänzung seines Cabinets zu sehen, und bei ihrem Auspacken gegenwärtig zu seyn. Von jetzt an schritt Schl. zu einer neuen Anordnung der Städte-Münzen, fügte Alles, was das alte Cabinet und die neuen Erwerbungen boten, nach den Ländern zusammen, und gründete so den wichtigsten und schätzbarsten Theil des Cabinets, welcher von den Küsten der Gaditanischen Meerenge durch alle Theile der alten Welt, über Asien und Aegypten bis nach Numidien und Mauritanien zurückführt.

Kurz nach dem Anfange des Jahrs 1804 fing der Herzog an, zu erkranken, und würde den 20. April den Seinigen und seinem Lande entrissen. Wie der Tod dieses trefflichen Herrn von Allen gefühlt wurde, so nicht am wenigsten von den Aufsehern seiner Sammlungen, die er oft mit seinem Besuche beehrte, am öftersten, seit Geißlers Tode, das Münzcabinet. Schl. genoß sein Vertrauen wie wenige. Gegen diesen schüttete er oft sein beklommenes Herz aus, und Klagen, die er sonst unterdrückte, wurden gegen diesen laut. Er kannte die Redlichkeit und Zuverlässigkeit seines Dieners, und er achtete ihn um desto höher, da er ihn immer eifrig bei seiner Pflicht sah, und doch keine eigennützigen Wünsche aus seinem Munde vernahm. Während dieser aber für sich nichts begehrte, war er immer bereit, Andern Dienste bei dem Herzoge zu leisten, welcher seiner Seits, bei Aufforderungen aus einem zuverlässigem Munde, der Noth und dem

Verdienste gern zu Hülfe kam. Vielen hat Schl. auf diesem Wege genützt, ohne einen andern Lohn dafür zu erwarten, als den seines eigenen Bewußtseyns, oft ohne den Dank des Empfängers einzuernten. Auch in diesem schönen und ehrenvollen Verhältnisse war ihm das Erste und Heiligste, das Rechte zu wollen; und so empfänglich er auch für das Wohlwollen der Menschen war, und so lebhaft er nach ihrer Liebe strebte, so hat doch nie der Undank, den er früher und später erfahren, sein Herz verhärtet, oder sein schönes Bestreben, Andern zu nützen, aufgehalten.

Der Tod Ernst des Zweiten änderte in Schl's. äußern Verhältnissen nichts; aber er ließ einen tiefen Schmerz bei ihm zurück, der sich durch jeden Besuch des Cabinets erneuerte. Er setzte indeß seine Arbeiten dabei mit demselben Eifer fort, als ob ihm noch immer jener fürstliche Zeuge zur Seite stände; und unternahm, um seine Kenntniß der Numismatik zu erweitern, im Herbst 1805 eine Reise durch die Schweiz über Genf nach Paris, wo er die freundlichste Aufnahme fand, alte Bekanntschaften erneuerte, und mit den Häuptern seines Faches, Millin, Visconti, Winkler und andern Verbindungen anknüpfte. Im Jahr darauf, als der Krieg von neuem ausbrach, und entscheidende Ereignisse in der Nähe erwartet werden durften, erhielt er den Auftrag, den wichtigsten Theil des Münzcabinets und andere Schätze der fürstlichen Sammlungen nach Altona in Sicherheit zu bringen. Auf dem Wege erreichte ihn die Nachricht von der Schlacht bei Jena, und er hatte sein Ziel kaum erreicht, als Lübeck von den französischen Heeren erstürmt wurde. Ein Jahr später brachte er das Gerettete zurück, und erneuerte bei dieser erfreulichen Gelegenheit die

zahlreichen Bekanntschaften, die er früher in Hamburg und Holstein gemacht hatte.

Schlichtegroll's Lage in Gotha war in jeder Rücksicht so angenehm, als ein genügsamer Gelehrte nur wünschen mag. In dem Kreise seiner hoffnungsvollen Kinder, in der Nähe liebender Verwandten, von zahlreichen Freunden umgeben, genoß er die Achtung des Publicums, und von vielen Seiten die Anerkennung seines Verdienstes. Sein Haus war von Fremden und Einheimischen fleißig besucht. Es war seine Freude, Männer von Geist und Kenntnissen bei sich zu bewirthen, und ihnen zur Bekanntschaft mit seinen Freunden Gelegenheit zu geben.

Im Jahr 1805 sprach Friedrich Heinrich Jacobi bei ihm ein, als er seinen bisherigen Wohnsitz zu Eutin mit München vertauschte. Zwei Jahre darauf, als er von dem König von Baiern zum Präsidenten der Academie der Wissenschaften in München ernannt worden, ward Schl. von ihm als Director und General-Secretär derselben in Vorschlag gebracht. Die Aufforderung an ihn war dringend; die Berathungen seiner Vorgesetzten in Gotha langsam und zögernd; und so kam es, daß Schl., lange schon mit Bewunderung der Regierung Maximilian Josephs erfüllt, die Neigung zu dem vaterländischen Boden überwand, den Freuden seines harmlosen Lebens entsagte, und mit frohen Erwartungen dem Rufe folgte, der ihm ein neues Vaterland und einen erweiterten Wirkungskreis anwies. Zu Ende Mais 1807 reiste er nach München, wohnte den 27. Julius der Eröffnung des neuorganisirten Institutes bei, und holte im September seine Frau und ihre jüngsten Kinder dahin ab. Die beiden ältern Söhne ließ er in Gotha auf dem Gymnasium zurück.

So beklommen Schl's. Herz auf seiner ersten Reise nach München gewesen war, so erleichtert fühlte er sich gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft daselbst. Die Schönheit der königlichen Stadt, die freundliche Aufnahme, die er bei seinem künftigen Vorstande und mehrern seiner Collegen fand, vor allem aber die Huld des gütigsten und herablassendsten Königs, welcher dem erneuerten Institute sein ganzes Wohlwollen zugewendet hatte, der Reichthum der Sammlungen endlich, die mit der Academie in Verbindung gesetzt waren, machte den erfreulichsten Eindruck auf ihn, und, wie sich sein Gemüth leicht frohen Hoffnungen hingab, so lag jetzt die Zukunft wie ein reiches Fruchtfeld im Sonnenscheine vor seinen Augen ausgebreitet. Arbeit scheute er nicht. Andre Schwierigkeiten aber, als die, welche aus der Sache selbst unmittelbar erwachsen, glaubte er nicht befürchten zu dürfen.

Wenn sich bei andern Instituten dieser Art die Geschäfte des beständigen Secretärs auf die Erhaltung der äußern Ordnung, auf die Leitung der Geschäfte in den Sitzungen, die Ausführung des Protocolls, den Briefwechsel und die Herausgabe der Schriften des Institutes beschränkt, so war in München dieser Wirkungskreis durch die Verbindung der Academie mit allen wissenschaftlichen Sammlungen *) außerordentlich erweitert. Diese

*) Diese Attribute der Academie waren 1. die durch Centralisirung und Säcularisationen bis auf 400,000 Bände vermehrte Bibliothek. 2. Die Naturaliensammlung. 3. Das Cabinet der mathematischen und physicalischen Instrumente. 4. Das polytechnische Cabinet. 5. Das chemische Laboratorium. 6. Das Münzcabinet. 7. Das Antiquarium. 8. Das Observatorium. 9. Der botanische Garten.

Sammlungen waren zum Theil neu angelegt, alle aber so sehr vermehrt worden, daß jedes von ihnen eine neue Anordnung forderte. Fast überall mußte das Local, in welchem sie aufbewahrt wurden, erweitert und verändert, neue Bauten unternommen, neue Einrichtungen getroffen werden. Alles dieses, mit seinen endlosen Einzelnheiten, die mannichfaltigen Berathungen darüber mit den dabei Betheiligten, die Berichterstattungen an die höchste Stelle, die Verwaltung endlich der Geldfonds der Academie lag dem Präsidium, und namentlich dem Director ob. Die Masse dieser Gegenstände indeß entmuthigte ihn nicht. Mit demselben Eifer, mit dem er früher ein kleineres Amt verwaltet hatte, widmete er sich jetzt dem größern; und, was Dalembert von dem beständigen Secretär der franz. Academie *) sagt, daß er die Liste seiner Verpflichtungen eher erweitert als abgekürzt habe; kann auch von Schl. behauptet werden, der sich für jede Anstrengung reichlich durch die Freude belohnt glaubte, die ihm das Fortschreiten der Anstalt und die Entwickelung ihrer Attribute verursachte.

Es gibt keine Anstalt in der Welt, wie beschränkt sie auch sei, bei welcher neue und durchgreifende Einrichtungen nicht die Bequemlichkeit, das Interesse, oder die Gewöhnung der mit ihr verbundenen Individuen auf die eine oder die andere Weise verletzen, oder auch neue Forderungen und Ansprüche erzeugen, die bei dem besten Willen nicht immer befriedigt werden können. Das Bessere ist dann, wie das Sprichwort sagt, nicht blos der Feind des Guten, sondern zugleich eine reiche und bittere Quelle der Unzufriedenheit, des Mißmuths und ungünstiger Urtheile. Die ausge-

*) Duclos.

dehnte und mannichfaltig gegliederte Anstalt der Academie konnte diesem Schicksale nicht entgehen; und es war wiederum der Generalsecretär derselben, auf den die Pfeile des Tadels zunächst gerichtet wurden. Er hat in dieser Rücksicht vieles erduldet, und nicht immer reichte das Bewußtseyn der besten Absichten hin, die Schmerzen dieser Angriffe zu lindern; wie denn auch in der That die guten Absichten selbst bald durch üblen Willen, bald durch Unkenntniß der Sache, über die man sich zu urtheilen herausnahm, in ihrer Wirksamkeit gehemmt werden mochten. Nicht Einsicht und Klugheit allein fördert eine gute Sache; auch des frohen Muthes bedarf sie; und die Zeit, die ein rechtschaffener Mann bei abgedrungenen Rechtfertigungen verschwenden muß, ist für das Beste seines Geschäfts mehr, als zwiefach verloren.

Während des Krieges mit Oestreich brach in München der berüchtigte Streit zwischen den Süd- und Nord-Deutschen aus. Wir begnügen uns hier mit der Erwähnung desselben, da wir um desto wenigere Ursache finden, auf diesen verhaßten Gegenstand einzugehn, als Schl. nur durch Verhältnisse persönlicher Freundschaft darein verwickelt wurde. Auch in dieser unseligen Zeit wurden die Geschäfte des Directorates nur wenig gestört. Die Anordnung der Attribute rückte vor; die gelehrte Wirksamkeit der Mitglieder blieb thätig; das Ganze befestigte sich unter den Gefahren des Krieges und den Stürmen der Parteiungen.

Als der Friede wieder hergestellt und der Himmel heiterer geworden war, erwartete den Director der Academie ein neuer Zuwachs von Arbeiten. Der Präsident legte seine Stelle nieder, und, da die Regierung für gut fand, sie nicht wieder auf dieselbe Weise zu besetzen, so wurde fast die ganze Last des Präsidiums auf Schl's. Schultern gelegt. Auch

die oberste Leitung der Bibliothek, in deren Personal sich Veränderungen zugetragen hatten, fiel ihm fast ganz zu; und, wie er früher die Erweiterung ihres schönen Locals befördert hatte, so trug er jetzt zur Wiederherstellung ihrer innern Anordnung wesentlich bei, indem er ermunterte, rieth, eingriff, und mit der Milde seines versöhnenden und vermitteln- den Characters, jeden Anstoß beseitigte, der dem Gedeihen dieser großen Anstalt im Wege war. Denn die Sache war es und ihr Gedeihen, was ihm allein vor Augen stand; um ihrentwillen ertrug er, was nur zu ertragen war; achtete keinen Angriff, und verzieh persönliche Kränkungen. Mehr, als einmal ist es ihm hierdurch gelungen, Gegner in Freunde umzuwandeln; und, wenn dieses fehlschlug, ihnen wenigstens den Eifer einzuflößen, der ihn selbst beseelte. So gedieh das ihm anvertraute Geschäft. Wenn es aber die erste Tugend des Geschäftsmannes ist, fest auf seiner Pflicht zu stehn, so ist die zweite, sich selbst vergessen zu können.

Manche belohnende Freude wurde ihm damals in seiner Amtsführung zu Theil. Das Münzcabinet erhielt durch den Ankauf der reichen Cousinerischen Sammlung auf den Betrieb des kunstliebenden Kronprinzen eine Vermehrung, die ihm unter dieser Art von Sammlungen einen der ersten Plätze zusichert, und Schl. hatte die Ehre, dieses große und schwierige Geschäft einzuleiten und zu vollenden. Das Antiquarium ordnete sich; der botanische Garten erblühte unter seinen Augen, das chemische Laboratorium ward nach den Angaben des trefflichen Gehlen erbaut und eingerichtet; die naturhistorischen Sammlungen erhielten von mehrern Seiten her, vornehmlich aber durch die brasilianischen Erwerbungen einen reichen und glänzenden Zuwachs. Aber alle diese neuen, oder umgeschaffenen oder be-

reicherten Anstalten, welche die Wissenschaft fördern und die Bewunderung der Reisenden erregen, waren das Ergebniß vielfältiger Arbeiten, deren Mittelpunkt das Arbeitszimmer des Directors war. An ein zusammenhängendes, schriftstellerisches Unternehmen war hierbei, und bei so vielen andern fortgehenden Geschäften nicht zu denken. Nur Einzelnes vermochte er zu geben, und dieses gab er, so oft sich Gelegenheit bot. Außer den sorgfältig bearbeiteten Jahresberichten der Academie, welche die Thätigkeit dieser Anstalt beurkunden, hat er die Leben einiger verstorbenen Mitglieder beschrieben, und mehrere wissenschaftliche Abhandlungen und Reden geliefert. Eine, mit dem jetzigen Oberbibliothekar von Scherer unternommene, der deutschen Sprache gewidmete Zeitschrift *) hatte keine lange Dauer; so wie auch eine andre, welcher der heilige Bund ihre Entstehung gegeben hatte.

Es dürfte vielleicht getadelt werden, daß Schl. bei den mannichfaltigen Geschäften seines Amtes sich noch freiwillig mit manchem belastete, was den ihm angewiesenen Kreis der Wirksamkeit nicht eigentlich zu berühren schien. Die Gründung des polytechnischen Vereins war zum Theil sein Werk, und mehr, als einmal übernahm er dabei die Geschäfte des Secretärs. Mit gleicher Liebe nahm er auch an Vorherr's Institut für die Verschönerung des Landbauwesens Theil. Die Zwecke des Frankfurter Vereins für ältere deutsche Geschichtskunde beförderte er mit der größten Lebhaftigkeit. Und so zeigte er sich überall, wo ihm ein nützlicher Zweck entgegenstrahlte, thätig, berathend und hülfreich. Wer aber möchte es wohl im Ernste tadeln, wenn

*) Teutoburg.

ein vielbeschäftigter Mann seinen Wirkungskreis freiwillig ausdehnt? wenn er nichts der Pflicht entzieht, sondern der Muße und dem Schlaf? wenn er sich eben durch die treue Theilnahme an nützlichen Unternehmungen für die Erfüllung obliegender Pflichten stärkt? wenn er dem gemeinsamen Besten den Genuß des Lebens zum Opfer bringt? oder wenn er vielmehr keinen höhern Genuß kennt, als die Uebung seiner Thätigkeit in Beförderung des Guten und in der Anwendung seiner Kenntnisse? *) Und so war es hier. Eben der weltbürgerliche Sinn, der ihn in die Geheimnisse der Maurerei geführt hatte und durch diese gestärkt worden war, dieser von Sokrates und Marcus Aurelius geehrte, und in unsern Tagen von Einigen geschmähte Sinn, hatte ihn nach Baiern begleitet, so wie eben die weltbürgerliche Entwickelung, die dieser Staat unter Maximilian Josephs glorreicher Regierung erhielt, eigentlich das war, was ihn dahin zog. Von dieser Zeit an aber stand auch der Vorsatz fest in ihm, auch in diesem Lande, so weit seine Kräfte reichten, Gutes zu pflegen und auszusäen. Für gut aber hielt er nur das, was durch edle und ehrliche Mittel gedeiht, so wie sich auch seine ganze Denkungsart nur mit einem vereinigenden, nicht mit einem spaltenden und verfeindenden Patriotismus vertrug **). Bei dieser Gesin-

*) Cicero pro Archia c. 6. Quis tandem me reprehendat, aut quis mihi jure succenseat, si, quantum ceteris ad suas res obeundas, quantum ad festos dies ludorum celebrandos, quantum ad alias voluptates, et ad ipsam requiem animi et corporis conceditur temporum; quantum alii tribuunt tempestivis conviviis, quantum denique aleae, quantum pilae; tantum mihi egomet ad haec studia recolenda sumsero?

**) „Er war ein trefflicher Bürger, weil er ein edler Mensch war, und das seinem Geiste und Gemüthe

nung zog ihn alles Gute an, und er vergaß den Vorsatz der Beschränkung in dem Augenblick, wo ein neuer Gegenstand, welcher nützliche Erfolge verhieß, seine Theilnahme aufforderte. Keine neue Entdeckung dieser Art, keine wichtige Verbesserung blieb ihm unbemerkt, und, wer ihn gekannt hat, weiß, mit welcher freudigen Lust er davon sprach, und wie bemüht er war, sie bekannt und gemeinnützig zu machen. Von den zahlreichen Fremden, die er in München geführt hat, erinnern sich ohne Zweifel noch Viele des unverdrossenen Eifers, mit dem er ihre Aufmerksamkeit auf Alles richtete, was diese Stadt Schönes und Musterhaftes darbietet. Von diesem waren ihm die mannichfaltigen Schulen und Unterrichtsanstalten das Anziehendste. Nie unterließ er am Schlusse des Studienjahres ihren öffentlichen Prüfungen beizuwohnen, die Ausstellungen der Arbeiten der Freischulen und ähnlicher Anstalten zu besuchen, und bei den Preisvertheilungen gegenwärtig zu seyn. Dieß waren seine festlichsten Tage, weil es Festtage des edelen Geistes sind, welcher auf Baiern ruht; und, wie sie ihn selbst erheiterten und entzückten, so kannte er auch keine größere und reinere Freude, als dieses Entzücken Andern mitzutheilen.

Unter den, Baiern eigenthümlichen, Instituten nehmen die Fabriken von Utzschneider, Reichenbach und Frauenhofer, so wie die lithographischen Pressen, einen ausgezeichneten Rang ein. Die Erfin-

Unbegreiflichste in seiner Zeit war das, von gewissen Seiten her unternommene Wagstück, die Meinung zu bilden, daß man, um ein guter Bürger zu seyn, im Mensch-seyn nachlassen, oder, um es im ersten recht weit zu bringen, wohl gar anfangen müßte, ein Unmensch zu werden."

Weiller's Rede zu Schlichtegroll's Andenken S. 25.

dung der Lithographie, eine der wichtigsten Kunstentdeckungen unsrer Zeit, hatte Schl's. Aufmerksamkeit sehr früh auf sich gezogen, und so war sie auch einer der ersten Gegenstände, mit denen er sich nach seiner Ansiedelung in München beschäftigte. Wie genau er sich über ihre Entstehung und allmählige Ausbildung, so wie über die mannichfaltigen Ansprüche auf die Erfindung dieser Kunst unterrichtet hatte, bezeugt eine Reihe von Briefen über diesen Gegenstand, welche in den zu München erscheinenden wöchentlichen Anzeiger für Kunst- und Gewerbsfleiß in den Jahren 1816 und 1817 von ihm eingerückt sind. Das größte Verdienst erwarb er sich um diese merkwürdige Kunst dadurch, daß er ihren genialen und ausdauernden Erfinder, Aloys Senefelder, durch unablässige Aufmunterung und Berathung bewog, die Geschichte seiner Entdeckung mit allen ihren mannichfaltigen Stufen und Vorschritten und seinen frohen und traurigen Erfahrungen aufzuschreiben, und dem Publicum über die Anwendung seiner Kunst in ihren verschiedenen Zweigen Nachricht zu geben. So entstand, ganz vorzüglich auf Schl's. Antrieb, das in vielen Rücksichten merkwürdige und anziehende Lehrbuch der Steindruckerei von A. Senefelder, mit Musterblättern und einer Vorrede von Friedrich von Schl. begleitet, die dem Verfasser des Buches und dem Vorredner Ehre bringt. Eine englische Uebersetzung dieses Werkes von Schl's. ältestem Sohne ist zu London bei Ackermann erschienen.

Eine der letzten und angestrengtesten Arbeiten Schl's. war der Entwurf einer neuen Organisation der Academie in allen ihren Theilen, den er in Verbindung mit dem Geheimenrath Baron von Moll, als Secretär der mathematischen, und dem Director von Schelling, als Secretär der philos. Classe,

nach vielen umständlichen und tiefen Berathungen zu Stande brachte. Der Aufschub der Prüfung und Bestätigung desselben, war, so wie die Angriffe, welche die Academie in der Versammlung der Stände erfahren mußte, sein letzter Schmerz.

Die bairische Academie der Wissenschaften ist von ihrer ersten Gründung an ein Gegenstand feindseliger Angriffe gewesen *). Nach ihrer Erneuerung gab man sich das Ansehn, sie als eine eben so unnütze als drückende Bürde des Staates zu betrachten und beklagte die darauf verwendeten Kosten **) mit einer wahrhaft rührenden Beredsamkeit. Sie darf sich damit trösten, dieses Schicksal mit den meisten ihrer Schwestern zu theilen; und darf hoffen, eben so, wie jene, diesen Angriffen zum Trotz fortzuleben. Schon vor einem halben Jahrhunderte bemerkte der Secretär einer Anstalt, die seit ihrer Entstehung die eifrigsten Bewerber und die bittersten Gegner gehabt hat, daß die Untersuchung ihres Nutzens ein erschöpfter, aber darum nicht aufgegebener oder verlassener Gegenstand sey; wie denn

---

*) Von diesen Befeindungen gibt Lorenz von Westenrieder im ersten Theile seiner Geschichte der Bair. Acad. genügende Nachricht. Die Canzeln ertönten von Schimpfnamen, mit denen man die Mitglieder derselben belegte, und keine Veränderung im Staate konnte gemacht werden, welche den Schreiern mißfiel, ja, kein Unglücksfall konnte sich ereignen, den man nicht der Academie zur Last legte. (Westenrieder a. a. O. S. 222).

**) Auch diese Klage wurde gleich nach der Entstehung der Academie erhoben, so gering auch damals die darauf gewendeten Kosten waren. Jetzt fallen freilich 86,000 Gulden, die der Academie zugewiesen sind, stark ins Gehör. Man vergißt aber dabei zu bemerken, daß der größte Theil dieser Summe durch die Erhaltung und Oeconomie der mit der Academie verbundenen, oben namhaft gemachten Attribute erschöpft wird.

auch jene in der That den Angriffen ihrer Feinde in der Revolution erlag, aber um glänzender aus ihren Trümmern auf zu erstehn. Solche Angriffe mit Stolz zu verachten, vermochte Schl. nicht. Die Anstalt, welcher sie galten, war ihm theuer, wie jedem das Ganze seyn sollte, dem er angehört; und es schmerzte ihn, das Urtheil des ununterrichteten Publicums, welches sein Ohr dem Tadel nur allzu bereitwillig leiht, darüber irre geleitet zu sehn. Die politische Weisheit unsrer Zeit hat den Gegenstand der Ersparnisse zu dem ersten und letzten Glaubensartikel eines Volksdeputirten gemacht; und der Eifer, mit dem er gegen Ausgaben declamirt, gilt bei der Menge als der untrüglichste Maasstab seines Patriotismus, seines Muthes und seiner Einsichten. Zu den unnützesten Ausgaben aber rechnet die Menge das, was den Wissenschaften geopfert wird; und, wie es unzählige Haushaltungen gibt, in denen man jeden Gegenstand des Luxus, nur keine Bücher findet, so hält auch der vornehme und der gemeine Pöbel einen wissenschaftlichen Verein, welcher nur für den Schmuck und die Nahrung des innern Menschen sorgt, mit allen seinen Verzweigungen für eine Last, die man dem Nacken der Nation, die nur panem et Cirenses brauche, vor allen andern abnehmen müsse.

Schlichtegroll hatte von Jugend an einer guten Gesundheit genossen; aber vier Jahre vor seinem Tode fühlte er, daß sie zu wanken begann *).

*) Im Mai 1820 schrieb er an einen vieljährigen Freund: „die unerwarteten Geschäfte, die so oft in mein Leben hereinfallen, die weiche Gefälligkeit, die nichts abschlagen kann, auch was mir nie aufgebürdet werden könnte; Beschwerlichkeit des fortschreitenden Alters; Alles

Um diese Zeit wurde ihm eine ältere geliebte Schwester durch den Tod entrissen; er verlor mehrere Freunde, und unter diesen den trefflichen Jacobi, seinen väterlichen Freund *). Einige Ausflüge in die romantischen Gegenden des bairischen Oberlandes; ein andrer nach Franken erheiterten ihn; aber die Beschwerden des Unterleibes, an denen er litt, wichen nicht. Seine Freunde fingen an zu fürchten, und riethen zu neuen Reisen. Einer der ältesten derselben lud ihn nach Genf, ein andrer nach Aarau ein; aber er folgte dem Rathe seines Arztes, der ihm das Bad von Kissingen empfahl, um desto lieber, da er dadurch die Wünsche seiner Verwandten und seiner zahlreichen nördlichen Freunde befriedigen konnte, noch einmal sein erstes Vaterland besuchend, das er in zwölf Jahren nicht betreten hatte. Voll froher Hoffnungen reiste er im Jahre 1822 im Julius nach Kissingen ab, gebrauchte das Bad während der vorgeschriebenen Zeit, besuchte Gotha und die umliegenden Gegenden, und kehrte im Anfang Septembers über Weimar und Jena nach München zurück. Diese Reise brachte die gewünschten Wirkungen nicht hervor. Verstimmt und niedergeschlagen, mit einem Vorgefühl des nahenden Todes vielleicht, sah er die Orte wieder, in denen er seine glücklichsten Tage durchlebt hatte; er fand in

---

das macht mich oft müde und lebenssatt." Er wünschte damals schon von den Lasten des Directoriums befreit zu werden. „Ich will ein fleißiger Academiker und Bibliothekar seyn, sagte er dabei zu seinem Vorstande, dem Geheimenrathe von Zentner; aber nehmen Sie mir jene Last ab, unter der ich erliege."

*) Er feierte seinen Tod zugleich mit Weiller und Thiersch den 1. Mai 1819 in einer Sitzung der Academie. Die Reden dieser drei Freunde sind zusammen im Druck erschienen. München 1819. 8.

der Reihe seiner Freunde viele Stellen leer oder mit Gräbern ausgefüllt; und bei dem, was noch stand, war doch Vieles durch Zeit und Alter verändert. Dennoch genoß er, wenn schon mit verwundetem Gemüthe, was sich ihm Erfreuliches darbot. „Wenn ich gleich fühle" schrieb er einige Zeit darauf an einen seiner Freunde zurück, „daß bei der Eile, mit der ich reiste, und bei meiner schlechten Gesundheit, ich nicht alle Freuden, die sich mir darboten, genossen, nicht allen Ansprüchen, die die Freundschaft mit Recht an mich machen konnte, Genüge gethan, so bin ich doch sehr dankbar gegen die Vorsehung für das, was mir geworden. Die Sehnsucht nach dem Wiedersehn mit Euch, Ihr Lieben, würde wahrscheinlich diesen Winter über bis zum Schmerz gesteigert worden seyn; so hingegen zehre ich von einer Masse angenehmer und interessanter Erinnerungen. — Es lebe die Freundschaft, die das Beste ist, was Gott dem Menschen gegeben hat!"

Bei der Rückkunft nach München mußte er den Reisewagen sogleich mit dem Krankenbette wechseln. Das Fieber, das ihn von Weimar aus begleitet hatte, wurde nun zwar gehoben; aber er erstand mit einer Mattigkeit und Kleinmuth, der seine Freunde mit der größten Besorgniß erfüllte. Doch nahm er noch Theil an den Octoberfesten, und gegen das Ende dieses Monates schrieb er voll der schönen Freude seines empfänglichen Herzens an einen seiner Jugendfreunde: „an dem landwirthschaftlichen Feste auf der Theresenwiese, das noch nie glänzender war, wurde diesesmal wieder sichtbar, daß ein väterlicher und geliebter König unter seinem Volke eine der erfreulichsten Erscheinungen auf Erden ist. Der König war zwar etwas verstimmt, weil ihm Tages vorher ein alter Diener gestorben war, mit ihm von gleichem Alter und im=

mer um ihn. Wen er sah, der den Mann gekannt hatte, dem rief er zu, daß er einen treuen Diener verloren habe. Gleichwohl gewährte er mit seinen blühenden Kindern den heitersten und erfreulichsten Anblick, und unter den sechzigtausend Zuschauern — denn so viele rechnete man diesesmal wegen der zahlreich zuströmenden Fremden — hatten viele Freudenthränen in den Augen. Heute um 12 Uhr wurde ich in die Industrie Ausstellung geladen, als ein Mitstifter des polytechnischen Vereins, von dem der König empfangen werden sollte. Er kam mit der Königin und den zwei Zwillingspaaren der Prinzessinnen. Es ist in der That ein entzückender Anblick, die noch schöne Mutter mit den blühenden Töchtern zu sehn. Die beiden ältesten Princessinnen sind von auffallender Schönheit des Wuchses und der Augen, der blendendsten Weiße und der anmuthigsten Blüthe der Farbe; die zwei jüngern sind nicht so groß, aber eben so lieblich. Die Dresdner werden eine große Freude über diese Prinzessin haben. Sie hat den fürstlichsten Anstand, den ich je gesehn."

Dieses war eine seiner letzten Freuden. Zwar fühlte er sich um diese Zeit etwas erleichtert, und er schöpfte wieder einige Hoffnung *). Aber diese Hoffnung blieb unerfüllt. Die Leiden, die, wie sich späterhin bei der Leichenöffnung zeigte, aus zahlreichen und bedeutenden organischen Fehlern entsprangen, stellten sich mit größerer Stärke und an=

*) „Wenn sich auch" schrieb er um diese Zeit „mein Zustand noch in vielen Stücken bessern muß, eh' ich ihn gut nennen kann, so ist doch die häßliche Beschwerde des Würgens und Erbrechens vielleicht gehoben. Ich muß auf meine Feinde Guerillas=Angriffe thun, und sie einzeln zu überwältigen suchen, da sie nicht en corps weichen wollen."

haltender ein. Zwar fuhr er in seinen Berufsgeschäften fort; ging täglich auf sein Arbeitszimmer in der Academie, und hielt den 23. Nov. noch eine Classensitzung; aber Alles mit großer und sichtbarer Anstrengung. Die nächsten Tage mußte er das Zimmer hüten. Den 27. legte er sich. Auch auf dem Todbette noch waren seine Gedanken bei seinem Amte. Er dictirte Briefe, ließ sich vorlesen, und machte Vorbereitungen zu einer Sitzung, die er den letzten Tag des Monats zu halten willens war. Aber nach einem trügerischen Anscheine von Besserung starb er, ohne sichre Erwartung des Todes, wenigstens ohne bestimmte Aeußerung, in der Nacht zwischen dem 3. und 4. December.

Eine zärtliche Gattin, drei treffliche Söhne, eine glücklich verheirathete Tochter und zahlreiche Freunde nah und fern, beweinten seinen allzu frühen Tod. Am 8. December, als an seinem Geburtstage, begingen die in München Anwesenden in der evangelischen Hofkirche seine Todtenfeier, bei welcher der Ministerialrath und Cabinetsprediger Schmidt schöne und rührende Worte des Trostes sprach. Auch die Academie beging den 28. März, als an ihrem Stiftungstage, sein Andenken in einer öffentlichen Sitzung, wobei der hochverdiente Director des Lyceums, Cajetan von Weiller *), das Leben des Verstorbenen, mit dem er während einer Reihe von Jahren durch gegenseitige Achtung und Gleichheit der Gesinnungen auf das Freundschaftlichste verbunden gewesen war, mit der, ihm eigenthümlichen, Beredsamkeit und Innigkeit erzählte. Wenn die Todten Kunde von dem haben, was sich in diesem Thale der Hoffnung und Trauer begibt,

*) Seit dem 22. Octob. 1823. Schl's. Nachfolger im Directorium der Academie.

so dürfen wir überzeugt seyn, daß er Jenseits eine dankbare Freude gefühlt habe, sein Andenken auf eine so würdige Weise und von Männern gefeiert zu wissen, die er vor vielen andern ehrte, und denen er mit Liebe zugethan war.

Durch Schl's. Tod hat der König einen treuen Diener, Baiern einen guten Mitbürger, die Anstalt, welcher er vorstand, einen eifrigen Beförderer ihrer großen und edeln Zwecke, seine Gattin den liebevollsten Mann, seine Kinder den zärtlichsten Vater, seine Freunde einen unveränderlichen gefälligen Freund verloren. Eine wahre und aufrichtige Gottesfurcht, eine edle Selbstachtung und eine angeborene Scheu vor dem Schlechten, bewahrte sein Alter, wie sie seine Jugend bewahrt hatte. Seine Sitten waren rein wie sein Herz. Nie hat sich die Güte seines Willens verleugnet, auch wenn sie verkannt wurde; nie hat er bei Kränkungen auf Rache gesonnen; immer war er von ganzem Herzen zur Versöhnung geneigt. Das, wornach seine Seele vor allen Dingen strebte, war das Bewußtseyn des Rechten; der nächste Lohn, den er wünschte, die Liebe der Menschen; aber auch, wenn ihm dieser gerechte Lohn verkümmert wurde, blieben sich doch seine Gesinnungen gleich, und nichts vermochte den reichen Strom der Liebe auszutrocknen, der sich durch sein Inneres ergoß. Möchte doch sein Beispiel viele Nachfolger finden! „Wenn Stein und Metall schon verwittert sind, blüht der Segen, der aus klarer, reiner Liebe sproßt, noch jugendlich fort, und an ihm rankt noch in fernen Zeiten der Dank später Nachkommen wehmüthig freudig empor. Denn Liebe, Segen und Dank sind unsterblich, wie der Geist des Menschen, dessen köstlichste Blüthen sie sind*).

*) Worte aus Weillers Rede S. 32.

Johann Christian Volkhart,

herzoglich-Sachsen-Meining. Consistorialrath und Superintendent zu Schalkau.

geb. den 25. Juni 1740.
gest. den 4. Januar 1823.

Die lange und in ihrem Laufe so segensreiche Lebensbahn dieses wackern Geistlichen erregte mitten in Fertigung dieser Biographie den lebhaften Wunsch, ein ausführlicheres Seelengemälde des Mannes entwerfen zu können, der sich aus Grundsatz als Gelehrter der Welt wenig bekannt werden ließ, ein um so unvergänglicheres Denkmal dagegen in den Herzen aller derer begründete, die ihn kannten, um ihn zu achten und zu lieben. Möge dieser kurze Abriß, wie wir ihn zum Theil wenigen eignen Worten des Verewigten, zum Theil liebevollen und sorgfältigen Eröffnungen würdiger Freunde und Verwandten desselben verdanken, das nach höherer Vervollkommnung eifrig strebende Seyn und Wirken eines ächten Seelsorgers mit möglicher Unparteilichkeit darstellen.

Johann Christian Volkhart ward den 25. Jun. 1740. zu Meiningen geboren, wo sein Vater, Johann Georg Volkhart, früher Lehrer einiger Kinder erster Ehe des Herzogs Anton Ulrich in Holland, damals Waisenpfarrer war. Seine Mutter hieß Catharina Margaretha, geb. Zinkin von Friedelshausen. Ihm, wie dem ältern Bruder, ertheilten die würdigen Eltern bei sehr beengten Vermögensumständen die sorgfältigste Erziehung. Zwar ward der Vater im J. 1746 als Superintendenturadjunct nach Frauenbreitungen versetzt, doch eintretende Schwächlichkeit machte es nöthig, daß ihm im J. 1753 sein ältester Sohn, Johann Georg adjungirt

wurde. Dieser gemüthvolle und kenntnißreiche Mann nahm sich der fernern Heranbildung des jüngern Bruders so thätig an, daß er im 15. Jahre in die oberste Classe des Lyceums zu Meiningen eingeführt werden konnte. Hier verdankte er das Meiste, wie er oft mit Liebe sich wieder erinnerte, dem damaligen Inspector, nachherigen Adjunct zu Sonneberg, Musäus. Im J. 1759 bezog er die Universität Jena, und hörte Darjes, Succow in den philosophischen, Walch, den Vater, Emanuel Walch, Köcher, Stephan, Müller, Hirt, Tympe ꝛc. in den theologischen Wissenschaften, denen er mitten in einer kümmerlichen Lage mit dem regsten Fleiße oblag. Indeß starb der Vater 1761 und um so angelegentlicher bewarb sich V. um eine Condition als Hauslehrer, die er auch bei dem damaligen Pfarrer zu Osmannstädt im Weimarischen, nachherigen Superintendenten zu Dornburg, Creuznacher, erhielt. Die hier verlebten Jahre zählte er unter die heitersten seines Lebens. Besonders erfreuete ihn der Unterricht des Sohnes vom dasigen Pachter, Christian Stark, und, da er in diesem Knaben hervorleuchtende Fähigkeiten wahrnahm, so drang er in die Eltern, ihn studiren zu lassen, und durch diese Aufmunterung, der sie Gehör gaben, ward der Welt ein so ausgezeichneter Arzt, der vor wenig Jahren gestorbene Geheime-Hofrath Stark sen. gewonnen. Doch sollte V. die Annehmlichkeit des Landlebens nicht lange genießen; im J. 1765, ob er, eigentlich Prediger werden wollte und sollte, ward er besonders durch Verwendung des Bruders, Conrector an dem Lyceum zu Meiningen. Wie schwer ihm dieser Abschied, jedoch auch heilsam worden war, gab er in einem Briefe an einen seiner Freunde nach seinem Abgange also zu erkennen: „im Sept. 1765 wurde ich von Osmannstädt zum hiesigen

Conrectorate berufen. Ich ging mit desto weniger Vergnügen nach Meiningen, je schmerzhafter mir die Trennung von meinem ἰσόψυχῳ Creuznacher fiel und je weniger die mir angewiesene Stelle nach meinem Geschmacke war; aber ich danke Gott, der mich diesen Weg geführt hat und mir die Liebe meiner Schüler gleich anfänglich schenkte.“ So befand es sich wirklich. Bald sollte sich der für das Lehrfach so wohlgeeignete Jüngling in diesem neuen Wirkungskreise recht glücklich fühlen, und viel Gutes stiften; denn Andre zu belehren, blieb bis zum hohen Alter seine liebste Beschäftigung, wie er denn selbst brieflich bekennen mußte: „Sehen Sie mein Lieber, wie wenig ichs verleugnen kann, daß ich einmal Rector war, immer hangt mir das Lehren, Vermahnen und Warnen noch an.“ Daß dieses aber nicht blos in Behauptung eines äußern Ansehns bestand, bestätigen Alle, die ihn näher kannten. Geist und Leben verrieth sein Vortrag, und sein unausgesetztes Bemühen ging dahin, die Denkkraft seiner Schüler zu wecken und anhaltend zu üben. In seinen Stunden waren alle vom Anfange bis zum Ende beschäftigt, und keiner einen Augenblick sicher, mitten in der Zerstreuung plötzlich überrascht zu werden, da sein Auge immer Alles durchlief. Sie mußten oft recitiren, was er gesagt hatte, und, nahm er eine gute Gedächtnißkraft wahr, so las er auch wohl eine ganze Seite her, welche nachgesagt werden mußte, und so reg war der Nacheifer der fähigen Schüler, daß sie mit Freuden den größten Anstrengungen Genüge leisteten. In allen seinen Stunden kannte man nicht den geringsten jugendlichen Muthwillen, alles war thätig und auf den Gegenstand hingewandt, den der würdige Lehrer eben behandelte, und, wie seine ansehnliche Gestalt, so flößte sein ganzes Benehmen volle Hoch-

achtung ein. Indem er auf Gründlichkeit der Kenntnisse sah, bildete er auch den Geschmack der Jugend und zeigte eine Gewandtheit, die auch wohl zur Schnelligkeit im Sprechen führte, es aber überhaupt wünschenswerth machte er, hätte sich zeitlebens einem öffentlichen Lehramte gewidmet. Hier stehe zugleich ein ausgezeichnetes Denkmal brüderlicher Eintracht, und die wiederholte Erwähnung des hie und da noch zu berührenden Mannes, der, so es Zeit und Raum vergönnt hätten, einer ausführlichen Darstellung werth gewesen wäre. Sein älterer Bruder nämlich war in jener Zeit Hofdiaconus zu Meiningen, und wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften im J. 1767 Oberhofprediger und Consistorialrath daselbst geworden; im J. 1797 aber ward er wegen Altersschwäche mit dem Character eines Generalsuperintendenten in den Ruhestand versetzt und starb den 8. Mai 1800. Dieser hatte damals eine jährliche Einnahme von wohl 1200 Fl., der jüngre Bruder nur 300 Fl. Besoldung; doch beide unverheirathet, Ein Herz und Eine Seele, wohnten nicht nur beisammen, sondern führten auch eine gemeinschaftliche Casse und verwendeten viel auf wissenschaftliche und stille Werke der Wohlthätigkeit, auch bezahlten sie die rückständigen Schulden, welche ihr Vater als Waisenpfarrer bei allzu geringer Besoldung hatte nothgedrungen machen müssen. Noch in den spätesten Jahren gedachte unser V. dieses Zusammenlebens mit Rührung und nannte den Vorangegangenen nur seinen guten Bruder. Im J. 1773. ward ihm das Rectorat zu Theil. Mit ungeschwächtem Eifer wirkte er fort und vereinte mit dem gehaltensten Ernste unpartheiliche, herzliche Liebe. Dürftigen Schülern wußte er freien Tisch und sonstige Vergünstigungen zu verschaffen. Die Gunst des Ho-

ses, welche er genoß, die liebenswürdige Weise, mit welcher er Jeden, vor allem weibliche Seelen zu gewinnen wußte, wendete er zum Besten der Armen an. Da zeigte er bald eine Seltenheit, bald wußte er die Unterhaltung dahin zu leiten, und ermüdete nicht in erneuerten Versuchen, sollte er auch zudringlich erscheinen, daß man geben mußte, so wenig man sich früher dazu bewogen gefühlt hatte. Wie viele Arme und Kranke verdanken ihm auf diese Weise die nöthige Kost und mildthätigste Unterstützung, während sein Tisch stets bereit stand, Hungrige zu speisen, denn der ärmste und geringste Mann war ein Gegenstand seiner Menschenliebe, und Freuden zu bereiten, seine eigene größte Freude; doch erstreckte sich seine Sorgfalt mit ganz vorzüglicher Thätigkeit auf das Wohl jugendlicher Seelen. So veranstaltete er rasch eine Subscription für den hoffnungsvollen Schüler Panzerbieter, daß er sich zum Arzt bilden konnte, und empfahl ihn so dringend seinem ehemaligen Zögling, Geheimen-Hofrath Stark zu Jena, daß er durch dessen liebevolle Unterstützung studiren konnte und hierauf ein trefflicher Arzt und Hofmedicus zu Meiningen worden ist. Mittelst fürstlicher Unterstützung brachte er den talentvollen Sohn eines armen Leinwebers zu Tischbein nach Cassel, der dann als ein vorzüglicher Portraitmaler viele Reisen unternahm und zuletzt als Hofmaler in Braunschweig angestellt wurde. Auf ähnliche Weise zog er hier einen wackern Schullehrer heran, dort bewog er Eltern, den Sohn studiren zu lassen, daß er einer der gesuchtesten Rechtsgelehrten wurde, und, wo er ein Talent aufkeimen sah, da ruhete er nicht, gleich dem emsigen Gärtner, es in einen guten Boden zu setzen, und seiner sorgsam zu pflegen, damit es Gedeihen finde. Vor allem förderte er die Errichtung eines

Landschullehrerseminars, trat nebst seinem Bruder den Subscribenten zur Bildung eines solchen Institutes bei, das die Freimaurerloge, Charlotte zu den drei Nelken bewirkte, und ließ sich auch durch manche hiemit verbundene Unannehmlichkeiten nicht zurückschrecken; selbst mit dieser vaterländischen Sorge sich nicht begnügend, sendeten sie Beide jährliche Beiträge den für Heidenbekehrung bestimmten Missionsgesellschaften zu. Wie ihm denn das Erziehungswesen ganz besonders am Herzen lag, so zogen auch alle damaligen neuern Versuche und Bestrebungen im pädagogischen Fache, eines Basedow, eines Bahrdt, seine Aufmerksamkeit und lebhafteste Thätigkeit an sich. Ohne großen Philologen beigezählt werden zu können, war er der alten Sprache, auch des hebräischen, auf eine genügende Weise mächtig, studirte mit großem Fleiße Kirchengeschichte und Dogmatik, und zeigte die vertrauteste Bekanntschaft mit der höhern und niedern Critik, so wie mit der neuern Exegese. Mathematik, besonders Algebra, Rechnenkunst in ihren einzelnen Verzweigungen, Logik, Metaphysik, und hauptsächlich deutsche Sprachlehre wurden von ihm musterhaft vorgetragen, er soll der Erste gewesen seyn, der eine deutsche Grammatik lehrte, und schrieb selbst einen richtigen und schönen deutschen Styl, den er sorgfältig auf die Jugend übertrug. Auch hatte er ein Idioticon des Meininger Dialects so wie alsdann zu Schalkau gesammelt. Das Judendeutsch verstand er so geläufig, daß er es lehrte. Mit der deutschen Dichtkunst machte er sich geflissentlich bekannt und läuterte seinen Geschmack durch die damals geschätztesten Werke Gottscheds, Gellerts, Cronegks, Klopstock rc. und dichtete selbst. Seine Bibliothek war zahlreich, besonders an ältern Schriften, und sein

Mineralien- und Münzcabinet ein redender Beweis seines sammelnden Eifers. Im J. 1781 vertauschte er das Schullehreramt mit dem Diaconate und erhielt den Titel eines Adjuncten. Auch hier waren ihm, wie dort die jugendlichen, die Herzen seiner Gemeinde zugethan. Sein Vortrag war fließend, beredt und seine Sprache edel. Er arbeitete und memorirte schnell. Nie wurde er lebendig auf der Kanzel, aber sein ganzes Aeußere und der sprechende Ausdruck seiner sanften Seele konnten des Eindrucks nicht verfehlen. Er war langer, hagerer Statur, weiß von Gesichtsfarbe, mit einem durchschimmernden schwarzen Barte, Augen und Mienen bedeutsam und in lebhafter Bewegung, besonders sprach aus ihnen eine volles Zutrauen erweckende Freundlichkeit. Dabei trug er eine Stutzperrücke, und nie, außer bei seinen Excursionen auf das Land, ging er anders, als in schwarzer Kleidung. Ueberall den feinen Anstand beobachtend, ein Muster der Reinlichkeit und Ordnung, fühlte er so zart, daß er öffentliche Orte möglichst vermied und, wo er ländliche Wanderungen zu unternehmen hatte, lieber bei Pfarrern und Schullehrern einkehrte, so züchtig, daß seine angenehm unterhaltende, höchst fröhlich scherzende Laune nie irgend die Grenze strenger Sittlichkeit überschritt, obwohl er oftmals durch den zuströmenden Witz und eine Fülle interessanter Anecdoten die Seele der Gesellschaften wurde. Diese Mäßigkeit behauptete er auch in seinen Genüssen. Den Tabak scheuend, aß er jeden Abend Suppe und gewelktes ausgesuchtes Obst und ließ sich zu einer Abweichung von dieser gewohnten Ordnung durchaus nicht bewegen, wenn er deshalb auch für eigensinnig gelten mochte, daher er bei schwächlicher Constitution, in den jüngern Jahren leicht kränkelnd, doch nur

einmal in seinem Leben, als Diaconus, einer Krankheit unterlag, und sich bei so strenger Diät zu einem ungewöhnlich hohen und gesunden Alter erhob. Unverdrossen eilte er zu den Kranken und Leidenden, und brachte an ihrem Bette unter frommen Tröstungen und den belehrendsten Unterhaltungen täglich einige Stunden zu. Um so mehr fand hier sein dienstfertiger Geist, sein Wohlthätigkeitssinn reiche Nahrung, und, kaum war ihm eine Noth bekannt worden, so bildete er für Kranke und Genesende milde Vereine. Dem ausgebildeten Geiste kam die Gewandtheit körperlicher Geschicklichkeiten gleich, als wollten beide um den Vorzug streiten. Er verstand zu drechseln, Uhren zu repariren, zu zeichnen, treffend zu malen, Petschafte zu stechen; selbst Gürtler=, Silber= und Zinnarbeiten waren ihm geläufig, auch wußte er Bücher zu heften und zu binden, Glas zu schleifen und alles dieß mit nicht gewöhnlicher Fertigkeit. Im Vereine mit seinem Bruder hatte er selbst eine Menge bewährter Hausmittel in Krankheiten gesammelt, von denen er einen besondern gemeinnützigen Gebrauch machte. Sämmtliche Beschäftigungen dieser Art, denen er nur die erholenden Nebenstunden widmete, hielten ihn nicht gänzlich von schriftstellerischer Thätigkeit zurück. Als Diaconus war er Mitarbeiter an der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung, in welche er viele Recensionen aus dem Fache der Erbauungsschriften geliefert hat, auch ließ er in die Gothaische gelehrte Zeitung mehrere Recensionen einrücken; doch mied er geflissentlich die Bahn des öffentlich genannten Schriftstellers. Darum schrieb er auch einst an den Hofrath Meußel zu Erfurt: „wider Vermuthen finde ich meinen Namen in dem Verzeichnisse der deutschen Schriftsteller. Ob ich gleich

kein Hypochondrist bin, so habe ich doch aus sichern Gründen nicht die geringste Veranlassung dazu geben wollen. Doch, da ich nun einmal eingeschaltet bin, so nehme ich mir die Freiheit, Ew. Wohlg. zu melden, daß ich, außer den fortgesetzten Programmen von der weisen Bestimmung künftiger Bürger, noch zwo Einladungsschriften in 4. habe drucken lassen, worin die Frage untersucht wird: sind zu unsern Zeiten die uneigentlichen Ausdrücke im Vortrage der Religionswahrheiten nachtheilig? Ueberdies sind schon seit verschiedenen Jahren einige kleine Piecen von mir, aber ohne meinen Namen herausgekommen, zu Andern habe ich auch, mit Verschweigung meines Namens, Anmerkungen verfertigt. Die Ursachen, warum ich mich damals nicht nennen wollte, sind noch jetzt in meinen Augen gültig." So stehet in einem andern seiner Briefe: „es ist für mich eine unangenehme Nothwendigkeit, dergleichen Schriften (nämlich Programme) zu verfertigen, und ich suche sie daher so wenig, als möglich zu verbreiten. — Auf herrschaftlichen Befehl mußte ich den in unserm Lande bräuchlichen Catechismus mit einigen wenigen Erläuterungen zur Anleitung für ganz Unwissende herausgeben. Meine überhäuften Amtsverrichtungen und der Briefwechsel nach Hamburg, Leipzig, Halle, Göttingen, Nürnberg rc. lassen mir nur wenige Zeit zu dergleichen Arbeiten übrig, daß ich auch in dieser Absicht bene latens bene vivo." So hat sich denn auch bei dem genauesten Durchsuchen seiner hinterlassenen Papiere keine Spur von selbst herausgegebenen Schriften vorgefunden, wahrscheinlich hatte er die Concepte jener ohne Namen geschriebenen Piecen alsbald wieder vernichtet. Im J. 1792 ward er als Superintendent nach Schalkau berufen und fand in dem größern Wirkungs-

kreise eine um so freudigere Gelegenheit, seine Thätigkeit zu verdoppeln und segensreich zu erweitern. Sein Eifer verließ ihn nie und darum auch die Hochachtung und Liebe nicht, die seinem klaren und gemüthvollen Geiste und seinem unermüdet gewissenhaften Wirken gebührten. Bis zu dem spätesten Alter verrichtete er sein Amt, das ihm über Alles theuer war, mit unverletzlicher Treue, und nur mit vieler Mühe ließ er sich, wenn körperliche Schwäche ihm das Predigen erschwerte, bereden, einem Andern die Predigt zu übertragen; je näher seinem Ende, je herzlicher wurden seine Vorträge. Doch eben so unauslöschlich blieb in ihm die Wißbegierde, die sich nicht blos auf theologische Gegenstände beschränkte, so, daß er noch in den letzten Jahren seines Lebens nicht selten Nachts bis 1 auch 2 Uhr in seiner Studirstube beschäftigt war. Wer von ihm und seinem Wirken in Schalkau sprach, war von ungewöhnlichen Gefühlen der Liebe und Bewunderung durchdrungen, und man sah ihn in seinem hohen Alter fast für einen Heiligen an. — Daß indeß auf ein so lichtvolles Lebensgemälde auch mancher Schatten falle, läßt sich zu Folge der schwachen menschlichen Natur, der auch er unterworfen war, im voraus erwarten, und selbst diese kleinen Mängel darf der Biograph nicht verhehlen, doch kann er sie nur leise berühren, zumal wenn er sie nicht gänzlich zu verbürgen weiß, oder sie, wie hier, nun in geringer Erheblichkeit hervortreten. Ob einige Eitelkeit durch diese würdige Haltung seines Lebens hindurchgeschimmert, ob er sich in diesem streng und pünktlich beobachteten Maaße auch seines Aeußern einige Steifheit angewöhnt habe, will man eines Theils eben so wohl bezweifeln, als andern Theils behaupten. Und, wenn auch beide Brüder ein besonderes Mit-

leiden mit den Juden empfunden hätten, und der Judenbekehrung nicht abhold gewesen wären, wie sie z. B. einem solchen sehr behülflich waren, Graveur zu werden, wofür er ihnen späterhin auf einer Besuchsreise von Petersburg als Hofgraveur sich herzlich dankbar fühlte, so würde dieß in solchen Gemüthern sicher aus der lautersten Quelle hervorgegangen seyn, und mindestens dem Herzen Ehre gemacht haben. Wohl vermuthete man von ihm eine Hinneigung zum Pietismus, den er genährt habe; aber sein klarer, zum Frohsinn geneigter Geist war von kopfhängerischem Trübsinn zu fern, und sein Gemüth zu sanft und menschenfreundlich, als daß er in dieser Sinnesweise ausgeartet wäre oder seine Ansichten auf eine lästige Weise hätte aufdringen, für seine Ueberzeugung geflissentlich einnehmen wollen. Er behauptete auch hier die Mäßigung, welche ihm eigenthümlich war. War manchem Weltkinde seine Sprache zu fromm, so wußte sie doch der Freund ächter Religion zu schätzen, denn sie kam aus einem vollen gläubigen Herzen. Hatte er irgend einen heimlichen Feind, so war es wohl Mancher aus Neid, weil er seine Ueberlegenheit fühlte, oder Folge der eignen schwachen Gemüthsweise, die aus unlauterm Ursprunge die menschenfreundliche Liebe ableitete, welche Volkhart zu so herzlicher Sorgfalt für Hülfsbedürftige bewog, während Andere hingegen seine gelassene Ruhe täuschte, die ihnen irrig für Mangel an innigem Gefühl, für Kälte galt. In Wahrheit, es ist erfreulich, bei allem Bemühen, gerecht und nicht blos der Lobredner des Verewigten zu seyn, so wenig des Tadelnswürdigen anführen zu können, und auch dieß nicht einmal mit Sicherheit erwiesen zu sehen, vielmehr mit Leichtigkeit hie und da widerlegen zu dürfen. — Sein frommer Sinn

sollte auch durch häusliche Ereignisse mannichfaltig geprüft werden. Im J. 1769 den 18. April hatte er sich mit der einzigen Tochter des Kirchenprobstes in Meiningen, Georg Albert Moder, Elisabeth Friederika Felicitas, verehelicht, und, wenn beide in Character und Bildung nicht einander vollkommen nahe standen, so bewies er sich doch stets als ein zärtlicher Gatte und lebte mit ihr in liebevoller Eintracht. Von ihr erhielt er vier Söhne und zwei Töchter. Als Diaconus aber verlor er 1788 einen fünfjährigen hoffnungsvollen Knaben, dem er die natürlichen Blattern hatte inoculiren lassen. Er wollte Beispiel seyn und brachte ein schmerzliches Opfer. Tief beugte ihn dieser Unfall, doch kündigte er den Verlust eben so gelassen an, als er ihn trug. Sein geliebtester Sohn, Rector und Collaborator zu Schalkau, ward ihm den 27. November 1818 durch das Nervenfieber geraubt; auch das Schicksal seiner beiden übrigen Söhne sollte den Abend seines Lebens nicht vollkommen erheitern. Der Aelteste lebt, wie man sagt, jedoch unbekannt der Familie, als Privatgelehrter in Wien, der andere, Kaufmann zu Sonneberg, soll durch fast gänzliche Blindheit das Gedeihen seines Handelsgeschäfts gehindert sehen, die beiden Töchter aber sind an würdige Geistliche verheirathet. Die Gattin, welcher nebst der, von ihm kindlich verehrten, Schwiegermutter er im Geschäftsdrange die Erziehung der Kinder größern Theils zutrauungsvoll überlassen, schied nach langen schweren Leiden 1808 von seiner Seite. In einem eigenhändigen Aufsatze, wahrscheinlich kurz nach ihrem Tode, wo er auch seinem Tode nahe zu seyn glaubte, sagt er: „meine Empfindung auf das nun zu Ende eilende Leben weiß ich nicht besser auszudrücken, als mit den Worten: ich bin zu gering, viel zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du, gu-

ter Gott, an deinem Knechte gethan hast!" Dieser Todesfall traf ihn, da er die Kinder nicht mehr um sich hatte; bald starb auch ein betagtes armes unverheirathetes Frauenzimmer, Löwel, die er nebst einer verwais'ten Verwandten zu sich genommen und lebenslang ernährt hatte. Am Ende stand er allein da und ward in den letzten Jahren seines Lebens schwerhörig; doch nie wankte sein Gleichmuth, sein felsenfestes Vertrauen, seine Ergebenheit in Gottes, wenn auch zuweilen unerforschliche Fügungen. Als er nicht lange vor seinem Tode von dem trefflichen, ein so langjähriges Verdienst innig schätzenden Herzoge zum Consistorialrathe ernannt worden war, schrieb er an einen seiner würdigsten Freunde: „bald wird der junge Consistorialrath den alten Superintendenten zu Grabe begleiten." Es sollte sich bald bestätigen. Sanft entschlummerte er den 4. Januar 1823 an Altersschwäche, da kaum zuvor ein Anfall von Lungensucht glücklich überwunden worden war. Wie wenig er vor dem Tode erbebte, ja, wie freudig er demselben entgegensah, dies bewies sein schriftlicher letzter Wille, der nach seinem Tode gefunden wurde und sein Begräbniß genau anordnete. Sein Tod, der schmerzliche Verlust eines edlen Menschenfreundes, ward tief gefühlt, und die Beerdigung seiner entseelten Hülle rief Fremde aus einem weiten Umkreise herbei, um ihm die letzte Hochachtung und Verehrung zu zollen, denn heiße Thränen der Wehmuth und des Dankes flossen aus gerührten Augen und innige Segenswünsche folgten dem ehrwürdigen Greise ins Grab, während sein entfesselter Geist in neuer Jugendkraft sich zu jenen Gefilden emporgeschwungen, wo ihn manche vorausgeeilte gute That fürsprechend an dem Throne des ewigen Richters empfangen haben wird.

Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel,

königlich-preußischer General der Infanterie, Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens, des Ordens pour le mérite, Großkreuz des hessischen Löwenordens und Ritter des hessischen Militair-Verdienstordens.

geb. den 21. Juli 1754.
gest. den 14. Januar 1823.

Einer von den viel besprochenen Männern aus jener für Preußen so unglücklichen Epoche des Jahres 1806, dessen große Anzahl von Feinden ihn in Schriften und Worten, öffentlich und heimlich, auf alle Weise herabzusetzen, zu schmähen, ja zu beschimpfen sich bemühten. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß er sich diese große Menge von Feinden selbst zugezogen hat, indem sein von Natur heftiger und herrischer Character vorzüglich gegen Untergebene, oder alle diejenigen, welche mit ihm nicht von gleichem Stande und Range waren, öfters in überbotene Rauhheit und ungemäßigte Heftigkeit ausartete; aber eben so gewiß ist es auch, daß die ihm so häufig gemachten Vorwürfe der Feigheit, der Kopflosigkeit, des gänzlichen Mangels an militairischen Einsichten u. s. w. ihn durchaus nicht treffen.

Rüchel war im Jahre 1754 den 21. Juli auf Zizenow in Hinterpommern, einem Gute seines Vaters geboren, und anfangs, als der letzte Zweig seiner Familie, nachdem drei ältere Brüder

im siebenjährigen Kriege rühmlich gefallen waren, für die Wissenschaften bestimmt. Aber seine entschiedene Neigung für die Waffen, vermochte seinen Vater, diesen Entschluß zu ändern; er ward Cadet, und in seinem 17. Jahre, 1771, im Stoyentinschen Infanterie-Regiment zu Stendal als Fahnenjunker angestellt. Bald darauf avancirte er zum Offizier, und, da er sich durch seine militairischen Talente seinem Inspecteur, dem bekannten General von Saldern, bemerkbar machte, ernannte ihn dieser zum Regiments-Adjutanten.

Seinen ersten Feldzug machte Rüchel in dem sogenannten einjährigen oder baierschen Erbfolgekriege, wo der nachher als Feldmarschall verstorbene General von Knobelsdorf ihn zu seinem Generaladjutanten erwählte. Dieses Vertrauen wußte er auch hinreichend zu rechtfertigen, indem er sich bei dem Gefechte von Grumbach und Gabel durch Umsicht und persönlichen Muth vorzüglich auszeichnete. Nach dem Friedensschluß übernahm er den Unterricht der jungen Offiziere seines Regiments; hierdurch, so wie durch seine Pünktlichkeit im Dienste und durch seine Lebhaftigkeit, wußte er Aufmerksamkeit zu erregen, und Friedrich der Große, welchem ein aufkeimendes Talent nicht leicht entging, berief ihn daher im Jahre 1781 durch ein eigenes Cabinetsschreiben nach Potsdam, mit dem Befehle, sich bei ihm in Sanssouci zu melden.

Der Erfolg der ersten Unterredung mit dem großen Könige war Rüchels Ernennung zum Capitain. Als solcher in den Generalstab versetzt, begleitete er den König vorzugsweise bei allen Revüen, und gewann sich durch seine Fähigkeiten, seine Thätigkeit, mehr als dadurch aber noch durch seinen geraden, biedern Sinn, die Gnade des Monarchen, der, nun die Ausbildung des jungen Kriegers in

einem gewissen Grade selbst übernehmend, ihn einen Winter hindurch täglich zu sich beschied. Hier las er mehrere, nachher im Druck erschienene Schriften des Königs, namentlich die histoire de mon tems, im Manuscripte, und erhielt von ihm die bedeutendsten Erläuterungen und Aufschlüsse. Im nächsten Frühjahr mußte er, nach einer selbsteigenen Instruction des Königs, die Schauplätze des siebenjährigen Krieges bereisen, mit dem Auftrage, seinem erhabenen Führer ein mémoire raisonné über seine Beobachtungen bei dieser Gelegenheit einzureichen. Er that dies auf eine Art, welche ihm die vollkommenste Zufriedenheit Friedrichs erwarb.

Der bald erfolgte Tod des großen Königs versetzte Rüchel in die tiefste Betrübniß, und seine mit allem Eigennutze unbekannte Seele beweinte in ihm nicht den Beförderer seines Glücks, sondern sein höchstes Ideal auf Erden, welches er ihm bis zu seinem letzten Hauche blieb. Rüchel hat keinen größern Schmerz empfunden, als diesen Verlust. Friedrich Wilhelm II., gewonnen durch eine solche feste Anhänglichkeit an seinen Wohlthäter, und großherzig, wie er war, tröstete den Gebeugten. Er behielt ihn als Begleiter auf seinen Reisen, ernannte ihn zum Major, und ertheilte ihm 1788 die Inspection über die Militair-Erziehungs-Anstalten. Als im Jahre 1790 die schlesische Armee auf das Schnellste in Kriegszustand gesetzt werden sollte, übertrug ihm der König das wichtige Geschäft, diese Angelegenheit zu leiten. Auch hierbei erwarb er sich die höchste Zufriedenheit seines Herrn und erhielt von ihm zur Belohnung das Patent als Quartiermeister, so wie den Verdienstorden. Im folgenden Jahre ward er zum Flügel-Adjutanten des Königs ernannt, und mit einer beson-

deren Gehaltserhöhung begnadigt. Er arbeitete hierauf, dem Befehle des Monarchen gemäß, einen Plan zur Verbesserung der Armee aus, womit er zugleich den zur Errichtung einer Militair-Wittwen-Casse verband, und seine Vorschläge wurden durch eine Commission sogleich ins Werk gesetzt.

In dem Kriege von 1792 gegen Frankreich schickte ihn der König als Militairgesandten zu dem hessischen Truppencorps, und er wohnte als solcher zuerst dem Gefechte von Clermont bei. In diesem Posten blieb Rüchel, bis die Hessen die Winterquartiere bezogen, und erhielt später von dem Könige den Auftrag, Coblenz und Ehrenbreitenstein, welches von Cüstine bedroht war, zu retten. Durch die größte Anstrengung, und mit Hülfe der Hessen, vermochte er diesen ehrenvollen Auftrag zu erfüllen, worauf das Patent als Obristlieutenant und der hessische Löwenorden ihm zum Lohne wurden.

Als späterhin die Franzosen Mainz eroberten, wurde auch Gießen und Hanau von ihnen bedroht und nur Rüchels thätige und umsichtsvolle Leitung der Operationen vermochte beide bis zur Ankunft des preußischen Armeecorps zu beschützen. Aber der Verlust von Frankfurt und des festen Schlosses Königstein machte dennoch die Lage des Heeres höchst mißlich; daher entwarf Rüchel einen Plan zur Wiedereroberung des ersteren, indem er dabei auf die zahlreichen Einverständnisse mit den Einwohnern dieser Stadt, so wie auf die Bravour der Hessen baute. Sein Monarch, der die Wichtigkeit des Unternehmens einsah, willigte in den Vorschlag; Frankfurt wurde wirklich von den Hessen genommen, und Rüchel, der mit dem Verdienste des Entwurfes zu diesem Angriffe hauptsächlich zum glücklichen Erfolge beigetragen hatte,

ward in seinem Patente bis zum Obersten vorgerückt, erhielt die Amtshauptmannschaften Reez und Marienwalde in der Neumark, und kurz darauf die Commandeur-Stelle des damaligen Infanterie-Regiments Prinz Ferdinand, mit Beibehaltung seiner Charge als Flügel-Adjutant des Königs.

Zu Neujahr 1793 wurde Rüchel in seiner Tour Oberst; in demselben Jahre wohnte er, außer mehreren diplomatischen Verhandlungen, der Kanonade am rechten Rheinufer, und den Gefechten von Weiler und Alzey unter den Augen seines Königs bei. Mit seinem kleinen Corps vereitelte er bald nachher die mehrmals wiederholten Versuche der Franzosen auf die Mainspitze, verjagte sie von den Inseln, auf welchen sie verschanzt standen, und trug auf diese Art nicht nur zur Zerstörung von Kostheim, sondern auch zur nachherigen Eroberung von Mainz bei, nach welcher er, außer der Tour, zum Generalmajor avancirte. Kurz darauf erhielt er das damalige Regiment von Wegener als Chef, und ein eigenes kleines Truppencorps, mit welchem er die Oesterreicher vor Landau ablöste. Als nachher die Belagerung dieser Festung aufgegeben werden mußte, und auch die Weißenburger Linien verloren gingen, befehligte Rüchel die Arriergarde der Armee mit so viel Umsicht und Gewandtheit, daß es der Feind gar nicht einmal wagte, ihn hart zu drängen.

Sein aus wenigen Bataillonen bestehendes Corps rückte endlich am 2. Januar 1794 in die Cantonnirungen von Frankenthal, woselbst es von einem sehr zahlreichen französischen Corps unter Lefebre bei Oggersheim angegriffen wurde. In diesem Gefechte zog sich eins der preußischen Bataillone, durch ein falsches Signal irre geführt, eine kurze Strecke weit zurück; aber, sobald Rüchel dieß

bemerkte, sprang er mit Blitzesschnelle vom Pferde, sammelte das Bataillon wieder, stellte sich vor dessen Fahnen, und führte es mit so großem Ungestüm wieder gegen den Feind, daß derselbe bis nach Oggersheim zurückgeworfen wurde. Für diesen Beweis von Unerschrockenheit und persönlicher Tapferkeit, welchem übrigens schon viele ähnliche Beweise in den früheren Gefechten vorangegangen waren, belohnte ihn der König mit dem großen rothen Adlerorden. Bald fand Rüchel Gelegenheit, sich einer solchen Auszeichnung abermals würdig zu machen, als er in der Schlacht von Kaiserslautern die Avantgarde der Armee befehligte. Hier überfiel er die Franzosen, trieb sie von Stellung zu Stellung bis Tripstädt zurück, machte 2000 Gefangene, und erbeutete mehrere Kanonen und Fahnen. Mit gleichem Muthe setzte sich Rüchel in dem Gefechte bei Zweibrücken an die Spitze von zwei unvollständigen Schwadronen, stürmte mit ihnen gegen den Feind, welcher über 1500 Pferde stark war, und warf ihn so vollständig zurück, daß er ihm eine große Anzahl von Gefangenen abnahm.

Nach dem Separat-Frieden, welchen Preußen im Jahre 1795 mit Frankreich schloß, erhielt Rüchel mit seinem Regimente erst Anklam, dann Stettin zur Garnison. Er bereiste darauf im J. 1796, auf Befehl des Königs, die Küsten der Ostsee, und ging 1797 mit besondern Aufträgen nach Petersburg, wo er sich des ehrenden Vertrauens des Kaisers Paul zu erfreuen hatte.

Im Jahre 1798 wurde Rüchel von dem jetzigen Könige nach Potsdam berufen, zum Commandeur en Chef des Regiments Garde, zum Commandanten von Potsdam und Inspecteur ernannt. Bald nachher erhielt er auch die Inspection über

sämmtliche Cadetten-Anstalten und über die damalige école militaire, welche Institute er nach Möglichkeit vervollkommnete. Auch machte er zu dieser Zeit den Entwurf zur Pensionirung der verabschiedeten Offiziere. Schon am 23. Mai 1799 wurde Rüchel General-Lieutenant und im Jahre 1802 erhielt er noch zur Belohnung seiner vielfachen ausgezeichneten Dienste den schwarzen Adlerorden. Das besondere Vertrauen des Königs beehrte ihn nachher im Jahre 1805 mit dem Auftrage, die Armee in Preußen so schleunig, als möglich zusammen zu ziehen, welches er auch bei Drengfurth bewirkte; zu diesem Endzweck hatte ihn der König zum Gouverneur und Inspecteur von Preußen ernannt, und ihm das Regiment von Brünneck als Chef ertheilt.

Endlich trat für Preußen die unglückliche Kriegsperiode des Jahres 1806 ein. Rüchel commandirte vor der Schlacht von Auerstädt ein Armeecorps von 50,000 Mann, welches aber durch Detaschirungen so sehr geschmolzen war, daß es am 14. October nur noch 12,000 Mann betrug, und auch von diesen noch an demselben Tage ein Dragoner-Regiment abgeben mußte. So ausgezeichnet Rüchels bisheriger militairischer Ruhm gewesen war, eben so bedeutend sollte er auch an diesem verhängnißvollen Tage geschmälert werden, obgleich ihm immer nicht, auch in dieser Schlacht, sein gewöhnlicher persönlicher Muth abgesprochen werden kann. Aber unbegreiflich ist es, warum er, schon um 7 Uhr Morgens von dem Fürsten von Hohenlohe benachrichtigt, daß dieser von den Franzosen angegriffen zu werden erwarte, sich erst um 10 Uhr zu seiner Unterstützung mit seinem Corps in Marsch setzte. Da kein hinreichender Grund hiervon aufgefunden werden kann, so trifft ihn mit Recht der Vorwurf,

sich verspätet, und so mit zum Verluste der Schlacht beigetragen zu haben. Was jedoch den, ihm gemachten, Vorwurf der Feigheit betrifft, so ist dieser vollkommen ungegründet.

Rüchel hatte den jetzigen General Grafen Gneisenau, damals im Hohenlohischen Hauptquartier, welcher einen französischen Obristen escortirte, bei sich zurück behalten, um sich durch ihn von der Beschaffenheit der Gegend und von der Stellung des Fürsten zu unterrichten. Er war seinem Corps eine Strecke vorausgeritten, als ihm plötzlich ein Feldjäger entgegen gesprengt kam, und ihm von Seiten des Fürsten die Nachricht überbrachte, daß dieser bereits geschlagen sey, und ihn zur Hülfe auffordere. Nachdem Rüchel sich den Punkt, wohin er solle, hatte anzeigen lassen, ging er sogleich mit dem Corps die Höhe hinauf, und griff den Feind muthig an; aber alle seine Anstrengungen, die Schlacht wieder herzustellen, waren vergeblich. Erst, als die Franzosen schon seine Linie in der Flanke und im Rücken genommen hatten, ordnete er seinen Rückzug an, und selbst der Oberst von Massenbach, der ihn nachher am bittersten getadelt hat, erklärte, es bliebe nichts, als dieß zu thun übrig. Rüchel, von einer Kartätschenkugel nahe am Herzen getroffen, verlor seine Fassung nicht einen Augenblick. Erst am Webicht, einem Wäldchen bei Weimar, übergab er dem General von Larisch das Commando, und blieb in der nächsten Mühle, unter den Händen seines Staabsarztes besinnungslos liegen. Genugsam wird hiedurch widerlegt, was Bosheit oder Unverstand hin und wieder über diesen Gegenstand zu behaupten wagten; und wenn derselbe nicht früher, während Rüchels Leben erörtert wurde, so war es, weil er keinem seiner Freunde gestatten wollte, ihn vertheidigend,

auszutreten. Dem Obersten Brixen, der ihn um diese Erlaubniß bat, erwiderte er: in den Augen seines Königs sey er gerechtfertigt, und er habe keinem Andern Rechenschaft zu geben. Eine Antwort, die freilich noch in dem Geiste der Zeit vor 1806 abgefaßt ist, da ein General, welcher eine Schlacht verliert, nicht nur seinem Könige, sondern seinem gesammten Vaterlande, und allen seinen Mitbürgern, welche dadurch unglücklich werden, Rechenschaft abzulegen schuldig ist.

Nur wie durch ein Wunder entging Rüchel dem Tode und der Gefangenschaft, und begab sich nach Königsberg in Preußen, wo er im Winter 1806 — 1807 die dortige politische Zeitung redigirte. Nachdem er von seiner Wunde wieder hergestellt worden war, übertrug ihm der König im Jahr 1807, als General-Gouverneur von Preußen, die Errichtung der Reserve-Regimenter. Im Pariser Moniteur ward sein angeblich beleidigendes Betragen gegen französische Kriegsgefangene, besonders gegen den General Victor hart gerügt; jedoch kommt auch ein solches Betragen mit seiner sonstigen Gemüthsart vollkommen überein.

Nach dem Frieden von Tilsit ertheilte ihm der König den nachgesuchten Abschied als General der Infanterie, und mit einer bedeutenden Pension. Rüchel zog sich hierauf nach seinen Gütern in Pommern zurück, und erhielt seitdem keine Wiederanstellung, welches ihm, als im Jahre 1813 Preußen seine Wiederherstellung erkämpfte, außerordentlich schmerzen mußte. Indessen ist auch nicht zu leugnen, daß ein Mann wie Rüchel sich nicht mehr für eine Zeit, wie die des Jahres 1813, wo das wahre Volksleben in seinem höchsten Glanze erschien, paßte. Er starb endlich, wie er seither lebte, in Zurückgezogenheit, nach einem kurzen Krankenlager,

in seinem 69. Jahre, den 14. Januar 1823, auf seinem Gute Haseley, dessen ehemalige Wüste er sich zum schönen Denkmal errichtet hatte.

Rüchel war ein Mann von großem, starkem Körperbau, und mit dem stärksten Ausdruck in seinen Gesichtszügen. Wer ihn gekannt, und ihn in den verschiedenen Lagen des Lebens lange genug zu beobachten die Gelegenheit gehabt hat, wird ihm das Zeugniß geben müssen, daß er, als Soldat, einen seltenen Scharfblick mit Schnelligkeit, aber auch mit der unerschütterlichsten Ruhe in der Ausübung, verband, daß er, als Patriot, keinen Augenblick gezögert hätte, sich selbst mit Allem, was er hatte, dem Könige und dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Ein liebender Vater, ein treuer Freund, ein Helfer für Alle, Wohlthäter seiner Unterthanen, so steht er als Mensch vor uns, der nie wider seine Ueberzeugung gehandelt, der mit dem reinsten Willen ein warmes Herz, ein unendlich weiches Gemüth, und die großartigste Denkweise verband. Aber er hatte auch einige sehr hervorstechende Schattenseiten in seinem Character; ein beleidigender Stolz für Alle, die in seinen Augen geringer waren, als er, eine eben so unerträgliche Anmaßung, eine gewisse Rauheit in seinem Aeußeren, allenthalben, wo er höher zu stehen glaubte, als Andere, und eine fast zügellose Heftigkeit, die er sich ohne Unterlaß in Wort und That zu Schulden kommen ließ, besonders, so lange er noch in Militairdiensten befindlich war. Alles dieß mußte ihm eine große Menge von Feinden zuziehen, die nachher oft, unedel genug, in die heftigsten Schmähreden gegen ihn ausfielen, als die gänzliche Veränderung der Zeitumstände ihnen öffentlich zu reden erlaubte.

Aber, wenn aus einer solchen Brust ein zu

lebhaftes Empfinden oft zu lebhafte Aeußerungen hervorgehen ließ, so muß doch auch der Tadel in seinen Grenzen bleiben; denn es fühlt ein Jeder, daß tadeln der unvollkommenen Welt nur einen schwachen Tribut zollen heißt. Rüchel starb als Mann und Christ, in den Armen seiner Familie und seiner Freunde, denen sein Andenken unvergeßlich bleiben wird. Ihm fallen auch Thränen des Dankes und der Liebe. — Friede seiner Asche!

Friedrich Ludwig Zacharias Werner,

großherzoglich = Hessen = darmstädtischer Hofrath, Ehren= Domherr zu Kamieniec in Podolien, und Mitglied der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen.

geb. den 18. Nov. 1768.
gestorben den 17. Jan. 1823.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner wurde geboren zu Königsberg in Preußen, am 18. November 1768, als einziger Sohn des Professors der Geschichte und Beredsamkeit an der dortigen Universität, Jacob Friedrich Werner und von Luise Henriette Pietsch. Sein Vater war als numismatischer Schriftsteller, und als ein durch seinen Vortrag und sein ciceronisches im Latein ausgezeichneter Redner nicht unberühmt; als Muster sittlicher Vortrefflichkeit aber, nach dem Zeugnisse des Sohnes, von Allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt.

Diesen würdigen Vater verlor Werner schon in seinem vierzehnten Jahre durch den Tod, fand jedoch dafür Ersatz in der treuesten Sorgfalt seiner Mutter, einer Nichte des Dichters Valentin Pietsch und einer Schwester des Regimentsquartiermeisters Pietsch, von dem einer der geistreichsten Königsberger, Scheffner, sagt: er besaß außer seinem vortrefflichen Character noch eine vorzügliche Kenntniß der römischen Classiker u. s. w.; er konnte sehr heiter seyn und seine sonderbare schwärmerische, oft

etwas traurig gestimmte, Religiosität gab jener momentanen Aufgereimtheit noch einen besondern Reiz. Vieles aus diesem Bilde paßt auf Werner, und die schwärmerisch religiöse Richtung des Bruders war als ein Familienzug auch in der Mutter vorherrschend, die, hochbegabt mit Geist und Phantasie, in spätern Jahren in Verstandes-Zerrüttung verfiel, wobei der fixe Wahn sich in ihr ausbildete, sie sey die Jungfrau Maria, ihr Sohn aber der Heiland der Welt.

Dieser Mutter verdankte Werner seine früh sich entwickelnde tiefe Neigung für Poesie und christlich religiöse Gegenstände, die ihn auch in den wechselndsten und mannichfaltigsten, jener Sinnesart oft heterogensten Lebensverhältnissen nie ganz verließ.

Da beide Aeltern Werners protestantischer Confession waren, so ward auch er in den Grundsätzen der evangelischen Kirche erzogen. Nach vollendetem Schulunterricht bezog er die Universität Königsberg schon im sechzehnten Jahre, 1784. Sein Hauptstudium waren Rechts- und Cameral-Wissenschaft; doch hörte er auch Kants philosophische Vorlesungen, und wurde persönlich von dem großen Manne, der ehedem College seines Vaters gewesen war, mit herablassender Güte behandelt. Durch zwei lateinische Reden und eine lateinische Disputation, welche er als Respondent öffentlich im großen academischen Hörsaale zu Königsberg hielt, legte er den Beweis einer nicht vernachlässigten Ausbildung in alten Sprachen ab.

Schon im ein und zwanzigsten Jahre, 1789, ließ er eine kleine Sammlung von Gedichten drukken, die, wenig poetisches Talent verrathend, alle Töne damals beliebter Dichter, Wielands, Claudius, selbst Blumauers u. s. w. nachzusingen streben. Das merkwürdigste unter diesen Gedichten, wenn

man es mit der Richtung vergleicht, die Werner später genommen, ist ein Spottgedicht auf Mönchthum, Jesuiterei, Intoleranz, ganz im Geschmack der wässerigsten Aufklärerei jener Zeit.

In dem darauf folgenden Jahre, 1790, machte er eine Bildungsreise über Berlin nach Dresden, kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, und erhielt 1793 seine erste Anstellung im Staatsdienste, als expedirender Secretair zu Petrikau, im ehemaligen Südpreußen; ein Amt, welches keine andere Fähigkeit voraussetzt, als die, im kürzeren Geschäftsstyl angegebenen Verfügungen der Räthe, nach bestimmten Vorschriften, zu extendiren und zu welchem in der Regel nur Unstudirte genommen werden. Wie wenig diese Beschäftigung Werners Geiste zusagen konnte, ist leicht zu ermessen; dennoch verwaltete er seinen Posten mit redlicher Diensttreue, und unter den Stürmen der polnischen Insurrection, zwölf Jahre hindurch, größtentheils zu Warschau, nachdem er, in gleicher Qualität, wie in Petrikau, an die dortige Kammer versetzt worden war. Uebrigens hatte er in den erwähnten zwölf Jahren drei Ehen geschlossen; die erste mit einer, seiner durchaus unwürdigen, Person vom übelsten Rufe; die zweite, mit einem gutmüthigen Wesen, dem aber seine Excentricität ewig fremd bleiben mußte, und die die Gelegenheit gern ergriff, die er ihr darbot, von ihm loszukommen um ein für sie passenderes Bündniß einzugehen; die dritte, mit einer reizenden jungen Polin (seine ersten beiden Frauen waren Deutsche) welche zur Zeit, als er sie kennen lernte, so wenig deutsch, als er polnisch verstand.

Durch diesen raschen Wechsel in seinen häuslichen Verhältnissen ließ er sich jedoch nicht irre machen in den Genüssen, die Warschau, ein damals sehr belebter, angenehmer Ort, ihm darbot. Theils



waren diese sehr unedler Art, wie z. B. der Besuch von Maskenbällen für die niedrigern Volksclassen, theils solche, die Geist- und Herzerhebend auf ihn wirken mußten, und das Schwanken zwischen diesen beiden Extremen, dem er immer und überall hingegeben blieb, dient wohl, es zu erklären, wie man in seinen Schriften und Reden oft das Gemeinste neben dem Höchsten fand. An die Spitze jener geistigen Freuden verdient sein Umgang mit Männern, wie Mnioch und Hoffmann, dem Verfasser der Phantasiestücke in Callots Manier, die beide gleichzeitig mit ihm in Warschau lebten, gestellt zu werden. Zu jenem fühlte er sich vorzugsweise durch die gleiche Richtung auf maurerische Gegenstände, zu diesem, durch die Liebe zur Kunst in allen ihren Gestalten, hingezogen. Nächstdem gab er sich mit übervollem Herzen der Freundschaft zu einem deutschen Jünglinge hin, der bei der Warschauer Regierung als Referendarius angestellt war, und in Werner den Meister verehrte, der ihn für eine Schule des höheren inneren Lebens vorbereiten half.

Unter so angenehmen Verhältnissen entstand im Jahre 1800 in Warschau Werners erstes bedeutendes Werk: die Söhne des Thals, und einige Jahre später: das Kreuz an der Ostsee. Er selbst nannte sie: seine Normal- und Meisterwerke, die, so zu sagen, die Depots vorstellen sollten; jenes, das seiner Ideen über menschliche Geselligkeit; dieses, seiner religiösen Anschauungen insbesondere; gleichsam eine vollstimmige Symphonie, damit seine künftigen Arbeiten nur Variationen einzelner, darin schon enthaltener, Tacte seyn dürften.

Die Manuscripte zu beiden Gedichten brachte Werners einstweilen nach Berlin versetzter junger Freund bei dem dortigen Buchhändler Sander zum

Druck unter, und das deutsche Publicum empfing sie mit Enthusiasmus.

Mittlerweile hatte aber ein harter Schlag Werners Herz getroffen. Schon im Jahre 1801 war er mit seiner dritten Gattin wieder nach Königsberg gereist, um seine kranke Mutter zu pflegen, und am 24. Februar 1804 (an dem nämlichen Tage, wo er seinen Mnioch in Warschau verlor, weshalb dieser, von ihm in der Tragödie gleichen Namens verewigte, Tag ihm immer ein Tag des Schreckens blieb) mußte er die Mutter in seinen Armen sterben sehen. Er regulirte ihren Nachlaß, der ihn in den Besitz eines Vermögens von etwa 12,000 Thalern setzte, und kehrte, im Frühjahre 1804, auf seinen Posten nach Warschau zurück. In Berlin hatte man aber so großes Interesse an seinen Werken genommen, daß man ihn dorthin zu ziehen wünschte, was gegen Ende des Jahres 1805 wirklich geschah, wo ihn der damalige Chef des Neu-Ostpreußischen Departements, Staatsminister von Schrötter, bei diesem Departement als geheimen expedirenden Secretair anstellte.

Die nächste Veranlassung hierzu ist in Berlin ziemlich allgemein; sonst aber, so viel der Verfasser weiß, noch nicht öffentlich bekannt geworden, und verdient einer umständlicheren Erwähnung.

Schiller war nämlich im Jahre 1804 nach Berlin gekommen, um der Aufführung seines Tell beizuwohnen. Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, ein Fürst voll regen Sinnes für alles Große und Schöne, war unter den Ersten, die sich bemühten, dem Dichter Deutschlands Beweise ihrer Achtung zu geben. Schiller wurde den Tag nach seiner Ankunft zu einem glänzenden, ihm zu Ehren veranstalteten, Mahle zu dem Prinzen eingeladen, der mit liebenswürdiger Sorgfalt sich nach den

Lieblingsspeisen und Weine des Gefeierten zuvor erkundiget hatte. Von dem letzteren (Montrachet, einem weißen Burgunder) wurde ihm nun fleißig zugetrunken, und mit schwerem Kopfe verließ der damals schon kränkelnde, an solche Ueppigkeit nicht gewöhnte, Dichter das übetreichliche Mahl. Am andern Morgen besuchte ihn Iffland, und fand ihn, nach einer schlaflosen Nacht, bedeutend unwohl. „Können Sie mir nichts zu lesen schicken?" fragte ihn Schiller. „„Nun, was sollte das seyn,"" erwiederte Iffland „„das Sie nicht schon kennten?"" „Aus der Theaterbibliothek etwas Neues, was Ihnen zugeschickt worden," war Schillers Antwort.

Der Zufall hatte es gefügt, daß Werner um diese Zeit seine Bearbeitung der Söhne des Thals für die Bühne an die Direction des Berliner Theaters eingesandt. Iffland, der, unbekannt mit dem Verfasser, auf die Handschrift kaum noch einen flüchtigen Blick geworfen, fiel sie, als er von Schiller heimkehrte, und nach Etwas suchte, um dessen Wunsch zu befriedigen, zuerst in die Hände; er siegelte sie ein und schickte sie an Schiller. Am nächsten Vormittage machte er ihm einen wiederholten Besuch. „Nun, wie haben Sie diese Nacht geschlafen, und wie geht es Ihnen heute?" fragte er beim Eintreten. „„Es geht mir recht gut,"" antwortete Schiller, „„geschlafen habe ich aber gar nicht."" „Wie?" sagte Iffland. „„Nun ja, wegen Ihres Manuscripts"" fuhr Schiller fort, „„bin ich die Nacht wach geblieben. Von wem ist das?"" „Von einem gewissen Werner," entgegnete Iffland." „„Sie sprechen von ihm, als wäre es ein ungewisser Werner,"" sagte Schiller heftig, „„und wissen Sie wohl; ich möchte schon dieser ungewisse Werner seyn. Das ist Ihr Mann"" fuhr er zu Iffland gewandt fort: „„an den müssen Sie sich

halten, wenn Sie etwas für die Bühne haben wollen. Ich mag nun grade nicht verbürgen, ob dieß Stück bei der Darstellung Effect machen wird; aber schreiben Sie ihm, fordern Sie ihn auf, einen Glaubenshelden in einem andern Stücke darzustellen; Niemand kann es besser, als er.""

Es konnte nicht fehlen, daß ein solches Urtheil Iffland imponiren mußte. Es ging von Mund zu Munde; der jetzige Staatsminister von Beyme, dem von je an die Beförderung alles Guten am Herzen lag, erfuhr es; sprach darüber mit dem Staatsminister von Schrötter, und dieser wußte bald zu Werners Versetzung Rath zu schaffen, der, durch die maurerische Richtung seines Gedichts und die religiöse Tendenz seiner Poesie überhaupt, des frommen Staatsmannes Aufmerksamkeit schon früher auf sich gezogen hatte.

Am 14. Octbr. 1805, grade ein Jahr vor der unglücklichen Schlacht von Jena, reiste Werner von Warschau zu seiner neuen Bestimmung nach Berlin ab.

Er fand dort die gastlichste Aufnahme im Hause seines Departements-Chefs, des Ministers von Schrötter, seines Verlegers, des Buchhändlers Sander und anderer trefflicher Familien, knüpfte einen engen freundschaftlichen Umgang mit Johannes von Müller, Fichte, Uhden, Hirt, Schadow, den Künstlern der Berliner Bühne, namentlich der unvergeßlichen Unzelmann-Bethmann, an, und da man ihn mit Berufsarbeiten ganz verschonte, um ihn sein schönes Talent für dramatische Dichtkunst desto mehr ausbilden zu lassen, lebte er das Jahr bis zur feindlichen Invasion fast ganz dem Theater und in Arbeiten für dasselbe, von denen die glänzendst sein Martin Luther, oder die Weihe der Kraft war. Dies Stück, worin Iffland die Stelle

des Reformators übernommen, machte einen, vorher nie erlebten Furore, so, daß Iffland sich nicht mit der sceuischen Darstellung begnügte, sondern mit dem Manuscripte von Stadt zu Stadt in Deutschland herumreiste und es den Hörlustigen in eigends dazu bestimmten Soiréen vorlas.

Werner schwelgte in Dichterruhm und geselliger Lust, vernachlässigte aber darüber seine junge, liebenswürdige Frau, die er im Jahre 1801 in Warschau geheirathet, dergestalt, daß es beiden am zweckmäßigsten schien, die sonst so glückliche Ehe aufzulösen.

Im October 1806 kam die französische Armee nach Berlin. Werner blieb den Winter hindurch noch daselbst, ging aber im Sommer 1807 über Prag nach Wien, welche beide Städte ihn im hohen Grade fesselten. Im Spätjahre reiste er über München, wo er Jakobi's und Schellings Bekanntschaft machte, Frankfurt und Köln, nach Gotha, wo ihn der geistreiche Herzog freundlich aufnahm, endlich nach Jena und Weimar; beglückt durch die Huld des Fürsten, und Göthe's, der jede stark ausgesprochene Individualität zu ehren weiß, lebhaftes Interesse erregend.

In Weimar verlebte er damals drei glückliche Monate, kehrte im Frühjahre 1808 nach Berlin zurück und reiste von dort im Sommer nach der Schweiz. Beim Sonnenaufgang auf dem Rigi lernte er den Kronprinzen von Baiern kennen, und durch ihn, bei dem Volksfeste zu Interlaken, Frau von Stael. Im Spätherbst 1808 sah er Paris, und kam im December dieses Jahres nach Weimar zurück. Mittlerweile, 1809, hatte er seinen Attila erscheinen lassen, der eine viel lauere Aufnahme fand, als die Söhne des Thals, das Kreuz an der Ostsee und die Weihe der Kraft.

Im Frühling 1809 ertheilten der damalige Großherzog von Frankfurt, der Fürst Primas von Dalberg, Wernern (so wie Jean Paul, Friedrich Richter), aus eigenem Antriebe, eine Pension *) und der Großherzog von Darmstadt den Character eines Hofraths; im Sommer dieses Jahres aber ging Werner wiederum auf vier Monate nach Coppet zu Frau von Stael, und auf ihren Rath und durch ihre Vermittelung, im November 1809 über Turin und Florenz nach Rom, wo er am 9. December ankam und bis zum 22. Juli 1813 verweilte, während im Jahre 1810 in Deutschland sein Klaggedicht um die Königin Luise von Preußen und seine Tragödie Wanda erschienen. Am 19. April 1811 bekannte er sich zur catholischen Religion, oder, wie er sich selbst ausdrückt, schwur er seinen Irrglauben ab, in die Hände des Professors der Theologie am Collegio Romano Abbate Don Pietro Ostini. Er erzählte später mit Bezug auf diesen Uebertritt, daß er durch das Buch des Thomas a Kempis, von der Nachfolge Christi, welches er, nach der heiligen Schrift, den Kern aller Bücher nannte, vorzüglich dazu bestimmt worden: als er noch als Protestant in die Peterskirche getreten, und an dem Grabe des heiligen Petrus hingeknieet wäre, habe er jenes Buch aus der Tasche genommen und nach Zufall geöffnet, dabei aber das 53. Capitel des 3. Buches, das einzige Cap. des ganzen Werkes aufgeschlagen, worin der Verfasser

*) Nach dem eignen dankbaren Geständnisse Werners begnadigte ihn die Huld Sr. königl. Hoheit des Großherzogs zu Sachsen-Weimar (den er den ritterlichen Schirmvogt eines deutschen Athens zu nennen sich bewogen fühlte) mit Fortsetzung seiner vom großherzigen Dalberg ertheilt gewesenen Pension. D. H.

vom heiligen Petrus rede; bei der Durchlesung dieses tief ergreifenden und die wichtigsten Grundbedingnisse des ächten Jüngers Christi erschöpfenden Capitels, sey ein wunderbares und mächtiges Licht in seinem Innern aufgegangen. Nun fing er an, die Theologie zu studiren und nachdem er im Herbst 1813 nach Deutschland, und namentlich nach Frankfurt zurückgekehrt war, von wo aus er seine Diatribe, die Weihe der Unkraft, gegen sich richtete, auch ein Kriegslied für die zum heiligen Kriege verbündeten Heere, so wie ein Te Deum zur Feier der Einnahme von Paris, nach dem ambrosianischen Hymnus, drucken ließ, wurde er im Januar 1814 in's Seminarium zu Aschaffenburg aufgenommen. Hier machte er sich ein halbes Jahr hindurch mit dem Ritual des catholischen Kirchendienstes bekannt, und am 16. Juni 1814, im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters, weihte ihn der Suffragan des Fürst Erzbischofs von Dalberg, der Weihbischof von Kolborn, zum Priester.

Ende August 1814 reiste Werner, während der Dauer des Congresses, von Aschaffenburg nach Wien, und ward, ohne sein Zuthun, zum Predigen aufgefordert. Die Neuheit und Seltsamkeit seiner Erscheinung verschaffte ihm einen außerordentlichen Zulauf. Späterhin predigte er fast immer, den Winter über in Wien, den Sommer in andern österreichischen Provinzen, in Ungarn, Steyermark, selbst in Venedig.

Im Jahre 1815 erschienen sein Schauspiel: die heilige Kunigunde, römisch-deutsche Kaiserin und seine Tragödie, der 24. Februar, die aber schon 1809 in Weimar, in einem projectirten Wettkampfe mit Göthe, zur Dichtung eines sogenannten Fluch- und Segengemäldes in dem begrenzten Raume von einem Acte, entstanden war.

Das Jahr vom Frühling $\frac{1816}{1817}$ brachte Werner in Podolien (im russischen Antheile von Polen) in der Familie des Grafen Choloniewski zu. Hier ernannten ihn der Bischof von Mackiewicz, und das alte bischöfliche Cathedral-Capitel zu Kamieniec im Frühling 1817 zum Ehren-Domherrn jenes Capitels, mit Muzett Roguett und Kreuz, ohne Residenz-Pflichtigkeit und Gehalt.

Im Jahre 1818 ließ er seine geistliche Uebungen für drei Tage erscheinen, über welche seine Vorrede zu J. P. Silberts Uebersetzung des Buches des Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi, Wien 1822, einen Commentar gibt.

Zu Ende des Jahres 1819 nahm der Fürst Erzbischof zu Wien, Graf von Hohenwarth, Wernern in sein Haus auf.

Im Jahre 1820 erschien sein letztes Werk, die Tragödie: die Mutter der Maccabäer.

Im Spätherbst 1821 befiel ihn Kränklichkeit, die seine Kräfte nach und nach aufzehrte, und Ostern 1822 befand er sich schon am Rande des Grabes. Der Aufenthalt in Baden und nachher in Engersdorf am Gebirge bei Wien stellte ihn einigermaßen wieder her; allein schon im Herbste 1822, als er den ländlichen Aufenthalt verlassen, kamen einige, als Rückfälle bedenkliche, Spuren seines alten Brustübels zum Vorschein. Mittlerweile hatte er den Entschluß gefaßt, sich dem in Wien erneuerten Redemptoristenorden (Ligorianern, deutsch: Priester aus der Versammlung des heiligsten Erlösers) einzuverleiben, hatte schon den Ordenshabit angelegt, und war im Begriff, das Noviziat anzutreten, als er plötzlich das Ordenskleid wieder ablegte, und ganz aus der Congregation ausschied; theils wegen seiner veränderten Ansichten von dem Wesen geistlicher Ordensverbindungen, hauptsächlich wegen sei-

nes immer mehr sich verschlimmernden Gesundheitszustandes. Ungeachtet dessen, setzte er dennoch, mit wahrhaft peinlicher Anstrengung, seine Predigten fort, führte seine Fasten-Vorträge dreimal wöchentlich bis zum Schlusse durch, und widmete sich dabei auch noch seinem zahlreich besuchten Beichtstuhl. Auf die dringendsten Bitten und Vorstellungen seiner Freunde, in dieser Zeit der Krankheit die Kanzel nicht mehr zu besteigen, antwortete er in frommer Gelassenheit, aber mit Ernst und Festigkeit: „es geziemt einem ächten Streiter, auf dem Schlachtfelde zu sterben."

Der letzte seiner Vorträge fiel auf den Sonntag Epiphaniä, den 5. Januar 1823, zwölf Tage vor seinem Tode. Auf der Kanzel entwickelte er noch eine seltene Fülle und hinreißende Energie des Vortrags, allein im Verlauf des Tages erreichte die Krankheit einen solchen Grad, daß Werner das Lager nicht mehr verlassen konnte. Es zeigte sich bald, daß seine Kräfte der gänzlichen Erschöpfung nahe waren, und, daß die Vereiterung seiner Lunge, die seit mehreren Jahren begonnen, und in Folge der zuletzt gemachten Anstrengungen einen raschen Fortgang genommen, sich ihrem Ende zusehends nähere. Dennoch, und, obschon er eine so plötzliche Wendung seines Zustandes nicht erwartet, behielt der Kranke die höchste Ruhe und Fassung, und, körperlich unfähig, irgend etwas zur Labung oder Erquickung zu sich zu nehmen, verließen ihn doch Witz und Laune nicht, und er erheiterte seine Umgebungen mit manchem Scherz.

Am Sonntag den 12. Januar empfing er die letzte Oelung, und vier Tage darauf, am 16. errichtete er noch einen Nachtrag zu seinem im Sommer des verflossenen Jahres niedergeschriebenen Testamente. Seine liebste Beschäftigung in seinen

letzten Tagen war das Gebet. Wenn er aber, was oft stundenlang hinter einander geschah, sich vorbeten ließ, vermochte weder ein Besuch, noch irgend etwas Anderes, ihn in seiner Andachtsübung zu stören.

Sein Tod war überaus sanft. Er befand sich am letzten Tage seiner letzten Krankheit, gegen Abend vorzüglich, ganz besonders leicht und wohl, so, daß er nur mit Mühe zuließ, daß man bei ihm wache. Der Diener, an welchem eben die Reihe des Wachens war, saß, am 17. Januar, zwischen zwei und drei Uhr des Morgens, nichts Uebles besorgend, eine geraume Weile neben dem Bette des Kranken, in der Meinung, daß dieser in einem Schlummer läge, aus welchem er ihn nicht stören wollte. Da es ihm jedoch befremdend vorkam, daß er keinen Athemzug mehr vernahm, so rief er eiligst mehrere Personen herbei und es fand sich, daß der Leidende schon vollendet hatte.

Am 20. Januar wurde Werner, in Gemäßheit seiner letztwilligen Verfügung, in Engersdorf im Gebirge beigesetzt. Seine Freunde und Schüler trugen den Leichnam zu Grabe, und auf seinen einfachen Denkstein hat er die Inschrift verordnet:

†

Friedrich Ludwig Zacharias Werner
Priester aus der Versammlung zum allerheiligsten Erlöser, geboren zu Königsberg in Preußen, den 18. Novbr. 1768, zu Rom zum allein wahren Väterglauben zurückgekehrt, den 17. April 1811, gestorben zu (Wien) den (17. Januar 1823).
Gott sey dem armen Sünder gnädig!
Wanderer bitte gütigst für seine arme Seele.
Luc. C. 7. V. 47?!
(Unten eine zerbrochene Leier).

Nach Eröffnung seines durch einen besonderen Abdruck, (Wien 1823, bei Wallishauser), bekann

gewordenen Testaments, welches vom 24. Juli 1822 datirt ist, fand sich, daß er zu seinem Haupterben den General-Vicar der Versammlung zum allerheiligsten Erlöser, oder, wenn dieser nicht Erbe seyn könnte oder wollte, die Congregation selbst, ernannt. Außerdem sind darin noch viele Legate enthalten, worunter eines (sub Nr. 8.) seiner Gattin dritter, ein anderes (sub. Nr. 9.) seiner Gattin zweiter Ehe, das merkwürdigste aber (sub. Nr. 19.) in die Schatzkammer der Mutter Gottes zu Mariazell bestimmt worden. Dieser vermachte er nämlich, (wie weiland Justus Lipsius zu Loretto that), ein Hauptwerkzeug seiner Verirrungen, seiner Sünden und seiner Reue, symbolisch durch die Verordnung, daß die von dem Fürsten Primas von Dalberg ihm verehrte goldene Schreibfeder in vorerwähnter Schatzkammer niedergelegt werden solle, um den Wallfahrern nach diesem Gnadenorte vorgezeigt werden zu können, damit sie für seine Seele beten *).

Dieß sind die hauptsächlichen Ereignisse des äußern Lebens eines Mannes, dessen Bedeutung eigentlich nur in der Richtung, welche er in seinem Innern genommen, beruhet.

Seiner Mitwelt ist er in dreifacher Beziehung merkwürdig geworden; der Zeitfolge, und auch dem

*) Seine hinterlassenen Handschriften, bestehend in Predigten und geistlichen Uebungen, erhält der Buchhändler Wallishauser in Wien, der Verleger seiner Maccabäer und anderer Erzeugnisse seiner schwärmerischen Muse in der letzten Zeit. Einige der letztern lieferte auch das für 1823 (bei Volke) erschienene Taschenbuch, Balsaminen genannt, welches der Stadtpfarrer, Pater Veit zu Wien, mit Beiträgen von Werner herausgegeben hat. Auch sind Werners Hauptwerke in Upsala 1813 und 1814 bei Em. Bruzelius (im Verein mit den meisten deutschen Schriftstellern) nachgedruckt worden.

D. H.

Entwickelungsgange nach, zuerst als Dichter, dann als Convertit, endlich als Prediger, namentlich als Bußprediger.

Was den Dichter betrifft, so fehlt es noch immer an einer erschöpfenden Critik über ihn als solchen; doch scheint es, als ob Niemand in dieser Beziehung ihn richtiger gewürdiget, als Matthäus von Collin.

Wenn von Mysticismus — so sagt er — die Rede ist, wie er bei Wernern erscheint, wird man ihn berücksichtigen müssen, weil er ernstlich und treu gemeint ist. In diesem reich ausgestatteten Dichter findet sich, wie auch Solger bemerkt, das Bestreben, über das Gegebene und Willkürliche hinwegzugehn, und die eigentliche Handlung in eine fremde, geistige oder wunderbare Welt zu versetzen, in so vollem Maaße, daß, seit dramatische Kunst besteht, ein Versuch dieser Art nicht unbekümmerter gewagt worden. Eben so bezeichnend ist das Gewicht, welches er auf einzelne Charactere legt, um das Ganze darüber zu vernachlässigen. Wer darf aber leugnen, wenn gleich seine dramatischen Dichtungen mehr, als die irgend eines andern zum Dichter wirklich geweihten Zeitgenossen, die Schwäche der Zeit verrathen, daß er durchaus nur in einem edeln Streben um die Kunst bemüht gewesen, und auch gewohnt, Außerordentliches zu leisten! Die Hauptvorwürfe, die man ihm machen kann, sind, daß seine dramatischen Figuren nur als Mittel irgend einer mystischen Anschauung dienen, die ihrer Natur an sich fremd ist, daß er ferner in der Anwendung der Mystik vorzüglich darin fehlte, daß er die Dunkelheit aufsuchte, um in ihr mit Lust unter zu tauchen, während der Mystiker im wahren Sinne des Worts, dem die Welt ein Unbegriffenes ist, über welches ihm das ewige Licht in ahnungs-

voller Dämmerung leuchtet, aus dieser Dunkelheit des Seyns durch stufenweise Aufhellung heraufstrebt; endlich, daß er gewohnt war, seine dramatischen Gestalten plötzlich an irgend eine willkürliche Idee zu verrathen, die ihn übermeisterte, und sie von dem vollen Leben, in dem sie wandelten, hinab zu stürzen zu den Schattengestalten leerer Traumgebilde. Dagegen muß schon das allein für Werner eine günstige Idee erwecken, daß er zu derselben Zeit, wo Schiller das Theater beherrschte, nicht allein der Erwägung, sondern der Liebe werth gefunden wurde. Er hatte in der ersten Auflage der Söhne des Thals so viel historischen Sinn im Drama gezeigt, von großartiger Characteristik, und einer glänzenden, zwar eigentlich Schiller nachgebildeten, aber dennoch eigenthümlichen, Sprache unterstützt, daß man das mystische Ende gern übersah, um sich an dem, was die Natur an dem Dichter geleistet, zu erfreuen. Später hat er, in seltener Mißkennung seines poetischen Berufs, die Poesie nicht mehr in der Wahrheit des Lebens, sondern in gewissen Ideen von Liebe und Einklang der Seelen suchen wollen, die, durchaus in keinem großen Sinn aufgefaßt, auf Folgesätzen beruhten, welche aus einer nur einseitigen, daher mangelhaften, Betrachtung des Verhältnisses der im Irdischen befangenen Menschenwelt zu einer höheren geistigeren, hervorgingen. Er selbst hat sich späterhin auf das Heftigste gegen seine eignen Arbeiten erklärt, und sie durch die Last der über sie mit Erbitterung gewälzten Vorwürfe tiefer herabgewürdiget, als es Freund oder Feind thun möchte. Die nach dieser Nichtigkeitserklärung erschienenen Arbeiten sind aber, was den Character der Kunst anbelangt, in demselben Geleise, wie die früheren verschmähten, geblieben. Wie sehr auch einen anders Gesinnten die falsche Mystik der Wer-



nerschen Tragödien feindselig berühren mag, so ist dennoch in ihm die Grundlage eines wahrhaft großen dramatischen Dichters nicht zu verkennen, und, wenn er es zur Zeit über sich gewann, die Natur, wie sie ist, als eine unendliche Offenbarung des Höchsten zu ehren und ihr nicht die eigene Ansicht unterzuschieben, so lieferte er Bruchstücke einer so erhabenen Art, daß jedes dichterische Gemüth durch sie angeregt werden muß. Er ist auch in seinen Fehlern eine bedeutende Erscheinung der Zeit geworden und mit Heinrich von Kleist in der Hinsicht verwandt, daß beide gern den einfachen Sinn der Handlung, der eben immer auch der tiefste ist, verschmähen, um ihr eine schlechterdings willkürliche Deutung aufzuzwingen.

Schon in dem, was vorstehend, eben so geistreich als wahr, über den Dichter gesagt ist, liegen die Grundzüge zu dem Bilde des nachmaligen Proselyten Werner.

Der Verfasser hat an einem andern Orte *) in dieser Beziehung entscheidende Actenstücke, nämlich eine Reihe von Briefen aus den Jahren 1801 bis 1803 mitgetheilt. Sie ergeben, daß Werner ursprünglich mit einem so gesunden religiösen Sinne begabt, als es der für das Leben und die Kunst in ihm war, bald hier, wie dort, die natürliche Straße verschmähte, um, auf Irrwegen, einem Ziele nachzustreben, das ihm nie klar vor der Seele schwebte, und wie er darum, in verschiedenen Lebensperioden und Lagen, chamäleontisch die Farbe änderte. Der allgemeinste Ausdruck, den er für sein Ziel brauchte, war Erwärmung der Menschheit, vermittelst

---

*) Lebensabriß Friedrich Ludwig Zacharias Werners. Berlin 1823.

einer von ihm willkürlich gesetzten Dreieinigkeit von Kunst, Religion und Liebe, und die Wege, auf denen er es anfänglich zu erreichen hoffte, waren Poesie und Maurerei; nächstdem eine freie gesellige Verbindung edler Freunde zu diesem höchsten Zwecke. Als er aber gewahr wurde, wie wenig, selbst ein mit hohem Beifall aufgenommenes, dichterisches Werk, wie die Söhne des Thals, die er seinen Freunden zuerst in der Handschrift mittheilte, eine Umschaffung der Ansichten auch nur dieser in seinem Sinne, hervor zu bringen vermochte, vorzüglich aber überall anstieß an den Hauptwall, den der Protestantismus aufgeworfen gegen den Sturmlauf der Religionsschwärmerei, in dem freien Vernunftgebrauch; schalt er diesen seinen angeborenen Glauben, einen in seinen Grundsätzen zwar ehrwürdigen, aber dem Menschengeschlecht nicht angemessenen Drang eines durch keine Phantasie begrenzten Criticismus, der nur durch einen mittelst der Maurerei geläuterten Catholicismus, durch eine neue Religion, durch Apostel in modernem Geschmack und Proselyten, überwunden werden könne. Aber auch die Maurerei ließ ihn im Stich, und nun warf er sich, neun Jahre, nachdem er dieß geschrieben, und wie es scheint, der Idee entsagend, den Catholicismus zu läutern, gläubig in die Arme der auf dem ewigen Felsen begründeten Kirche; es als ein unverdientes hohes Glück betrachtend, in dieselbe aufgenommen worden zu seyn.

Allein die Mitgliedschaft der neuen Kirche genügte ihm noch nicht. Immer gewohnt, lehrend auszusprechen, was ihm das Herz bewegte; als Dichter durch seine Dramen, die, wie er selbst ge-

steht, ihm nur als Vehikel dienten, seine religiösen Ansichten in Curs zu setzen, als Maurer, in der unwandelbaren Eigenschaft des fleißigsten Logenredners; als Freund endlich, durch eine mit seinen Freunden unterhaltene lebhafte, immer auf sein Ziel gerichtete, Correspondenz, war nichts natürlicher, als sein Sehnen, es öffentlich auszusprechen, was ihm für Heil widerfahren und dieß erklärt sein Wiederauftreten in Deutschland mit der bekannten Weihe der Unkraft und sein späteres Besteigen der Kanzel. Den Prediger Werner selbst zu hören, ist dem Verfasser nicht vergönnt gewesen; (eine gedruckte Predigt von ihm, gehalten am Pfingstmontag 1815 über Joh. 3, 21. gibt kein deutliches Bild seiner Predigtweise;) aber alle Stimmen sind darüber einig, daß der Eifer, mit welchem er sich diesem Berufe überhaupt widmete, mit feuriger Zunge von der Kanzel aus ihm sprach. Der Verfasser der Recensionen des Lebensabrisses Werners im Conversations-Blatte, der längere Zeit in Wien gelebt, theilt, wahrscheinlich aus eigener Wahrnehmung, über Werner, den geistlichen Redner, viel Interessantes mit.

Er war sich, — sagt er — in seinen Predigten sehr ungleich, und wiederholte darin gewissermaßen das Bild seines Lebens. Neben Feuer und Manna gab es auch Wasser und Gerstenbrod, wie es der Tag eben brachte. Es gelang ihm nicht, noch strebte er darnach, den Catholicismus im Ganzen und Großen zu verklären, was doch von ihm eher, als von vielen andern, zu erwarten stand; vielmehr sank er zuweilen tiefer, als die Würde erlaubt, und hielt sich meistens in den Grenzen des unmittelbar Practischen, der täglichen Nothdurft. Dabei entwickelte er aber eine besondere Gabe im Auffinden, Auslegen, Anwenden des Typischen;

abgesehen davon, ob er dabei etwas und wieviel, den alten Kirchenlehrern schuldig war, mußte man ihm immer doch das Verdienst einer geistreichen Eigenthümlichkeit zugestehen. Gern ließ er von Zeit zu Zeit in einzelnen Aussprüchen Thomas von Aquino reden, und, was er in dessen Namen sagte, glänzte in bewundernswürdiger Einfalt und Tiefe. Mit dem reinsten Geschmack und dem eindringendsten Gefühl, webte er zweckmäßig die Größe und Herrlichkeit der Natur ein. In der Ruhe, Kraft und Anschaulichkeit einzelner Schilderungen war er ein Meister, wie Deutschland vielleicht jetzt keinen hat; hier erkannte und fühlte man den Dichter. Ueberhaupt zeigte er eine erstaunliche Sicherheit, kurz alles dasjenige, was, im besten Sinne, Gegenwart des Geistes genannt wird. Die letzten Reden kurz vor seinem Tode liefern dafür die merkwürdigsten Beweise. Es war in der That, als ob bei ihm der Geist sich den Körper baute. Als Bußprediger blitzte und donnerte er mit gewaltigem Nachdruck, wobei ihm, außer der Bekanntschaft mit sich selbst, seine Kenntniß der Welt zu Statten kam, die er jedoch zuweilen auf eine widerwärtige, beinahe possenhafte, Art herauskehrte. Dahin gehörte auch sein häufiges Selbstanklagen. Er merkte nicht, daß ihn der Böse bei'm Rande des Priestergewandes nahm, indem seine Eitelkeit in der Größe und Einzigkeit der früher gehäuften, jetzt laut erklärten Schuld, dem schmeichlerischen Reize der Genialität nachgab, womit sich auch die Sünde umkleiden kann. —

Soviel, nach dem oben vorgezeichneten Gange, über Werner, den Dichter, den abtrünnigen Protestanten, und den catholischen Prediger. Es wird hoffentlich dem Leser dieser gedrängten Darstellung, wie der ausführlicheren in dem mehrerwähnten Le-

bensabrisse, kein Zweifel darüber bleiben, daß, bei aller Abnormität in dem Streben des seltsamen Mannes eine Einheit in demselben war, und daß er es ehrlich mit dem gemeint hat, wovon er glaubte, daß es der Welt Noth thue. Dagegen wird man, hier wie dort, eine Lücke finden können in der mangelnden Beweisführung darüber: wie sich der Mensch im Fleische bei Werner, zu dem im Geiste verhalten? Und dieser Mangel ist denn dem Verfasser bei seiner ersten Schrift oft genug zum Vorwurfe gemacht worden, hin und wieder mit einer Art von faunischer Begier, etwas Näheres über die Sündhaftigkeit zu erfahren, deren sich Werner so freigebig anzuklagen pflegte. Der Verfasser aber fühlt sich jetzt so wenig, als früher berufen, eine unberufene Neugierde des Publicums hierin zu befriedigen. Was dieses unbedingt zu fordern berechtigt ist, ist strenge Wahrheit in dem, was ihm ein Biograph mittheilt; nicht Mittheilung alles dessen, was jener weiß. Unterdrückt ein Lebensbeschreiber, der sonst guten Willen gezeigt hat, den von ihm Dargestellten möglichst treu zu zeichnen, characteristische Züge; so möge der Leser wohlwollend glauben, daß ihm dieß ein großes Opfer koste; es giebt aber zarte Rücksichten, die höher stehen, als die, ein allgemein befriedigendes Buch geliefert zu haben. Nur davor hüte sich der Schriftsteller, ein falsches Bild durch das, was er verschweigt, wie durch das, was er sagt, zu geben, und, daß Keiner fürchten darf, ein solches von Werner zu erhalten, wenn er nur die Züge festhält, die der Verfasser ausgedrückt, kann dieser, nach seiner redlichsten Ueberzeugung, versichern. Eben so, daß es keine ungeheure Abirrung war, die eine so schwere Reue auch bei einem anders gestalteten Gemüthe zur Folge gehabt haben würde. Werner hatte eine

glühende Phantasie und trug eine glühende Liebe im Herzen. Die naturgemäßeste Aeußerung derselben war ihm versagt. Darüber klagte er wehmüthig in seinen Söhnen des Thals, mit den Worten:

Weh dem, der niemals Fleisch von seinem Fleische
An seine wunde Brust gedrückt.

Nun suchte er irre in dem Gebiete der Liebe, wie in dem des Glaubens, des Sinnlichen und Uebersinnlichen, umher, vermischte beide Richtungen mit einander, und predigte dieß zum Theil in seinen ersten Schriften der Welt, als ein Mysterium und eine Art von neuem Evangelio. Dessen schuldigt er sich an in der Strophe der Weihe der Unkraft:

Durch falsche Lust verlocket und durch das Spiel der Sinne
Doch wissend, daß aus Liebe der Quell der Wesen rinne,
Setzt' ich der kranken Wollust Bild keck auf der Liebe Thron
Und durch dieß Gaukelblendwerk sprach ich der Wahrheit Hohn.

Daß diese beiden Stellen den ganzen Text zu Werners Selbstanklagen bilden, möge man dem Verfasser glauben, und ihm aus den zuvor angedeuteten Rücksichten den Commentar dazu erlassen, den er, da er Wernern grade in den für ihn gefährlichsten Jahren nahe gestanden, leicht in einer vollständigeren Construction liefern könnte, als es manche unserer, zum Schaffen eines Menschen nach ihrem Bilde allzeit fertigen apriorischen Critiker im Felde der Biographie, der Natur der Sache nach, vermögen.

Werners Schriften sind in Vorstehendem, ih-

ren Titeln und der Zeit ihrer Erscheinung nach, vollständig erwähnt. Von den verschiedenen, von ihm vorhandenen Bildnissen, verdient ein von Ender gestochenes, von Artaria in Wien verlegtes, welches ihn in der Domherrnkleidung darstellt, den Vorzug. Es spricht die Grundzüge seines Characters meisterhaft aus.

Nachtrag. Nachdem der Verfasser den vorstehenden Aufsatz bereits zum Druck abgeliefert, ist ihm erst folgendes Sonett Werners bekannt geworden, das jener im Herbst 1818 einem Jugendfreunde in Königsberg sandte. In dem Briefe, mit dem dieß geschah, nannte er es „seine Biographie und damaligen statum causae et controversiae in nuce;" der Leser wird aber darin gewiß Manches bestätigt finden, was oben über Wernern gesagt ist.

Die drei Bitten.

Was ich auf Erden noch zu wünschen habe
Ist wenig und ich will es Euch erzählen:
Um Ehr' und Reichthum mag ich Gott nicht quälen,
Des Teufels Stricke sind der Stolz, die Habe.

Nur Unschuld möcht' ich wieder mir erwählen.
Doch nichts erweckt die, wenn sie ging zu Grabe;
Der ird'schen Liebe Taumelkelch, die Gabe
Von Gift thát sie dem Tode mir vermählen.

Den Taumelbecher, ich hab' ihn geleeret,
Auch das Gelüst zum Lorbeer ist geschieden
Und matt von allem Gaffen, Rennen, Lärmen

Bet' ich nur um ein Winkelchen mit Frieden,
Wo die, wonach ich lechze, mir bescheeret
Die drei mir würden: Ordnung, Stille, Wärme!

Otto Carl Friedrich von Voß,

königl. preuß. Staatsminister, Präsident des Staatsraths und Staatsministeriums, Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens und des königl. preuß. Johanniterordens, Domprobst zu Havelberg.

geb. den 8. Juni 1755.
gest. den 30. Januar 1823.

Wenn der Nekrolog bei jeder Darstellung eines Mannes immer eine Anzahl von competenten Richtern befragen, ihre Urtheile und Zeugnisse in Eins vereinigen, und ihr Organ werden könnte, so würde er sich merklich dem Ideal nähern, das man von dem achtungswerthen Todtengericht einer Nation zum Nutzen der lebenden und künftigen Geschlechter entwerfen kann. Aber leider ist dies höchst selten, oder nie der Fall, und es muß daher größtentheils genügen, die Hauptthatsachen, welche aus dem Leben des Verstorbenen hinreichend bekannt sind, zu sammeln, und nach ihrer Zusammenstellung das Urtheil über die Person selbst dem Leser zu überlassen. Aus diesen Gründen enthalten wir uns auch jeder ausführlicheren Beurtheilung des verstorbenen preußischen Staatsministers von Voß, bei welchem überdieß noch die Schwierigkeit hinzukommt, daß er, nach langer Zurückgezogenheit, erst kürzlich, und nur wenige Monate hindurch, bei ganz veränderten Zeiten und Ansichten, wenigstens des bei weitem größten Theils der Nation, in's öffentliche und Staatsleben zurückgetreten ist.

Voß wurde den 8. Juni 1755 zu Berlin geboren, wo sein Vater, Friedrich Christoph Hieronymus von Voß, königl. preuß. Geheimerrath und Domprobst zu Havelberg, seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte. Seine erste Ausbildung wurde im älterlichen Hause bewirkt, worauf er in Frankfurt an der Oder und Göttingen die Rechte studirte, und den Wissenschaften mit anhaltendem Fleiße oblag. Nach Beendigung seiner academischen Studien, trat er in seinem 22. Jahre, den 25. Juli 1777, als Referendarius bei dem Kammergerichte zu Berlin in den Staatsdienst, und zeichnete sich in diesem Verhältniß durch Fleiß und rastloses Streben nach Vervollkommnung dergestalt aus, daß er schon nach zwei Jahren das sogenannte große Examen machen konnte, und ihm gleich darauf die Stelle eines Assistenzraths beim Kammergerichte übertragen wurde. Die damalige Justizreform, so wie andere, nicht unwichtige Verhältnisse, bestimmten ihn jedoch, das Justizfach und den königlichen Staatsdienst bald darauf ganz zu verlassen; die näheren Ursachen sind nicht bekannt, obgleich es immer höchst räthselhaft erscheinen muß, wie die preußische Justizreform, wodurch doch die Gerechtigkeitspflege auf das Möglichste, für die damalige Zeit, vervollkommnet wurde, einen loyalen Mann zur Abdankung veranlassen konnte.

Voß widmete sich von nun an fast ausschließlich den landwirthschaftlichen Geschäften, wozu er sich durch den Ankauf eines Gutes, Namens Wartenberg, im niederbernimschen Kreise, berufen zu seyn glaubte. Dieser Ankauf erfolgte kurz nach seiner Vermählung mit einer Tochter des Staats- und Cabinetsministers Reichsgrafen von Finkenstein, im Jahre 1780, und er lebte von nun an abwech-

selnd auf seinem Gute und in Berlin, sich vorzugsweise mit aller Thätigkeit der Landwirthschaft und Verbesserung seines Besitzthums widmend. Als er nach dem Tode seines Vaters, im J. 1784, die Domprobstei zu Havelberg von dem General von Bülow erkaufte, sah er hierdurch seine Privatgeschäfte sich noch bedeutend vermehren.

Wenige Jahre darauf wurde Voß zum Johanniter-Ordensritter geschlagen, und von dem damaligen Ordensmeister, dem Prinzen Ferdinand von Preußen, mit besonderem Vertrauen beehrt, indem dieser ihn zu allen, den Orden betreffenden, wichtigen Angelegenheiten zuzog. Doch wurden überdieß seine Kräfte auch noch anderweitig in Anspruch genommen, da er sich, wie schon oben gesagt, sehr thätig des Landschaftswesens, als Rittergutsbesitzer, annahm. So gewährte ihm die schon im Jahre 1782 angenommene Stelle eines Raths bei der mittelmärkschen Ritterschaft, Gelegenheit, bei der Auseinandersetzung des Gemeinwesens seinen Standesgenossen ersprießliche Dienste zu leisten, deren Anerkennung ihn auch sehr bald zu einer erweiterten Wirksamkeit führte, da er im Jahre 1784 zum Haupt-Ritterschaftsdirector, auch zu gleicher Zeit zum beständigen Deputirten der kurmärkschen Ritterschaft ernannt wurde, und als solcher den Vorsitz bei den sämmtlichen landschaftlichen Versammlungen führte.

Unmittelbar nach dem Tode Friedrichs des Großen trat Voß wieder in den Staatsdienst, indem seine Kenntnisse und sonstigen Empfehlungen den König Friedrich Wilhelm II. veranlaßten, ihn im Jahre 1786 als Präsidenten der kurmärkschen Kriegs- und Domainen-Kammer anzustellen. Rasch hinter einander erweiterte sich jetzt die Sphäre seines Wirkens, denn schon im Jahre 1789 ward er,

mit vorläufiger Beibehaltung jenes Postens, zum wirklichen geheimen Staats-, Kriegs- und dirigirenden Minister im General-Directorium ernannt; zugleich wurde ihm das Departement von der Kur- und Neumark, nebst Neufchatel, übergeben, und kurz darauf auch das Departement von Magdeburg und Halberstadt.

Ohne hier in eine Zergliederung seiner Verwaltung in jener Zeit eingehen zu wollen, welche übrigens ganz den Wünschen seines Königs entsprach, und den damaligen Ansichten angemessen war, können wir doch von seinen mannichfachen Leistungen diejenigen nicht mit Stillschweigen übergehen, welche wahrhaft für das Beste der Unterthanen, und für das allgemeine Wohl des ganzen Landes gewirkt haben. Hierher gehört die im J. 1790 gegründete Stiftung der Landarmeen- und Invaliden-Verpflegungs- auch Irrenanstalten zu Strausberg, Brandenburg, Wittstock und Neu-Ruppin. Unbezweifelt verrieth Voß durch diese Stiftungen seine richtige Schätzung eines der vorzüglichsten Bedürfnisse in der damaligen Landes-Polizei-Verwaltung. Das platte Land, in dessen Bezirk diese Anstalten geschaffen wurden, wurde dadurch von einer höchst drückenden und überhand genommenen Bettelei auf die zweckmäßigste Art befreit; sie gewährten Hülflosen ein Unterkommen, 400 Invaliden zur Erleichterung für die Unterthanen, eine nothdürftige Verpflegung, und stellten somit ein Muster auf, das benachbarte Provinzen und Länder der Nachahmung werth gehalten haben.

Als gleich wohlthätige Einrichtung aus jener Zeit erwähnen wir noch den Anbau mehrerer Aemter im Oderbruch, z. B. Wrietzen und Wilhelmsaue, woraus zum Besten des Landes viele Colonistenanlagen hervorgegangen sind; ferner die gleich-

falls unter seiner Leitung erfolgte Anlage und Ausführung des Ruppiner Canalbaues, welcher der Residenz Berlin unter allen Umständen ihren Bedarf an Feuerungs-Materialien vollkommen sichert.

Die Erfahrungen des Ministers von Voß in den ständischen Verhältnissen veranlaßten im J. 1790 auch noch seine Ernennung zum königl. Commissarius der Haupt-Ritterschafts-Direction; aus demselben Grunde trat er ferner an die Spitze der kurmärkschen General-Land-Feuer-Societät, welche zu Berlin ihren Sitz hat. Seine landwirthschaftlichen Kenntnisse aber verschafften ihm im Jahre 1793 den eben so ehrenvollen, als schwierigen Auftrag, die erste Einrichtung des Finanzwesens in den neu erworbenen Provinzen von Südpreußen zu treffen, wozu er indessen noch mit den Staatsministern Grafen von Hoym und Freiherrn von Schrötter in Verbindung trat. Wie sehr er diesen Auftrag zur Zufriedenheit seines Königs erfüllt habe, läßt sich schon daraus entnehmen, daß ihm allein bei der Rückkehr sofort auch das südpreußische Departement übertragen wurde, doch wurde er desselben schon im folgenden Jahre 1794, in Rücksicht seiner übrigen vielfachen Geschäfte, und der davon abhängigen und durchaus nothwendigen Gegenwart im General-Directorium, von dem Könige wiederum entbunden.

Im Jahre 1795 sah Voß sich, seiner kränklichen Gesundheitsumstände wegen, veranlaßt, um die Entlassung von seinen sämmtlichen Ministerialgeschäften zu bitten, welche ihm auch bewilligt wurde. Zwei Jahre hindurch lebte er nun ruhig in dem Schooße seiner Familie, und widmete seine Zeit vorzüglich den Wissenschaften. Aber im Jahre 1797, nach dem Tode Friedrich Wilhelm II., rief der jetzige König, bei seinem Regierungsantritt,

den im Staatsdienste erprobten Beamten in das Ministerium zurück, und vertraute ihm zunächst das Cammerdepartement von Südpreußen, bald darauf, im Jahre 1798, das von Pommern und der Neumark, so wie das Lotterie-Departement. Vorzugsweise hatte Voß immer sehr gern das Departement von der Kurmark verwaltet; daher wurde auch dieses ihm noch im Jahre 1800 übertragen.

Schon im Jahre 1799 hatte ihn der König mit dem großen rothen Adlerorden beehrt; auch seine sonstigen Würden vermehrten sich in dieser Zeit, indem er 1800 zum Dom-Dechanten des Stiftes Magdeburg erwählt und bestätigt wurde, bei welchem er schon im Jahre 1789 die von dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig innegehabte Präbende von dem Stifte selbst gekauft hatte.

In diesem zweiten Zeitraume seiner Verwaltung, nämlich seit dem Regierungsantritt des jetzigen Königs, richtete Voß besonders sein Augenmerk auf die bessere Verwaltung der königl. Domainen, und zu diesem Zwecke machte er zuerst einige Einrichtungen, die Dienstablösung der Unterthanen betreffend. Es entging ihm nicht, daß die Ablösung mancher Dienste und Lasten von den bäuerlichen Nahrungen mit Vortheilen für den Gutsherrn sowohl, als für den Unterthanen verbunden war, und er machte deshalb im Jahre 1803 dem Könige den Vorschlag, versuchsweise auf mehreren pommerschen Domainen-Aemtern die Dienste abzulösen, und den Unterthanen das Eigenthum ihrer Höfe zu überlassen. Der König bewilligte diese Maaßregel, und, um ihr auch bei andern Gutsbesitzern Eingang zu verschaffen, ging er ihnen mit seinem Beispiele voran, indem er auf zweien seiner Güter vergleichweise die nämliche Einrichtung traf.

So arbeitete Voß, das Vertrauen seines Königs rechtfertigend, eine Reihe von Jahren hindurch, in verschiedenen wichtigen Zweigen der Landesverwaltung mit gleichem Eifer. Eine glühende Liebe und Anhänglichkeit für seinen Herrn und Monarchen leitete ihn stets bei seinem amtlichen Wirken; Kraft, Consequenz und tiefe Einsicht, wie sie zu jedem sachkundigen Staatsdiener aus allen noch aufbewahrten Verhandlungen jener Zeit sprechen, sicherten seinem Wirken einen guten Erfolg, welcher noch jetzt durch manche schöne und weise Institutionen bezeichnet wird. Eine ganz besondere Theilnahme bewies er aber, wie früher, auch jetzt immer noch, an den ständischen Verhältnissen der Provinz, von deren Ritterschaft er Mitglied war; daher wurde er auch im Jahre 1805 von den kur- und neumärkschen Ständen zum ersten Landschafts- und Städte-Cassendirector erwählt, und in diesem Posten von dem Könige bestätigt.

Das Jahr 1807 unterbrach die Wirksamkeit des Ministers; nachdem er dem Könige noch nach Königsberg und Memel gefolgt war, sah er sich, nicht nur durch die nach dem Tilsiter Frieden erfolgte Reduction aller Behörden, sondern auch durch die Reorganisation und völlige Umwandelung der ganzen Staatsverwaltung, nach ganz anderen, und den bisherigen entgegengesetzten Grundsätzen und Ansichten, veranlaßt, um seine Entlassung nachzusuchen, und sich in den Kreis seiner Familie zurück zu ziehen. Zwar übertrug ihm der König in den Jahren 1808 und 1813 noch die äußerst schwierigen Geschäfte der Auseinandersetzung mit den damals in Berlin anwesenden französischen Behörden; dieselben waren aber nur vorübergehend und nicht von langer Dauer.

Endlich, im Herbste des Jahres 1821, bei

dem allmähligen Hinneigen zu gewissen älteren Grundsätzen, die seit 1808 bis 1815 schon gänzlich verschwunden zu seyn schienen, in dem Minister von Voß aber den eifrigsten und tüchtigsten Vertheidiger und Beschützer zu finden hofften, trat auch er wieder in das Staatsleben zurück. Zuerst wurde er zum Mitgliede einer Commission ernannt, welche unter dem Vorsitze des Kronprinzen mit dem Reorganisationsgeschäft der landständischen Verfassungen im Preußischen Staate beauftragt war; ein Jahr später, im September 1822, berief ihn der König in das Staatsministerium, und übertrug ihm das Vicepräsidium desselben, so wie das des Staatsraths, während der Abwesenheit des Staatscanzlers Fürsten von Hardenberg, welcher seinem Monarchen zum Congresse nach Verona folgte. Nach dem Ableben Hardenbergs wurde er zum wirklichen Präsidenten des Staatsraths und des Staatsministeriums ernannt. Schon hatte er einzelne Schritte auf dieser neuen Bahn gethan, als ihn eine bei der strengen Kälte im Jahr 1823, und bei seinem hohen Alter zwiefach verderbliche übermäßige Anstrengung auf ein Krankenlager warf, das seine vollste Thätigkeit hemmte, und von welchem er nicht wieder erstand. Selbst die ihm vom Könige gewordene Auszeichnung durch Verleihung des schwarzen Adlerordens, durfte er wegen der schon weit vorgeschrittenen Krankheit nicht mehr erfahren, und er starb in Berlin am 30. Jan., Abends nach 4 Uhr, nach einem langen, thatenreichen Leben.

Voß war ein Mann von weit umfassenden Kenntnissen und großen Einsichten, voll Energie und Kraft, und von unermüdlicher Thätigkeit. Strenge Rechtlichkeit, Offenheit und Wohlthätigkeit waren seine vorzüglichsten Tugenden. Unschätzbar

und hochverehrt war er bei seiner ganzen Familie im ausgedehntesten Sinne, geliebt von allen seinen Freunden, von seiner näheren und entfernteren Umgebung, namentlich in Havelberg, wo er die meisten Jahre seiner Jugend und seines Alters verlebt hatte. Die Wohlthaten, welche er den Nothleidenden in reichem Maaße spendete, verbarg er sorgfältig den Augen der Welt, und bekundete so, daß Wohlthun ein wahres Bedürfniß seines Herzens, keine hochprangende, glänzende Außenseite seiner Handlungen, gewesen sey. Was seine Ansichten im Fache der politischen und inneren Staatsangelegenheit betrifft, so wird ihn mancher Andersgesinnte freilich nicht von gewissen Vorurtheilen frei sprechen. Er war ein eifriger Anhänger des Alten; aber wenigstens zeigte er hierbei stets eine gewisse Consequenz, die ihn weit über eine große Anzahl Männer von ähnlicher Denkungsart erhob. In wie fern also sein Tod ein Verlust für die Bedürfnisse der Zeit gewesen sey, Bedürfnisse, über welche jetzt mehr, als je so äußerst verschiedene Meinungen herrschen, darüber können wir, der Natur der Sache nach, hier kein Urtheil fällen.

Sein ganzes Leben hindurch war fast ausschließlich entweder den Wissenschaften gewidmet, die er jedoch nur zu seiner eigenen Belehrung bebaute, oder seinen mannichfaltigen Privatgeschäften, oder den Arbeiten, die seine vielen und höchst wichtigen Aemter erforderten, so lange er sich im Staatsdienste befand. Seine einzige Erholung von den Geschäften des Tages suchte und fand er in abendlichen Stunden, in dem Genuß der Musik, die er sehr schätzte, und selbst, mit nicht geringer Fertigkeit, übte. Man würde sich übrigens sehr irren, wenn man glauben wollte, daß die, während seiner Zurückgezogenheit von den Staatsgeschäf-



ten, eingetretenen Veränderungen in der Staats-welt und an dem öffentlichen Horizont, seinem Auge gleichgültig vorübergingen. Vielmehr folgte er ihnen in den Stunden der Muße, die ihm die Verwaltung seiner sämmtlichen Güter gestattete, durch alle, selbst die feinsten Schattirungen, auch von der Curie seiner Präbende, seines Lieblings-Aufenthalts Havelberg aus, mit immer forschendem Blicke. Keine Verfassung der Reiche, kein Verhältniß seines Vaterlandes mit dem Verbande der Staaten, keine Veränderung in der Staatswirthschaft und in der Gesetzgebung blieb ihm fremd. In wie fern er die Fortschritte der neuern Zeit zu würdigen gewußt habe, dieß zu beurtheilen, dazu war die Dauer seines neu angetretenen Ministeriums zu kurz; aber das läßt sich mit Gewißheit von ihm annehmen, daß in seinen Augen ein strenger und schroffer Unterschied der Stände eine unerläßliche Bedingung war zum Wohle der Staaten.

So wie die Gegenstände der angeführten Art während seines Privatlebens ihm reichen Stoff zur Beschäftigung gewährten, so veredelten auch schöne Künste und Wissenschaften ihm den Genuß und das Glück des Lebens. Und so wird es erklärlich, wie ein berühmter Staatsmann des Auslandes, vor einigen Jahren nach der näheren Bekanntschaft mit Voß, den Ausspruch thun konnte, er wünsche sich solche Jahre der Ruhe, um solche Fortschritte daraus zu ernten.

Graf Rudolph von Wrbna, *)

kaiserl. königl. Oberstcämmerer und Chef des geheimen Cabinets zu Wien, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz der eisernen Krone 2c.

geb. den 23. Juli 1761.
gest. den 30. Januar 1823.

Der Tod des k. k. Oberstcämmerers Grafen Rudolph von Wrbna wurde mit Recht als ein öffentlicher Verlust empfunden. Einem Manne, der mit unverbrüchlicher Treue gegen seinen Kaiser, seinen Mitbürgern unter allen Umständen vorangeleuchtet, und durch die Geradheit und Festigkeit eines redlichen Gemüthes Ehrfurcht für Tugend zu einer Zeit eingeflößet, wo alles Lob nur glänzenden Waffenthaten vorbehalten zu seyn schien, wird die Geschichte sein Denkmal nicht schuldig bleiben. Aber es ist schon jetzt eine heilige Pflicht derjenigen, die unter seinen Zeitgenossen ihn näher kannten, die Grundlinien zu demselben zu entwerfen; nur als solche möge man daher folgende Nachrichten betrachten.

Die Grafen Wrbna sind ursprünglich ein schlesisches Geschlecht **), das, durch ritterliche Thaten

---

*) Aus der Wiener Hofzeitung entlehnt. d. H.

**) Um der Lilien ihres Schildes willen wollte man die Herkunft der Wrbna's aus Frankreich folgern, andre

und fromme Stiftungen in seinem Vaterlande bekannt, schon im Zeitalter der Hohenstaufen durch zwei Helden auch ein weltgeschichtlicher Name wurde. Stephan und sein Sohn, Andreas Wrbna, gehören unter die Unsterblichen, die im heiligen Kampfe für Vaterland und europäische Bildung gegen die mongolischen Horden, mit dem Herzoge Heinrich dem Frommen und der Blüthe deutscher und polnischer Ritterschaft auf der Wahlstatt bei Liegnitz den Tod der Helden fanden. Den 9. April 1241.

Als das Lehensband Böhmen und Schlesien fester umschlungen hatte, erwarben die Wrbna's, bereits mit der gräflichen Würde geschmückt, ansehnliche Besitzungen in Böhmen und Mähren, und manche von ihnen werden in der Geschichte als feste Säulen des Staats und treue Diener ihrer Könige gerühmt. Doch in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, der in mehreren östreichischen Ländern viele alte Geschlechter verschlang, jüngere empor hob, und mit einer neuen Landesordnung einen neuen Besitzstand schuf, gingen auch einige Wrbna's zu Grunde; aber um so fester schlossen sich die übrigen, Bernhard, Wenzel, Heinrich, an den erschütterten Thron, und erhielten zum Lohne ihrer bewährten Treue nebst ansehnichen Gütern, auch einen kaiserlichen Gnadenbrief, die goldene Bulle dieses Hauses, der ihnen nebst vielen seltenen Freiheiten auch die alte gräfliche Würde auf's Neue bestätigte, den 20. September 1628, und von Ferdinand III. noch einmal bekräftiget wurde. Den 16. April 1642.

---

vermuthen, Böhmen, dem Schlesien angehörte, sey ihre Wiege, Frankreich der Sitz ihres ersten glänzenden Waffenruhms, Polen ihrer mächtigen Ausbreitung.

D. L.

Seit dieser Zeit waren es immer die ersten Stellen im Staate und am Hofe, in denen die Wrbna's glänzten. Schon Wenzels Sohn, der Graf Johann Franz, erhielt das wichtige Amt eines obersten Canzlers, und wurde mit dem goldenen Vließe geschmückt. Von seinen beiden Söhnen: Joseph Franz und Norbert Wenzel, den Stiftern der Fulnecker- und Horzowitzer Linien, trat der Jüngere, dem Beispiele der Ahnen getreu, in kaiserliche Kriegsdienste, und schloß mitten unter Waffengewühl, wo sich bei stets erneuernden Lebensgefahren der Adel der Gesinnungen und Gefühle schnell erprobt, mit dem größten Manne seines Zeitalters einen innigen Freundschaftsbund; ein sprechendes Denkmal desselben wurde der Name Eugen Wenzel, den Norberts ältester Sohn von seinem Pathen, dem Prinzen Eugen, in der heiligen Taufe erhielt. Seit dieser Zeit ist der Name Eugen in diesem Zweige der Familie Wrbna ein vielgeliebter Name geblieben, und mit Sorgfalt wird auf dem Schlosse zu Horzowitz ein großes türkisches Zelt aufbewahrt, das der Sieger aus der Beute von Belgrad seinem Freunde verehrte.

Graf Eugen Wenzel weihte als Staatsmann sein Leben dem Vaterlande, das sein Pathe als Held so ruhmvoll vertheidiget hatte. Er wurde zum gallicisch-lodomerischen Canzler, in der Folge zum Oberst-Hofmarschall ernannt, und durch das goldene Vließ, so wie durch das besondere Vertrauen der Kaiserin Maria Theresia ausgezeichnet; auch als Vater des edlen Sohnes, dessen Nekrolog wir hier liefern, wird sein Andenken allen Oesterreichern höchst theuer seyn.

Zu Wien den 23. Julius 1761 geboren, erhielt Graf Rudolph seine erste Erziehung unter

den wachsamen Augen der Aeltern; denn der Vater, obgleich der Staat den größeren Theil seiner Zeit in Anspruch nahm, hatte sich den Grundsatz: „häusliche Erziehung und öffentlicher Unterricht" zur heiligen Pflicht gemacht, und seine Lehre, noch mehr sein Beispiel, nebst den sanften Worten der Mutter, einer gebornen Gräfin Kollonitz, die wie Cornelia ihren Stolz in ihre Kinder setzte, ließen den tiefsten Eindruck in dem jugendlichen Gemüthe des Sohnes zurück. Einige Mineralien, die dieser noch als Knabe zum Geschenke erhielt, erregten in ihm den Wunsch, eine Sammlung anzulegen, die durch den Eifer des Jünglings und durch die verständige Auswahl des Mannes, eine der vollkommensten unter den Privat-Sammlungen geworden ist. Sie nährte in ihm die Neigung zur Bergkunde, ganz dem Wunsche des Vaters gemäß, da die Verwaltung der eigenen Güter einen erfahrnen Hüttenmann erheischte. Graf Rudolph begab sich daher, nachdem er die philosophischen und die Rechtswissenschaften auf der hohen Schule zu Wien gehört, auf die Berg-Academie nach Schemnitz, wo er sich den Bergwissenschaften mit dem Eifer der Begeisterung weihte. Damit ihm keine Erfahrung entgehe, legte er, gleich den gemeinen Bergknappen, bei allen Arbeiten in der Grube und Hütte, in der Schmiede und bei'm Wasserbau Hand mit an; das Andenken seines Fleißes ist daher unter den Lehrern und Beamten auf dieser Berg-Academie noch nicht erloschen, und auch der alte Bergmann zeiget mit Stolz und Freude auf die Stellen hin, wo der gute freundliche Graf mit ihnen in die Wette gearbeitet, und sie dann reichlich beschenkt hat. Bei diesen Anstrengungen bewährte er zugleich eine körperliche Kraft, die, das Erbe eines unverdorbenen Geschlechts,

schon im Knaben durch Fechten und Reiten, durch Schwimmen und Schlittschuhlaufen, durch Wanderungen auf alte Burgen und Fußreisen auf Hochgebirge, sorgfältig entwickelt, in der Blüthe seiner Jugend zu einer solchen Stärke gedieh, daß sie ihm unter Bekannten den Beinamen des jüngern Rolands erwarb, und Proben derselben lebhaft an die Sagen erinnern, welchen die körperliche Stärke des Königs August von Polen und seines Sohnes des Grafen Moritz von Sachsen, ihr Daseyn gab.

Was sich Graf Wrbna noch schuldig war, um seine bergmännische Bildung zu vollenden, erwarb er sich im Jahre 1784, da er die vorzüglichsten Bergwerke in Nieder-Ungarn und Inner-Oesterreich bereiste, und nach so ernstlichen Vorbereitungen trat er im J. 1785 als Hof-Secretair bei der montanistischen Hofstelle seine staatsbürgerliche Laufbahn an. Dies stimmte ganz zu den Ansichten seines Vaters; denn, da sich seine zwei jüngern Söhne, Eugen und Ladislaus, der ursprünglichen Bestimmung des Adels gemäß, der Vertheidigung des Vaterlandes geweiht hatten; wünschte er, daß der Aeltere als Civil-Beamter dem Staate seine Schuld abtrage, und die Verwaltung der Güter besorge. Es war ein offenes Geständniß, wie sehr Joseph II. den Grafen wegen seiner Geistesbildung und seines moralischen Characters schätzte, als er ihn nebst andern jungen Männern aus dem hohen Adel im Jahre 1786 wählte, um der Begleiter des Erzherzogs Franz auf dessen Spazierritten zu seyn. Schon damals faßte der junge Prinz eine Neigung für ihn, die man mit einer Blüthe vergleichen darf, aus der sich in spätern Jahren die herrlichste Frucht entwickelte. Im Jahre 1787 wurde Graf Wrbna zum vortragenden Bergrathe, 1790 zum Hofrathe bei der Hofcammer im Münz- und Berg-

wesen befördert, und von nun an gab es bei diesem Zweige der Staatsverwaltung keine wichtige Verhandlung, auf die er nicht eingewirkt hätte.

Wenn das Wohlgefallen, das er als Knabe an Mineralien fand, seine Vorliebe für Naturwissenschaften und seine Laufbahn als Staatsbeamter bestimmte; so fügte es sich wieder durch eine sonderbare Verkettung des Schicksals, daß gerade diese Neigung den wichtigsten Einfluß auch auf sein häusliches Glück äußern sollte. Graf Wrbna warb nicht unerhört um die Hand der Gräfin Theresia von Kaunitz, die eine edle Gestalt voll Anmuth und Würde, Gesichtszüge voll Seelenadel und Unschuld, noch reizender durch die Blüthe der Jugend, und ein durch die sorgfältigste Erziehung ausgebildeter Geist, vor vielen ihres Geschlechtes auszeichneten, und ein geistvoller Mann mit der Rose auf einem schönen Blumenbeete verglich. Ihr Besitz gehörte zu seinen heißesten Wünschen; aber er hatte diesen kaum seinem Vater entdeckt, als der würdige Greis ihm unter Freudenthränen die Bemerkung machte: wer den Muth in sich fühlte, nach einem so edlen Preise zu ringen, sey gleichfalls verpflichtet, einen Haushalt zu führen, der den Ahnen der Braut und der Würde ihres Großvaters entspreche, allein dem gegenwärtigen Ertrage der Wrbnaschen Güter nicht angemessen sey. Zum Beweise jedoch, wie theuer ihm das Glück seines Sohnes sey, übertrage er ihm die Verwaltung derselben, und bedinge sich bloß eine Summe für seinen und seiner übrigen Kinder Bedarf. Wisse sein Rudolph den Ertrag so zu erhöhen, um auch die Ausgabe für einen zweiten Haushalt zu decken, so gebe er ihm nebst seinem väterlichen Segen die Einwilligung zu seiner Vermählung.

Auf Flügeln der Liebe eilte Graf Wrbna nach

Böhmen und suchte seine Aufgabe nicht etwa durch Ersparungen, wodurch er manchem treuen Diener des Hauses wehe gethan hätte, sondern durch Verbesserungen in der Verwaltung zu lösen, für die, zumal in bergmännischer Hinsicht, ihm ein weites Feld offen stand. Die Emporbringung seiner Eisengußwerke zu Kommorau, auf der Herrschaft Horzowitz, war der Hauptgegenstand seiner Bemühungen, und sie gelang ihm durch einen weise berechneten Aufwand und durch die Verbindung mit einem einsichtsvollen Hüttenmanne, den er in Schemnitz kennen gelernt, in einem solchen Grade, daß er in der Geschichte des böhmischen Gewerbfleißes einen neuen Zeitabschnitt begründet, und der Gewinn schon im ersten Jahre die kühnsten Hoffnungen der Unternehmer überstieg. Nie ernteten Einsicht, Beharrlichkeit und Vertrauen eine schönere Belohnung; denn schon der 28. Julius 1785 war der glückliche Tag, an welchem die schöne Gräfin, Theresia von Kaunitz, dem Grafen Rudolph von Wrbna am Altare die Hand reichte; ein Familienfest, das eben so sehr durch die Gegenwart des ehrwürdigen Staatscanzlers, Fürsten von Kaunitz, als durch den Segen von Tausenden verherrlicht wurde, denen der edle Bräutigam durch Emporbringung der Gewerke auf seinen, dem Ackerbaue minder günstigen, Gütern neue Erwerbquellen geöffnet hatte. Ihr wachsender Wohlstand war seinem Herzen zweifach theuer, weil er den Ruhm derselben zugleich der geliebten Gemahlin, deren Besitz seinen Unternehmungsgeist gespornt hatte, zuschreiben konnte.

Einige Jahre nach dem Tode seines Vaters, wurde dem Grafen die Bitte gewährt, sich dem Staatsdienste auf einige Zeit zu entziehen, um sich mit ungetheilter Sorgfalt der Verwaltung seiner Güter zu weihen. Sie war für ihn die dringende

Aufforderung, an den Fortschritten der Naturkunde regen Antheil zu nehmen, und sich über neue Entdeckungen in diesem und andern verwandten Fächern mit Gelehrten, die ihn zu Horzowitz besuchten, oder die mit ihm im Briefwechsel standen, zu berathen. Mit gleichem Eifer und älterer Vorliebe trieb er vaterländische Geschichte; denn ganz Böhme, wie er war, hätte er sich nie verziehen, irgend einen Anspruch auf Ruhm zu übersehen, den sich dieß kräftige, aus Deutschen und Slaven glücklich gemischte Volk sowohl durch Waffenthaten, als durch große Fortschritte in der Cultur in verschiedenen Zeiträumen erworben. Es war daher nur eine gerechte Anerkennung des Verdienstes, als die Gesellschaft der Wissenschaften in Böhmen es sich zur Pflicht machte, den Grafen Wrbna unter ihre Mitglieder aufzunehmen, und im Jahre 1804 sogar zu ihrem Ehren-Präsidenten zu erheben; eine Würde, die auch sein Vater, seit Errichtung dieser Gesellschaft, bis an seinen Tod begleitet hat.

Die Muße, die ihm bei diesen wissenschaftlichen Bestrebungen übrig blieb, gehörte seiner Familie, die er auf das Zärtlichste liebte, und seinen Unterthanen, die er wie seine Kinder behandelte. Die Früchte dieser ihm theils angeborenen, theils unter den beschwerlichen Arbeiten der niedern Stände erworbenen Milde, blieben nicht aus; er erntete sie zu einer überaus bewegten Zeit, in Beweisen von Anhänglichkeit und Treue, die er von seinen Unterthanen erhielt. Im Jahre 1796 hatte sich ein feindliches Heer den Grenzen Böhmens genähert; allein, die Nachricht davon war kaum erschollen, als mehrere Familienväter, ehrwürdige Greise, sich sogleich aus freiem Antriebe erboten, zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen; zwar wären sie schon alt und schwach, aber unter

ihren Augen würden ihre Söhne um so braver kämpfen. — Es hätte daher nur eines Winkes vom Grafen bedurft, und der Landsturm hätte sich auf seinen Gütern gebildet; doch glücklicher Weise fand Oesterreich in seinem eigenen Kaiserhause den Helden, der durch die Siege bei Amberg und Würzburg, damals nicht blos Böhmen, sondern ganz Deutschland gerettet hat.

Die frohen Tage, welche der Graf in wahrhaft patriarchalischer Würde zu Horzowitz verlebte, wurden durch manches traurige Ereigniß getrübt. Ladislaus, der jüngere Bruder des Grafen, ein blühender Jüngling, fiel bei Arlon im rühmlichen Kampfe für sein Vaterland, den 7. Junius 1793. Zwei Tage darauf starben denselben Tod vier nahe Verwandte, die im Geiste der alten Germanen sich gelobt, den Tod ihres Vetters zu rächen. — Zwei Töchter schieden in zarter Kindheit dahin; zuletzt auch die edle Mutter des Grafen, die er mit der Zärtlichkeit eines dankbaren Sohnes geliebt. Doch der härteste Schlag, der ihn treffen konnte, war der Verlust der treuen Lebensgefährtin, die ihm vier hoffnungsvolle Söhne und fünf Töchter geboren hatte. Stets eingedenk, was Frauenwürde der Enkelin verdienstvoller Ahnen gebiete, war sie als Tochter, Gattin und Mutter ein erhebendes Beispiel, bis über sie, nach einer 17jährigen höchst glücklichen Ehe, der Genius, der auch das Edelste nicht verschont, weinend die Fackel senkte. (Den 28. Julius 1803 zu Penzing). Nur die Religion vermochte dem Grafen so viele Stärke zu geben, daß er dem Schmerze nicht unterlag; doch, als seine erste Liebe, ist sie auch seine einzige geblieben, und nie sprach er seitdem von ihr, ohne daß Schwermuth sein Gesicht nicht sogleich überzogen, oder sein Auge sich gefeuchtet hätte. Diese 17 Jahre

bildeten den schönen Zeitraum seines häuslichen Glückes; wir würden sagen, den glücklichsten seines Lebens, könnte es für den Patrioten glücklichere Tage geben, als es diejenigen sind, die er zur Zeit großer Gefahren dem Vaterlande weiht.

Im Jahre 1801 wurde Graf Wrbna zum Vice-Präsidenten der montanistischen Hofstelle, und im folgenden auch zum Präses der Canal-Bau-Hof-Commission vom Kaiser huldvoll ernannt. Was er in der ersten Stelle Gutes gewirket, und in der andern wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse nicht durchzusetzen vermochte, ist amtlich bekannt. Idria indeß kann schon allein bewähren, mit welcher Thätigkeit und Einsicht er sich immer benommen. Der als Hof-Commissär dahin gesandte Hofrath von Leithner gestand wenigstens frei, daß es ihm schwerlich gelungen wäre, dem gefährlichen Brande in den dortigen Gruben zu steuern, und das Bergwerk von gänzlicher Zerstörung zu retten, hätte nicht sein Vice-Präsident jeden seiner eingereichten Vorschläge höchst schnell und einsichtsvoll gewürdiget, und ihn bei allen zweifelhaften Fällen durch seinen verständigen Rath auf das Freundschaftlichste unterstützt. Durch dieses offene Geständniß eines bekannten Biedermannes wird das Verhältniß des Grafen als Vorgesetzter bei einem so wichtigen Zweige der Staatsverwaltung zu seinen Untergebenen deutlich bezeichnet, und zugleich beurkundet, welchen wichtigen Antheil er an der Rettung einer der reichsten Staatsquellen in der österreichischen Monarchie genommen hat. — Dieß waren indeß nur Vorspiele zu weit wichtigeren Diensten; denn schon näherte sich mit Riesenschritten der Zeitpunkt, wo das Vaterland seine ganze Thätigkeit und Seelenstärke in Anspruch nahm.

Der gleich nach seinem Schlusse von Frank-

reich auch wieder verletzte Friede von Lüneville, verschaffte damals den Völkern die traurige Erfahrung, daß Verträge ihnen keine Sicherheit mehr verbürgen; bei dem neuen Staatsrechte Napoleons und seinen Eroberungsentwürfen vermochte auch keine Politik eines Nachbars von Frankreich, den Krieg auf längere Zeit abzuwenden; er entzündete sich daher bereits im September 1805 auf's Neue in Deutschland, und schon nach wenigen Wochen wurde die Kaiserstadt von dem feindlichen Hauptheere bedroht.

In dieser, seit dem Jahre 1683 ihr fremden Gefahr, bedurfte der Kaiser eines Mannes, der mit den Eigenschaften des treuen und redlichen Unterthanen auch die Gewandtheit des Staatsmannes und einen hinlänglich begründeten Ruf verband, um den Bürgern Zutrauen, den Feinden Achtung einzuflößen, und ihm die Leitung der Geschäfte wärend der feindlichen Besitznahme der Stadt mit Beruhigung anvertrauen zu können. Die Wahl des Monarchen fiel auf den Grafen Wrbna, den er zum Landes-Hof-Commissair ernannte; und die Bürger Wiens priesen einstimmig eine Auszeichnung, bei welcher der Vater des Vaterlandes nur der Stimme seines Herzens und seiner Ueberzeugung gefolget war. Die Brust eines jeden Wieners wurde mit Vertrauen beseelt, und mit gefaßterem Muthe erwartete man die Ankunft der Feinde.

Graf Wrbna wurde durch einen Eilboten aus seiner Einsamkeit zu Horzowitz an's Hoflager berufen, und entging auf der Reise dahin nur durch Geistesgegenwart und körperliche Stärke einer großen Lebensgefahr; erst zu Wien erfuhr er seine ehrenvolle Bestimmung und wohnte mehreren Conferenzen bei, in welchen der Monarch den Vorsitz

führte, der darauf zu dem Landtage nach Preßburg abreiste.

Schon am ersten Tage des feindlichen Einmarsches bewies der Graf eine Entschlossenheit, die die neuen Gewalthaber überraschte. Wenn er für die Bedürfnisse des Heeres mit solcher Schnelligkeit sorgte, daß auch der Feind seinen Eifer anzuerkennen gezwungen war; so wies er dagegen jede unbillige Forderung mit Festigkeit zurück, und zeigte in dem Streite, der sich bei der Räumung des österreichischen Militairspitals zwischen ihm und dem französischen General-Intendanten Daru erhob, daß er selbst sein Leben für die Sache seines Kaisers und seiner leidenden Mitbrüder zu opfern, entschlossen sey. Aber grade diese Seelenstärke, in Verbindung mit den übrigen Eigenschaften des Geistes und Herzens, die eine große Zeit und seine bedenkliche Stellung, die nur ihn nicht überraschte, in ihm entwickelte, wurde die Quelle der Achtung, die er sich über die Sieger erkämpfte. Ihr verdankte man es, daß Museen und Bibliotheken damals unberührt blieben, und mancher leidenschaftliche Ausfall in den Kriegsberichten, welcher gar oft in der Sprache der alten republicanischen Clubbs verfaßt, im Moniteur abgedruckt war, auf die Vorstellungen des Grafen in der Wiener-Zeitung wesentlich gemildert wurde.

Bei allen Besorgnissen, die sein Gemüth erfüllen mochten, zeigte sein Gesicht jene Heiterkeit, die sowohl aus dem gegründeten Vertrauen auf die Anstalten des Kaisers, und die unermeßlichen Hülfsquellen des Staats, als aus der ihm eigenen innern Spannkraft entsprang; und, konnte er die Bürger Wiens auch mit keinen Siegesnachrichten erfreuen, so erhob er doch ihren gesunkenen Muth durch die trostvollen Worte: „Gott Lob, auch nach

den neuesten Nachrichten sind J. J. M. M. noch immer gesund." Eine große Schaar von Hülfsbedürftigen umringte ihn täglich; doch nur Wenige schieden trostlos von ihm, da selbst diejenigen, welchen er nicht sogleich zu helfen vermochte, durch die herzliche Theilnahme, die er stets dem Unglück schenkte, sich ermuthiget fühlten. Zu jeder Stunde der Nacht war es erlaubt, ihn zu wecken; ja, daß es bei jedem nur etwas bedenklichen Vorfalle geschehe, ertheilte er den strengsten Befehl. Wie nachtheilig auch diese ununterbrochenen Anstrengungen auf seine sonst so feste Gesundheit wirkten, entzog er sich ihnen, ungeachtet der Bitten seiner Freunde und der Warnungen der Aerzte, dennoch keinen Augenblick, spornte durch sein Beispiel alle Unterbeamten zu ähnlicher Hingebung und gewann die Herzen aller Bürger, die mit verdoppeltem Eifer den beschwerlichen Dienst der Stadtwache versahen, und für die öffentliche Ruhe sorgten. Nur diesen vereinten Bemühungen ist es daher zu danken, daß Wien von dem Unglücke befrei't blieb, in seinen Mauern einen Aufstand ausbrechen zu sehen, obgleich die Einwohner seit dem Abschlusse des Waffenstillstandes durch den Uebermuth roher Soldaten fast täglich bitter gekränkt wurden.

Vor der Schande, durch Meuchelmord sich an dem Feinde zu rächen, schützte sie ihr rechtlicher österreichischer Sinn, und der Friedensbote, der den 30. December von Holitsch anlangte, machte dem unangenehmen Verhältnisse zwischen den Bürgern und den französischen Kriegern ein Ende; ein Aufruf, schon am nächsten Morgen an allen Straßenecken angeschlagen, belehrte die Einwohner von diesem wichtigen Ereignisse, welches das schönste Neujahrsgeschenk für sie wurde.

Die Verhandlungen der Landes-Hof-Com-

mission mit den französischen Behörden dauerten indessen sehr lebhaft fort, da diese, unter dem Vorwande, es sey Staatsgut, eine Menge von Gegenständen in Anspruch nahmen, deren Werth sich auf einige Millionen belief. Allein die Meisten dieser Forderungen scheiterten auch diesmal an der Festigkeit des Grafen, der dem Doppelsinne der französischen Sprache mit großer Gewandtheit zu begegnen, und durch den schnellen Abschluß mit den fremden Behörden jedem weitern Verluste vorzubeugen verstand.

Nach so vielen Stürmen erschien der freundliche Regenbogen den Bürgern Wiens. In einem huldvollen Handschreiben aus Holitsch vom 12. Januar 1806, äußerte der Monarch seine volle Zufriedenheit mit dem Grafen: „ehe er es noch mündlich thun könne, danke Er ihm schriftlich für das, was der Graf zu einer Zeit, die noch keine ähnliche gehabt, für seinen Landesfürsten und seine Mitbürger mit rastlöser Anstrengung, beispielloser Rechtschaffenheit, und der edelsten Selbstverleugnung gethan. Der Monarch folge eben so sehr der Stimme Seines Herzens und Seiner Ueberzeugung, als Er den Wünschen eines jeden rechtlichen Mannes entgegen komme, indem Er dem Grafen das Großkreuz des St. Stephan-Ordens verleihe. Habe der Graf in einer Periode, wo der Drang der widrigsten Umstände viele sonst rechtschaffene Diener des Staates um alle Fassung gebracht haben würde, nie aufgehört, sein Ziel mit Standhaftigkeit zu verfolgen, und mit festem Muthe bis an's Ende auszuharren; welche Dienste könne sich der Monarch nicht von ihm, in ruhigeren und — Er hoffe es von der Gnade der Vorsehung — glücklicheren Zeiten versprechen!“

„Diese Betrachtung, das allgemeine Zutrauen,



was sich der Graf mit so vielem Rechte erworben, und das Bestreben des Monarchen, Männer an Seiner Seite zu haben, deren Rechtschaffenheit und Einsicht selbst von Verleumdern nicht angefochten wird, bestimmten Ihn, den Grafen zum obersten Kämmerer mit dem ausdrücklichen Vorbehalte zu ernennen, daß dessen Wirkungskreis nicht blos auf die gewöhnlichen Verrichtungen eines obersten Cämmerers eingeschränkt, sondern auch auf wichtigere Staatsgeschäfte ausgedehnt sey, welche der Monarch zu seiner Beruhigung und zum Wohle Seiner Länder dem Grafen zu übertragen, für nöthig erachten werde."

Diese ehrenvolle Urkunde über die Verdienste des Grafen Wrbna, ein herrliches Seitenstück zur goldenen Bulle dieses Hauses, die in vielfältigen Abschriften schnell verbreitet wurde, erweckte die lebhafteste Freude unter den Bürgern Wiens, und alle nahmen den herzlichsten Antheil an den rühmlichen Auszeichnungen des Mannes, der mit ihnen so standhaft und ehrenvoll jede Gefahr bestanden hatte. Die darauf verkündigte Rückkehr des Kaisers zu den Bewohnern der Residenz, welche er sein gutes Volk nannte, erfolgte bald. Graf Wrbna eilte sogleich seinem Kaiser entgegen.

Wer vermag die Gefühle dieses treuen Staatsbürgers zu schildern, als er seinen Monarchen wieder sah! — Mit Wärme gab er den Bürgern Wiens das ehrenvolle Zeugniß ihrer Treue und Liebe für ihr altes Fürstenhaus, und erzählte manchen schönen Zug, der den rechtlichen Sinn des guten Volkes bewährte und das Herz des Kaisers mit Rührung erfüllte. Innig freute sich auch der edle Graf, daß er schon bei der ersten Unterredung seinen Monarchen mit der frohen Nachricht überraschen konnte: ein untergeordneter Staatsbeamter,

arm, und Vater von sieben unversorgten Kindern, habe unter steter Lebensgefahr 1 Million 700,000 Gulden an Staatsgeldern gerettet. Diese Handlung war der Vorläufer von Zügen patriotischer Hingebung, deren Zahl in der Folge so angewachsen ist, daß sie einen eigenen Abschnitt in der Geschichte dieser denkwürdigen Tage bilden.

Der Monarch hatte zwar jeden Prachtaufwand bei seinem Einzuge abgelehnt; aber eben dadurch wurde der herzliche Willkommen zu einem Volksfeste erhoben, wie es des gütigen Kaisers und des biedern österreichischen Volkes würdig war.

Eine gefährliche Krankheit jedoch, die als Folge der frühern großen Anstrengungen und der vielfältigen Gemüthsbewegungen schon im nächsten Frühjahre ausbrach, drohte, den muthigen Helden dieser für Wien so verhängnißvollen 65 Tage dem Vaterlande zu entreißen. Allein seine kräftige Natur trug den Sieg davon und der zärtliche Vater bezeichnete den Tag als den ersten seiner Genesung, an dem seine Familie, die er seit acht Monaten nicht gesehen, sich zu Laxenburg wonnetrunken in seine Arme warf.

In dem großen Wirkungskreise, den seine neue Würde ihm darbot, gewann Graf Wrbna das achtungsvolle Vertrauen seines Monarchen täglich mehr; er blieb auf allen Reisen dessen unzertrennlicher Begleiter, in vielen Angelegenheiten des Staates ein treuer Rathgeber, ja, bei großen häuslichen Unglücksfällen ein theilnehmender tröstender Freund, ohne jemals die Linie zu überschreiten, welche die Ehrfurcht zwischen dem Landesfürsten und dem Unterthan gezogen hat.

Die Feier der Wiedervermählung des Kaisers, den 6. Januar 1808, wurde durch die Auszeichnung der verdienstvollsten Staatsmänner erhöhet.

Der gütige Monarch vergaß Seinen Grafen Wrbna nicht, und ernannte ihn zum Ritter des goldnen Vließes, der höchste Ehrenpreis für den würdigen Enkel verdienstvoller Ahnen, den Oesterreichs Fürsten seit Maximilian I. und Carl V. dem stolzen Spanier und treuen Oesterreicher bieten konnten, und den zwei Wrbna's auch schon errungen hatten.

Die Stiftung des rheinischen Bundes löste die durch ihr Alter ehrwürdige deutsche Reichsverbindung auf und belehrte zugleich Norddeutschland, daß auch für seine Gauen der Krieg unabwendbar sey; aber der Tag von Bayonne, der 8. Mai 1808, überzeugte Europa, daß Napoleon kein Völkerrecht mehr achte, und raubte dem französischen Herrscher selbst die Achtung unter den Besseren seines Heeres, aus dem der alte Geist der Coucy's und Crillon's noch nicht ganz gewichen war. Da Napoleon dieses Loos auch seinem treuesten Bundesgenossen bereitete; so durfte Oesterreich, das die Grundsätze und Waffen der Revolution mit solcher Beharrlichkeit bekämpft, kein besseres erwarten, und rüstete sich auf's Neue zur Vertheidigung seiner Selbstständigkeit; die Landwehr wurde geschaffen, aber von Napoleon sogleich als eine Kriegserklärung erkannt.

Wenn gleich das österreichische Volk zu dem neuen Kampfe im Jahre 1809 mit seltener Begeisterung sich erhob; so entsprach der Erfolg doch keineswegs den edlen Anstrengungen desselben, und schon wenige Wochen nach dem Ausbruche des Krieges rückte der Feind abermals in die Hauptstadt ein.

Auch während dieser Zeit blieb Graf Wrbna der unzertrennliche Begleiter des Monarchen, und theilte alle Gefahren mit ihm. Es schmeichelte seinem vaterländischen Sinne, daß alle böhmischen Regimenter den rühmlichsten Antheil an der Ret-

tungsschlacht von Aspern genommen; daß Böhmen seit den ersten Tagen des Mai bis zum October gegen 70,000 neue Streiter gestellt; doch, welche Gefühle bestürmten dagegen sein Vaterherz, als er wärend der Schlacht von Wagram an der Seite seines Kaisers auf der hohen Leithen dem heftigsten Kanonenfeuer vor Wolkersdorf zusah, und wußte, daß seine beiden Söhne, Eugen und Dominik sich auf diesem Posten befanden. Er sprach aber erst dann seine Empfindungen aus, als er seinen verwundeten Sohn Eugen unter Freudenthränen umarmte, und für dessen Erhaltung die Vorsehung pries.

In großen Gefahren, die dem Vaterlande drohen, erprobt sich der Adel des Staatsbürgers und die Treue des Unterthanen. Graf Wrbna, dessen Grundsätze kein Loos der Schlachten erschüttern konnte, war fest entschlossen, seinen geliebten Kaiser nie zu verlassen und bestellte gleich einem Sterbenden, sein Haus. Er trat seinem ältesten Sohne Eugen, der nach dem Wunsche des Vaters, durch ein kaiserliches Handschreiben aus Comorn, den 15. Julius 1809, für großjährig erklärt wurde, in einer, zu Znaym den 8. Julius ausgefertigten, Urkunde, sein ganzes Vermögen ab, und empfahl ihm auf das Wärmste, das Schicksal seines Geschwisters.

Als er auf diese Weise seinen letzten Willen erklärt, hatte begleitete er den Monarchen aus Mähren nach Comorn in Ungarn.

Da der größte Theil der österreichischen Waffenschmieden sich in den Händen des Feindes befand, wurde Graf Wrbna nach Neusohl geschickt, um die Errichtung einer Gewehrfabrik zu beschleunigen, zu welcher der damalige Artillerie-Oberst Tiharsky den Plan vorgelegt hatte. Der Graf wußte die Hindernisse glücklich zu beseitigen; wurde aber, als der Friede dem Abschlusse nahe war, als

landesfürstlicher Hofcommissair wieder nach Wien gesandt, wohin ihn die allgemeine Stimme schon längst sehnsuchtsvoll gerufen hatte.

Er verdiente von den Bürgern als ihr Retter begrüßt zu werden; denn Alles, was er in der kurzen Frist gegen einen höchst übermüthigen Feind nur immer bewirken konnte, geschah; er rettete durch seine Weisheit dem Staate Millionen, und bewirkte den Abzug der französischen Truppen zur festgesetzten Zeit. Als Staatsbürger, Vater und Mensch würdigte er auch den Muth und die Treue jenes Staatsbeamten, der bereits im Jahre 1805 eine bedeutende Summe, und jetzt unter weit drohenderen Gefahren abermals 1 Million 200,000 Gulden gerettet hatte.

Die Tage des Friedens waren der Heilung der Wunden geweiht, die der Krieg dem Vaterlande geschlagen und Graf Wrbna wirkte hierbei mit dem ihm eigenen, reinen und glühenden Eifer. Als im Jahre 1811 in Folge des neuen Finanz-Planes ein neues Papiergeld (die Einlösungsscheine) ausgegeben wurde, bewog das hohe Zutrauen, das sein verehrter Name allen österreichischen Staatsbürgern einflößte, Kaiser Franz, den Grafen zum Präsidenten der bei diesem Anlasse aufgestellten Einlösungs- und Tilgungs-Deputation zu ernennen, auf deren Arbeiten der Staatscredit zum großen Theil beruhte.

Graf Wrbna blieb fortan mit dem vollen Zutrauen seines Kaisers beehrt, und seine Brust konnte mit einem ehrwürdigen Grabgewölbe verglichen werden, das die wichtigsten Geheimnisse, die den österreichischen Staat, oder die zartesten Verhältnisse des Kaiserhauses berührten, fest in sich verschloß. So oft aber der Monarch seine Meinungen über Geschäfte und Personen zu hören verlangte, sprach er, nur der Stimme seiner innern

Ueberzeugung folgend, diese frei und unbefangen aus, und glich stets einem reinen Spiegel in welchem sein Kaiser die Wahrheit erblickte.

Als der Gnadenspender eines der wohlthätigsten Fürsten theilte er allein während der 16 Jahre seiner ehrenvollen Bestimmung Millionen unter Hülfsbedürftige aus; das angenehmste Geschäft für sein edles wohlwollendes Herz, das allen Unglücklichen zu helfen wünschte. Wenn indeß, trotz aller Sorgfalt und Prüfung, nicht immer der Würdigste die Gabe erhielt, so erinnere sich der Tadler, daß gerade der bessere Mensch leichter getäuscht werden kann; daß der Graf in gewissen Fällen lieber zu irren, als das Zartgefühl des Empfängers zu beleidigen wünschte, und daß ihm — die Allwissenheit fehlte, die allein das menschliche Herz zu durchblicken vermag. Als Oberstcämmerer wurde er auch der Sprecher vieler Unglücklichen und Gekränkten; er hörte jeden mit Sanftmuth an, entließ keinen ohne den Balsam des Trostes, und öffnete ihnen, seinem würdevollen Amte gemäß, in dringenden Fällen den Weg zum Throne des Kaisers selbst. Diese denkwürdigen Augenblicke entschieden nicht selten das Glück höchst achtungswürdiger Bürger. Deshalb nennen ihn auch Tausende laut ihren Wohlthäter und Retter; aber noch wurde keine Stimme gehört, die selbst nach seinem Tode sich erhoben, und behauptet hätte, Graf Wrbna habe das Unglück auch nur Eines Menschen bewirkt.

Als eifriger Freund der Cultur nahm Graf Wrbna den thätigsten Antheil an der Gründung und Beförderung jener gemeinnützigen Anstalten, durch deren Stiftung die Stände Böhmens ihren Eifer für die Wohlfahrt ihres Vaterlandes bewährten. Die patriotisch=oeconomische Gesellschaft, das polytechnische Institut, als das erste im österreichischen

Kaiserstaate berühmt, die Malerschule, die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, das Conservatorium der Musik, die hydrotechnische Gesellschaft zur Vereinigung und Schiffbarmachung der Flüsse Böhmens, und das National-Museum dieses Königreichs sind bleibende Denkmale des reinen vaterländischen Sinnes, durch den die Stände Böhmens sich den Dank künftiger Jahrhunderte gesichert haben.

Als Freund und Beförderer der Wissenschaften war Graf Wrbna ein vielvermögender Gönner der Gelehrten in Oestreich, und die Würdigsten, die, der Stolz ihres Vaterlandes, sich die Achtung fremder Völker errungen, wurden auf seine Vorträge von dem gütigen Monarchen mit manchen Auszeichnungen beehrt. Daß der Graf auch die Herausgabe gediegener wissenschaftlicher Werke beförderte, mag Reichetzers Geognosie beweisen. Da sein heller Blick sogleich die großen Vortheile erkannte, welche diese Wissenschaft, auf den Bergbau angewendet, für dessen Emporblühen bewirken könne, unterstützte er den würdigen Verfasser auf das Thätigste, dessen Werk bereits in der zweiten verbesserten Auflage erschienen ist.

Wenige Menschen sind auf einer so hohen Stufe, als Graf Wrbna gestanden, sich und ihren alten Grundsätzen treu geblieben. Graf Wrbna rühmte sich nie des Zutrauens, das sein Kaiser in ihm gesetzt, erlaubte sich keine Eingriffe in einen fremden Wirkungskreis, und erfüllte alle Pflichten seines hohen Berufes mit der Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit eines Mannes, in dessen Brust der feste Glaube lebt: die Vorsehung habe ihm dieses wichtige Amt anvertraut, um nach Kräften Gutes zu wirken; sein heiteres Gesicht zeigte die Eintracht mit seinem Gewissen, und die Gunst des Landesfürsten bewirkte keine andre Veränderung in

ihm, als daß sein Herz sich noch zu veredeln schien, je näher es dem Herzen seines Kaisers stand; nicht unähnlich den Gewächsen, die, in einen besseren Boden verpflanzt, auch schöner blühen und edlere Früchte tragen.

Während des neuen großen Kampfes (1813 bis 1815), der das Schicksal von Europa entschied, blieb Graf Wrbna, als unzertrennlicher Begleiter seines Kaisers, wieder der erste und treueste Wächter für seine Sicherheit. In diesen verhängnißvollen Perioden, so wie schon vordem, wärend des Feldzugs im Jahre 1809, nahm er, so oft der Monarch wegen der vielen feindlichen Streifparteien irgend einer Gefahr ausgesetzt zu seyn schien, sein Nachtlager stets vor dem Schlafgemache seines Kaisers; und so hätte der Feind eher über den Leichnam des Grafen hinweg schreiten müssen, ehe es ihm gelungen wäre, das Haupt des Gesalbten des Herrn zu erreichen. Mit Begeisterung faßte der Graf den Vorschlag Einiger vom böhmischen Herrenstande auf, zum Schutze des Landesvaters eine Leibwache aus dem böhmischen Adel zu bilden, und sein Sohn Eugen durfte in dieser Leibwache nicht fehlen, wärend einer der jüngeren Söhne, Ladislaus, in den Reihen tapferer Reiterschaaren gegen die Feinde stürmte, ein anderer hingegen, Dominik, durch Wunden, und der jüngste, Rudolph, durch sein zartes Alter, vom Felde der Ehre zurückgehalten wurde.

Wie groß war die Freude dieses ächten Patrioten, als er nach einem schweren Kampfe die gerechte Sache seines Kaisers siegen, und zugleich den hohen Jubel sah, mit dem die ältesten Söhne Oesterreichs ihrem Landesvater den frohen Willkommen entgegen riefen. Wohl verdiente er, daß seine treue Brust mit dem Heereskreuze und dem der böhmischen Leibwächter geschmückt wurde: beide

waren nur dem Verdienste in dieser sturmbewegten Zeit geweiht; aber das Großkreuz der eisernen Krone, das er gleich nach Wiederherstellung dieses Ordens erhielt, war ein neuer, gültiger Beweis, wie gern der Landesfürst die vieljährigen treuen Dienste seines Wrbna anerkenne. Auch die meisten Fürsten Europa's, die wärend der letzten Feldzüge oder der Congresse Wrbna's Werth erkannt hatten, beeiferten sich, ihn durch Verleihung ihrer vorzüglichsten Orden auszuzeichnen.

Doch keiner unter denselben hatte den Adel seines Gemüthes mehr gewürdigt, als der erhabene Beherrscher von Rußland. Lebhaft hatte er gewünscht, den Mann persönlich kennen zu lernen, den ihm der Ruf als einen der edelsten Menschen geschildert. Als er aber die wiederholte Gelegenheit fand, Wrbna's Betragen in höchst bedenklichen Augenblicken zu beobachten, und das Innerste seines Herzens zu prüfen, gestand er: der edle Graf verdiene der Begleiter des Kaisers von Oesterreich zu seyn. Diese Hochachtung wuchs mit der Zeit, und bei jedem neuen Wiedersehen erhielt Graf Wrbna neue Beweise derselben.

Familienfreuden jedoch rührten den Grafen am meisten; mit Wonne schloß er jeden seiner Enkel in die Arme, und dankte der Vorsehung für ihr kostbares Geschenk; doch, wie ängstlich besorgt war er dagegen, wenn einer derselben erkrankte, und seine Heiterkeit kehrte erst mit der Nachricht von der Genesung des Theuren zurück. Tief beugte ihn der Verlust einer Tochter, die in der Blüthe ihrer Jahre verschied, doch der letzte Schlag, der ihn noch treffen sollte, war der Tod seiner Schwester (August 1822), die ihm durch Bruderliebe und Dankbarkeit doppelt theuer war, da sie seinen Kindern die zweite zärtliche Mutter gewesen war.

Mit erschüttertem Gemüthe und geschwächter Gesundheit reiste er zum Congresse nach Verona, wo er sich eine Brustbeschwerde zuzog, deren Keim vielleicht früher schon in ihm lag. Sein Diensteifer ließ ihn die ersten Anzeichen einer gefährlichen Krankheit nicht achten; später verschwieg er sie, um sich auf der Rückreise von der Person des geliebten Monarchen nicht trennen zu dürfen, und durch die unerfüllte Hoffnung des Wiedersehens seinen guten Kindern nicht ängstliche Besorgnisse zu verursachen. Da man die Reise wärend einer strengen Kälte im Monat December von Venedig durch das Suganer-Thal über den Brenner nach Inspruck und Salzburg unternahm; so wurde durch sie des Grafen Zustand wesentlich verschlimmert, und er kam erkrankt zu Wien an.

Zwar schien es nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit zu seyn; doch die längere Dauer der Krankheit erweckte allmählig Besorgnisse, die die täglichen Anzeigen der Aerzte bald und bedeutend vermehrten. Die Feierlichkeit, als der Erkrankte die heiligen Sacramente der Sterbenden empfing, enthüllte zuletzt das furchtbare Geheimniß, und von nun an fehlte es in den nächsten Pfarren und Kirchen an Priestern, um alle die heiligen Messen zu lesen, welche selbst die Aermsten aus dem Volke angeordnet, um von der Vorsehung die Erhaltung eines so theuern Lebens zu erflehen. Der Kaiser folgte der Stimme seines Herzens, und beehrte den Kranken mit einem Besuche. Er bemühte sich, ihn zu erheitern, indem er ihn sowohl an die Tage ihrer ersten Bekanntschaft erinnerte, als auch an die der spätern Zeit. Doch besorgt, den Kranken möge das Gespräch zu sehr rühren, nahm er mit den tröstenden Worten Abschied von ihm: „Ich hoffe, Sie bald wieder zu sehen; hat

es aber die Vorsehung anders beschlossen, so sehen wir uns doch dort gewiß." — Die Augenblicke dieser Unterredung waren für den Kranken auch die letzten seines Bewußtseyns; er fiel in einen betäubenden Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachte; und den 30. Januar 1823 Morgens um 4 Uhr weinten seine anwesenden Kinder über der Leiche des zärtlichsten Vaters.

Die Nachricht vom Tode des Grafen erweckte die tiefste Trauer unter allen Ständen, und wurde als ein allgemeines Unglück beweint. „Ich habe meinen besten Freund verloren!" rief der Kaiser höchst bewegt aus. — Den Leichenzug des Grafen feierte man mit dem Gepränge, das der Geburt, dem Range und den Verdiensten des Verstorbenen gebührte; doch die höchste Feier, die kein Amt, kein Aufwand und kein Gebot erzwingen kann, war der innige Schmerz, den alle Anwesende mit der tiefgebeugten Familie theilten. In treuer Erinnerung, was der Graf ihnen einst gewesen, klagten die Bürger: „Unser Wohlthäter, unser Retter ist nicht mehr!" „Das Vaterland hat viel verloren!" rief sich mit bedeutungsvollem Ernste der hohe Adel zu. Ein ehrenvolles Todtengericht! Und das Urtheil der Hauptstadt bestätigten einmüthig alle Länder des österreichischen Kaiserthums. Nach der Einsegnung in der Hofkirche der P. P. Augustiner, wurde der Leichnam in die Gruft der Väter nach Horzowitz abgeführt, und von einer großen Menge unter Gebet und Thränen bis über die Brücken begleitet.

So lange Tugend kein leerer Name ist, werden die Edlen kommender Jahrhunderte ihren Söhnen als ein preiswürdiges Vorbild das Leben dieses Mannes darstellen, den sein Kaiser mit dem schönsten Ehrentitel, dem des Freundes bezeich-

nete, und um den die heißen Thränen des Volkes geflossen sind. Mit Wohlgefallen wird der künftige Geschichtsschreiber unsrer Tage bei den Thaten eines Edlen verweilen, dessen ganze staatsbürgerliche Laufbahn nur rührende Beispiele der unerschütterlichen Treue darbietet; und mit Stolz wird dann der Oesterreicher ausrufen: „Er gehörte unserm Vaterlande an!“

Dr. Friedrich August Klein,

Licentiat der Theologie, außerordentlicher Professor und Diaconus an der Stadtkirche zu Jena.

geb. den 7. Nov. 1793.
gest. vom 11. — 12. Febr. 1823.

Nirgends tritt der Glaube an ein Ewiges im Menschen so licht- und lebenvoll aus der Tiefe des Gemüthes hervor und wird zu einem natürlichen Gefühl, zu einem durch nichts abzuweisenden Bedürfniß, als an den Gräbern derjenigen Menschen, die, kaum, daß ihr Leben sich in schöner Blüthe entfaltet und die ersten herrlichen Früchte seiner geistigen Thätigkeit gezeigt hat, unerwartet in die Nacht des Todes hinabsanken. In dieser Nacht sinkt nämlich auch alles Andere in Nacht, was, wie der irdische Leib des Menschen, derselben Vergänglichkeit unterworfen ist, und wird, wenn auch nicht für immer, doch wenigstens für eine gewisse Zeit, mit allem, womit es in unserm Herzen festgehangen, zerstört. Aus dieser Zerstörung tritt, wie vor unserem eigenen Tode, das unzerstörbare Ewige im Menschen ungehemmt und ungeschwächt in seinem göttlichen Lichte hervor, in einem Lichte, das in die Tiefen der Erde dringt und bis zum Sternenhimmel hinauf uns das menschliche Leben zeigt in seiner wahren Gestalt und himmlischen Schöne.

Und, wenn nirgends, so vernimmt der Mensch, ist er nicht völlig untergegangen im niederen Leben, grade jetzt und hier die göttliche Stimme: Du bist unsterblich! — Ich habe diese Stimme in ihrer allbelebenden Kraft zweimal in sehr kurzer Zeit vernommen, zuletzt an dem Grabhügel meines Freundes Klein, der grade in dem Augenblicke, wo er, nach unermüdlichem und eifrigem Forschen, den rechten Weg, der zur wahren Weisheit führt, gefunden hatte, und wo zugleich auch seinem äußeren Leben ein günstiges Loos gefallen und sowohl für ihn selbst, als auch für seine Gönner und Freunde die Hoffnung vorhanden war, derselbe werde auf dem gefundenen und betretenen Wege nun um so leichter und segensreicher weiter schreiten, die Stimme des Ewigen vernahm: Bis hierher und nicht weiter! — — Warum nur bis hierher? — Dacht' ich hier und dacht' ich dort und fand für all' mein Denken nur in dem Gedanken Ruhe: Der Mensch gehört zunächst sich selbst und dem Ewigen an und all' sein Wirken für andere und für die irrdische Welt, ist und soll nur seyn ein Wirken für sich selbst und für das Ewige. Daß Klein, so kurz er auch gelebt, mit seinem Wirken für andere und für die Welt, viel und wohl das Meiste für sich und für das Ewige gewonnen, hat sich mir aus der Betrachtung seines ganzen Lebens ergeben und ich zeichne dieses Leben jetzt mit dem frommen Wunsche auf, daß alle studirende Jünglinge daraus den Vorsatz fassen möchten, in dem edlen Leben für andere und für die irdische Welt, zugleich und zunächst sich selbst und dem Ewigen zu leben.

Friedrich August Klein, ward geboren am 7. November 1793 zu Friedrichshaide,

nahe bei Ronneburg, wo seine Aeltern, Johann Gottfried Klein und Christiane Regina geborne Schreiber aus Pförten bei Gera, damals in sehr dürftigen Umständen lebten. Wie diese Umstände, so war auch seine früheste Erziehung bis zum J. 1800, wo er als 7jähriger Knabe unter dem damaligen Rector Gschwend, jetzigem Pastor zu Hartmannsdorf, in die Schule genannter Stadt aufgenommen wurde. Bald nach dieser Zeit, ohngefähr in seinem 11. Jahre, entwickelte sich auf seiner Brust ein Uebel, an welchem er sein ganzes Leben hindurch abwechselnd zu leiden hatte, und welches wohl als eine der Hauptursachen seines frühen Todes angesehen werden kann. Mit den gewöhnlichen Kenntnissen ausgerüstet, betrat er 1808 das Gymnasium zu Altenburg und blieb daselbst bis zu Michaelis 1811, wo er die Universität Jena bezog. Hier widmete er sich mit gleich rastlosem Eifer und mit so glücklichem Erfolge, den philologischen, philosophischen und theologischen Studien, daß er bereits im nächsten Jahre in die lateinische Gesellschaft aufgenommen wurde, und als Mitglied des homiletischen und katechetischen Seminariums schon 1814 den Preis gewann. Durch das lynkersche Stipendium unterstützt, konnte er nun in geringerer Beschränkung als bisher seine Studien fortsetzen, und, ob er gleich die Hoffnung hatte, als in die Zahl der Candidaten Aufgenommener, vielleicht nach kurzer Zeit, eine Anstellung als Landgeistlicher in seinem Vaterlande zu erhalten; so zog er es doch vor, sich dem academischen Leben zu widmen und fand sich in diesem seinen Entschlusse, als einem von der Vorsehung selbst gebilligten, um so mehr bestärkt, je gewisser er sich sagen mußte, und sich's auch wirklich sagte, daß er die, ihm eben angetragene, Collaboratur an der Stadt-

kirche zu Jena, in Verbindung mit der ersten Lehrerstelle an der dasigen Freischule, als ein Geschenk von oben anzusehen habe. Um seinem Ziele ungesäumt näher zu rücken, nahm er nun die philosophische Doctorwürde an und disputirte pro venia legendi. Zu dieser Würde kam am Reformationsjubelfeste 1817 noch eine andere, die eines baccalaurei der Theologie. Im Frühjahr dieses Jahres waren seine „Vertraute Briefe über Christenthum und Protestantismus" erschienen, und im Herbste trat das erste Heft der mit dem Schreiber dieses unternommenen „theologischen Oppositionsschrift" ans Licht. 1819 im October übernahm er die durch Köthe's Weggang, als Superintendent nach Allstedt, erledigte Diaconats- und Garnisonspredigerstelle und verheirathete sich noch in demselben Monate mit der ältesten Tochter des Kaufmanns und Freigutsbesitzers Heydenreich zu Camsdorf, die er aber schon nach zwei Jahren durch den Tod wieder verlor, nachdem sie ihm ein Jahr vorher einen, noch lebenden, Sohn, Carl Wilhelm August, geboren hatte. Der Engel des Todes, der seine Frau in die Heimath geführt, hatte auch ihn berührt, ohne daß er es ahnete und ein im October 1821, bei sehr schlechtem Wetter, unternommener Ritt nach Kötschau, 2 Stunden von Jena, wo sich die Mitglieder der literarischen Gesellschaft versammelt hatten, die Klein, nach meinem Weggange aus dortiger Gegend, jetzt dirigirte, mußte die äußere Veranlassung werden, den Rathschluß des Höchsten in Ausführung zu bringen. Aus einem davon getragenen, scheinbar unbedeutenden, Schnupfenhusten entwickelte sich allmählig ein Bluthusten und die Aerzte erkannten jetzt seine Krankheit für Auszehrung mit Hämorrhoidalübeln verbunden. Doch schien im Frühlinge 1822 sein Leben von

neuem aufblühen zu wollen; manches Schlimme hatte nachgelassen und schien gänzlich verschwunden zu seyn; manches Gute sich wieder eingefunden; er gewann die alte Freude am Leben wieder. So kam er zu mir auf's Land, und es war ganz natürlich, daß vorzüglich auf ihn eine so anmuthige Gegend, wie die hiesige, sehr heilsam wirken mußte. Im erfreuenden Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit verlobte er sich hier mit einer edlen Jungfrau, deren Adel darin vorzüglich erkannt wird, daß sie späterhin, als Kleins Schicksal nicht mehr unentschieden war, sich mit ihm trauen ließ, zu keinem anderen Zwecke, als den Kranken nun noch sorgfältiger pflegen und mit größerem und unbestreitbarem Rechte für die Erziehung seines hinterlassenen Sohnes sorgen zu können. — Doch des Höchsten Rathschluß war ein anderer. Um seine schon begonnene Wiedergenesung nun noch schneller zu befördern, wurde ihm der Gebrauch der Sohlenbäder in Kösen angerathen. Im Vertrauen auf dieses letzte, seine Heilung wie er glaubte und hoffte, nun vollendende Mittel, schrieb er mir von Jena aus, wohin er zurückgekehrt war, mit großer Freude: „Ich komme wieder in Ihre Nähe." Und er kam wirklich, aber er schien nur gekommen zu seyn, um nach noch nicht 14 Tagen an diesem Orte, den er in seinen spätern Briefen an mich nur den Ort des Schreckens nannte, die Ueberzeugung und das Gefühl zu gewinnen: daß dieses Leben für ihn verloren sey. Und es war verloren! — Alle alte Dämonen, welche die Kunst nur zurückgedrängt, noch nicht völlig getödtet hatte, kehrten in neuer und noch größerer Stärke zurück. — Er starb nach sehr langen und schmerzlichen Leiden in der Nacht vom 11. zum 12. Februar 1823, nachdem er im Herbste zuvor noch die Würde eines Licentiaten

der Theologie und die Stelle eines außerordentlichen Professors bei dieser Facultät erhalten hatte.

Klein gehörte keineswegs zu jenen seltenen Geistern, die, welche Wissenschaft oder Kunst sie auch erwählen, stets mit eigenthümlicher und schöpferischer Kraft Anderen voraus eilen, um denselben die bald näher, bald ferner liegenden Punkte zu zeigen, nach denen sie zu streben haben, jedoch ohne zugleich auch die Wege zu offenbaren und offenbaren zu können, auf welchen sie selbst dahin oder dorthin gelangt sind. Denn, das ist eben das Eigenthümliche solcher Geister, daß sie schnell, gleichsam in einem Nu, und unbewußt Zeiten und Räume hindurchgehen, auf ihrer eigenen, nur durch die eigene Kraft bestimmten Bahn eben so schnell bald dieß bald jenes, was ihnen verwandt ist, sich aneignen und das Angeeignete jedesmal, nach der Eigenthümlichkeit und in die Eigenthümlichkeit ihres Wesens, neu gestalten, also, daß man in dem Kreise dieser Geister immer etwas, wenn auch nicht gerade in der Materie, doch vielleicht in der Form, Neues hört und sieht. Zu diesen seltenen Geistern, am wenigsten zu jenen, über alle anderen erhabenen, universellen, in welchen eine ausgezeichnete Menschennatur allseitig und in herrlicher Einheit sich entfaltet hat, wodurch dieselben eben fähig werden, einen Gegenstand in seiner Gesammtheit aufzufassen, und immer in dieser Gesammtheit auf alle ihnen untergeordnete Naturen zu wirken u. s. w. gehörte Klein keineswegs und mühete, im Bewußtseyn seines wahren Selbst und der hierin ihm zuerkannten Bestimmung, sich auch nicht ab, ein solcher zu werden, oder doch — was eben auch in unseren Tagen nicht selten geschieht — zu scheinen. Er gehörte vielmehr zu den sogenannten guten Köpfen, in welchen alle Geisteskräfte, ohne grade eminent

zu seyn, in schöner Mischung und in seltener Lebendigkeit vorhanden sind und die, als universelle in einer niederen Potenz, von der Vorsehung bestimmt zu seyn scheinen, was die Genies der ersten Größe gedacht, gefunden und erfunden haben, in sich aufzunehmen, zu bearbeiten, und das Bearbeitete als ein annehm- und genießbares Gemeingut für die große Mehrzahl darzustellen. Zu den universellen Genies, nach diesem Begriff, gehörte Klein in Beziehung auf seine Naturanlagen allerdings und würde auch im Gebrauch dieser Anlagen vollkommen zu ihnen gehört haben, wäre es der früheren Erziehung und späteren Bildung gelungen, durch die harte, man könnte sagen, zu harte, allzulang harte Schaale bis zum Kern hindurch zu dringen. Aber so ging das schöne Naturverhältniß, — (wahrnehmbar in allen Erzeugnissen seines Geistes) — welches nur der eigene gewaltige Genius in Verbindung mit einer, mit genialer Gewalt einwirkenden, tüchtigen Erziehung zu erhalten und zu erhöhen vermag, frühzeitig aus einander und Klein gehörte daher bis zur Universität zu den Jünglingen, von denen eine oberflächliche Beurtheilung nur Mittelmäßiges zu erwarten pflegte. Bis zur Universität sagt' ich, denn diese regte schnell alle vorhandenen Lebensgeister auf und verschaffte einem jeden seine angemessene Thätigkeit; und recht auffallend bemerklich wird es, wie von dieser Zeit an die verschiedenen Kräfte, welche bisher einzeln und an zufälligen Gegenständen sich gebildet und geübt hatten, sich zu vereinigen und in ihr individuell natürliches Verhältniß sich zu setzen strebten. Indeß blieben das Gedächtniß, der Verstand, die Vernunft stets noch die vorwaltenden, was sich, wie in allen seinen Schriften, so in seinem ganzen Leben und Lebensverhältnissen offenbart. In au-

ßerordentlich kurzer Zeit hatte er sich einen wahrhaft bewundernswürdigen Schatz von wissenschaftlichen Erkenntnissen aller Art und, nachdem vorzüglich Theologie und Philosophie die Hauptgegenstände seiner Studien geworden waren, in genannten Wissenschaften erworben, einen Schatz, den ein Mann von geringerem Talent, sogar bei wohlgeordnetem und anhaltendem Fleiße, kaum in seinem ganzen Leben sich zu erwerben vermag. Und zu diesem Schatze hatte ihm eben sein ausgezeichnetes Gedächtniß, das nicht leicht Etwas wieder verloren gehen ließ, was einmal in dasselbe hineingekommen war, sein ausgezeichneter Verstand, und seine eben so ausgezeichnete Vernunft verholfen, die überhaupt in sein Studiren Licht und Ordnung brachten und insbesondere dem in das Gedächtniß Niederzulegenden das rechte Fachwerk anwiesen, in welchem es leicht und schnell wieder gefunden und benutzt werden konnte. Ohne Schwierigkeit drang er in die verwickeltsten Systeme ein, fand sich leicht darin zu recht, und beschäftigte sich gern damit; nur in den Irrgängen des Aberwitzes, wo dem Wanderer so selten ein erfreulicher Gegenstand begegnet, zu wandeln, war ihm eben so zuwider, als in den Lustgärten einer üppigen Phantasie und eines verweichlichten Gefühls sich umher zu treiben, wo das Heilige nur in süßduftenden, betäubenden Blumen prangt; und er enthielt sich nicht, besonders in den ersten Zeiten seines lebendig gewordenen Geistes, über dergleichen Producte sich scharf und mit verwundender Kälte zu äußern; später, ich möchte sagen, nachdem das Studium der Philosophie in ihm menschlicher geworden war, wurde sein Urtheil, im Grunde dasselbe noch, in Beziehung auf den Menschen milder und schonender. Welche philosophischen Systeme ihn daher in dieser Eigenthümlich-

keit am meisten ansprachen und ansprechen mußten, ist sehr begreiflich: weder diejenigen, welche die Religion in eine trockene, jedes wahrhaft beseligenden Lebens ermangelnde Moral verwandeln, noch auch diejenigen, welche, Gott und Welt in Eins verschmelzend, alle subjectiven Ideen für Modificationen der göttlichen Substanz erklären, noch auch und am allerwenigsten diejenigen, welche die Religion, auch die christliche, zu einem Gebilde der Phantasie erniedrigen und daher die Thatsachen derselben für nichts mehr und minder ansehen, als für Einkleidung dieser oder jener religiösen Idee u. s. w., wobei nothwendig das Christenthum weit hinter das griechische Heidenthum zurücktreten muß. Mit diesen und dergleichen Systemen konnte Klein sich nie befreunden, ob er gleich dieselben, vorzüglich nachdem durch das Studium der Geschichte der Philosophie, er selbst mehr zum Philosophen geworden war, als Bestrebungen des menschlichen Geistes zur Annäherung an die ewige, über alle Zweifel erhabene, Wahrheit ehrte und gern annahm und benutzte, was ihm darin als Wahrheit erschien. Als Philosoph gehörte daher Klein zu denjenigen, welche philosophiren, wie der eigene Genius sie treibt, ohne in den Gedanken und Ideen dieses oder jenes, mit ihnen nicht oder weniger verwandten, allein in dieser Zeit berühmten und viel geltenden Geistes einher zu gehen, was leider nicht wenige Lehrer unserer studirenden Jugend zu deren großem Schaden zu thun pflegen, die ohne selbsteigenen Geist in der Philosophie ihr Glück zu machen suchen. Für seine reinen theologischen Studien war dieses Philosophiren nicht in den Grenzen eines Systems, sondern auf dem Gebiete der menschlichen Vernunft, höchst ersprießlich. Denn

wahrhaftig nichts hat auf dem Gebiete der Theologie zu allen Zeiten so sehr geschadet und einen nüchternen und freien Fortgang darin so gewaltig erschwert und gehemmt, als die Einmischung individueller, philosophischer Ansichten, als das Bestreben, nach diesem oder jenem philosophischen Systeme, die Theologie zu organisiren und zu gestalten, — eine Thorheit, welche bis auf diese Zeiten sich erhalten und unter halbgelehrten Lehrern und Schülern jederzeit viel Freunde und Beförderer gefunden hat. Dieser Thorheit war Klein von Herzen feind und hat dieß weder in seinen Schriften noch auch in seinen Vorlesungen jemals verleugnet. Bei diesem seinen, ich möchte sagen, Kosmopolitismus in der Philosophie oder bei diesem seinen Philosophiren nach den Principien der allgemeinen Menschenvernunft, konnte es gar nicht anders kommen: dieselben Principien mußten auch in seine eigentlich theologischen Studien übergehen und seine gesammte Religionswissenschaft mußte sich in der Idee des Rationalismus entwickeln und gestalten. „Ich will es frei heraussagen — schreibt er in der Vorrede zu seinen, schon oben genannten, Briefen — daß ich zu den sogenannten Rationalisten gehöre; jedoch, — setzt er sogleich hinzu — auch der Supernaturalist gehört zu ihnen." Diese Aeußerung ist von Bedeutung; sie characterisirt genau Kleins damalige theologische Denkart. Diese war nämlich nichts anderes, als reiner, von allen supernaturalistischen Ideen geschiedener Rationalismus. Wohl nur auf einem Mißverständniß konnte es daher beruhen, wenn einige Beurtheiler jener Briefe sagten: Klein habe darin einen Versuch machen wollen, Rationalismus und Supernaturalismus nicht nur mit einander zu vereinigen, sondern auch beide als unzertrennlich darzustellen, und, wenn An-

dere ihn tadelten, daß er dem, anfangs glücklich bestrittenen, Supernaturalismus am Ende doch wieder zu viel eingeräumt habe. Was er dem Supernaturalismus einräumte und unter welchen Umständen und Verhältnissen eine Verbindung desselben mit dem Rationalismus von ihm gedacht und angenommen wurde, gehet klar aus dem 3ten Briefe hervor. Hier sagt Klein unter anderm: „Bei dem wahrhaft Gebildeten verlieren Jesus und seine Religion durchaus nichts von ihrer Würde und ihrem wohlthätigen Einflusse, auch wenn er sich nicht von einer außerordentlichen Offenbarung überzeugen kann." — „Ein positiver Glaube ist jedoch durchaus nothwendig, wenn bei dem Volke das Christenthum noch länger seinen Zweck erreichen soll." — „Jesus verdankte seine Religion dem inneren Gotte, dem Logos, welcher sich ihm im höchsten Grade der Deutlichkeit offenbarte. Er war also in so fern kein Jude mehr, denn er folgte seinen eigenen Offenbarungen; aber eben darum, weil er sich seine Religion selbst gebildet hatte, war sie für ihn keine positive, keine auf einer fremden Autorität beruhende. Seine Ueberzeugung hatte er aus sich selbst, aus den innersten Tiefen des menschlichen Geistes geschöpft, auf Nachdenken seiner Vernunft gegründet und zwar so fest gegründet, daß er den Märtyrertod nicht scheu'te. Die Religion, die Jesus selbst für seine Person hatte, und die wir den Christianismus jetzt nennen wollen, war also rationalistisch, in so fern wir hier nämlich unter Rationalismus eine selbstständige, auf Vernunftgründen beruhende Denkungsart verstehen."

Diese rein rationalistische Denkart, die Klein mehr aus seinem eigenen Logos, als aus dem Logos des neutestamentlichen Christus oder des Christianismus aufgefaßt hatte, konnte bei einem Manne

von so eifrig fortstrebendem und wirklich fortschreitenden Geiste in dem Gebiete der Wahrheit und Wissenschaft, nicht lange dieselbe bleiben und er mußte sie bald genug in ihrer Einseitigkeit kennen lernen; und zu dieser Erkenntniß führte ihn ein umfassenderes und tieferes Studium der Bibel, namentlich des N. T. und ein umsichtigeres Achten und ruhig besonnenes Anhören und Prüfen der Stimmen, welche nicht aus ihrem Logos, sondern aus der Bibel die supernaturalistische Ansicht im Christenthume vertheidigten, ohne jedoch der Vernunft, das von Gott selbst ihr zuerkannte und gegebene Recht auch in Glaubenssachen zu entziehen. So lernte Klein den, bis jetzt nur einseitig und oberflächlich aufgefaßten, Supernaturalismus noch von anderen Seiten und in seiner Tiefe kennen, und diese Kenntniß war hinwiederum das Licht, welches ihm auch die Einseitigkeit und Schwäche seines bisher angenommenen und vertheidigten Rationalismus mit enthüllen half. Auf diese Weise war Klein in die Mitte zweier Systeme gekommen, d. h. er war in einen Zustand gekommen, in welchem gemeine Geister entweder Indifferentisten oder Abergläubige oder Ungläubige werden, Andere und Bessere mit einer Verbindung nicht selten ganz fremdartiger und ungehöriger Massen sich zu helfen und zu beruhigen suchen. Nicht so Klein. In die Mitte von beiden Systemen gekommen und ganz befriedigt, weder von dem einen allein, noch auch von dem andern allein, angesprochen aber und ergriffen von dem in beiden vorhandenen und allgemein gültigen Wahren, war es nichts weniger, als eine blos philosophische Speculation, um auf irgend einem Wege aus der Verlegenheit zu kommen, als vielmehr einzig jenes erkannte und empfundene Allge=

mein=Wahre — das Urreligiöse im Menschen — was ihn gleichsam zwang, unbekümmert um Rationalismus und Supernaturalismus — nur dieses als das Princip und Element des höchsten menschlichen Lebens anzunehmen. — So entstand sein Religiosismus, der, wenn man ihn nach seinem inneren und wahren Wesen beurtheilt, nichts anderes ist, als ein veredelter Rationalismus oder rationaler Supernaturalismus. — Es ist hier nicht der Ort, das Einzelne dieses irenischen Systems einzeln und unter einander, in Beziehung auf das, demselben zum Grunde liegende, Princip zu prüfen, so wie das Verhältniß zu untersuchen, in welchem dasselbe zum reinen Rationalismus und zum reinen Supernaturalismus steht. Aber unbemerkt kann und darf der Standpunkt nicht bleiben, auf welchen Klein durch seine bisherigen theologischen Studien gekommen war, und auf den jeder junge Theologe von Geist, der bei seinem unbefangenen Studiren weiß, was er soll, zuletzt zu kommen pflegt. Es ist der rein practische, auf dem Gebiete der Religion, und wohl der einzig beste, sobald nämlich diese überhaupt und das Christenthum insbesondere als dasjenige betrachtet werden, was, seiner ursprünglichen und göttlichen Bestimmung nach, das innere und äußere Leben des Menschen also und soweit veredeln soll, daß dieses Gesammtleben ist ein Leben, Weben und Seyn in Gott. Auf diesen Standpunkt sehen wir nur diejenigen Theologen gelangen, die ihre Studien nicht einseitig, zufällig und leidenschaftlich, sondern vielseitig und mit klarer und ruhiger Besonnenheit treiben. Solchen ist es nie um irgend ein System, und noch weniger um eine besondere Wahrheit dieses Systems oder um ihre Wahrheit als ihre zu thun, sondern um Wahrheit überhaupt und diejenige hat für sie den allergröß=

ten Werth, welche mittelbar oder unmittelbar dazu beiträgt, das menschliche Leben in seiner größten Tiefe und Ausbreitung zu veredeln.

Dieser practische Standpunkt, den Klein durch seine bisherigen Studien und für seine künftigen Studien gewonnen hatte und den er, wie schon bemerkt worden, nur hatte gewinnen können durch ein allseitiges und zweckmäßiges Studium, bei dem ein ausgezeichnetes Hervortreten des Einzelnen und Besonderen im Einzelnen und Besonderen selten oder gar nicht geschieht, indem Alles in der Gesammtheit fortschreitet und hervortritt, wodurch gerade universelle Genies in höherer und niederer Potenz sich auszeichnen, war für Klein nun der Mittelpunkt geworden, von dem aus er sowohl in dem Kreise seines eigenen, inneren und äußeren Lebens, als auch in dem der, ihn nah und fern umgebenden, Außenwelt zu wirken suchte; und gerade von dieser Zeit an zeigt sich recht auffallend eine größere Einheit und Harmonie sowohl in seinem Denken, als auch in seinem Handeln, in seiner gesammten im Innern vorhandenen und nach Außem strebenden und hier sich bewegenden Gemüthswelt. Alles, was er seitdem schrieb, hat diese practische Tendenz; dieselbe ist nicht unbemerklich auch in seiner letzten Schrift: der Darstellung des dogmatischen Systems u. s. w. Auch in seinen öffentlichen Vorlesungen, wie in seinen Privat-Unterhaltungen trat überall, wo es in der Natur der Sache lag, das ihn selbst so sehr belebende, dem practischen Boden entkeimte und im practischen Element sich bewegende Princip seines Religiosismus hervor, nicht sowohl aus leidenschaftlicher Vorliebe für eine Idee, von der er überzeugt zu seyn glaubte, daß noch Niemand sie in dieser Vollständigkeit aufgefaßt und in Anwendung gebracht habe, als viel-

mehr in der über allen Zweifel erhabenen Gewißheit, daß gerade in dieser Idee alle feindselig entgegen kämpfenden Elemente auf dem Gebiete der Religionswissenschaft glücklich versöhnt, und der Religion selbst eben dadurch ihre wahre und eigenthümliche Kraft, ihr allseitiges Wirken in das gesammte Leben der Menschen nicht nur erhalten, sondern auch außerordentlich erhöht werden könne. In dieser, nicht durch eine einseitige Speculation für blos wissenschaftliche Zwecke, kalt gewonnenen, sondern ich möchte sagen, aus dem erreichbaren, unendlichen All, mit edler Begeisterung ergriffenen, und sein Gemüth selbst zunächst veredelnden Idee lag gewiß eine der Hauptursachen, warum jetzt sein Urtheil über Andere, die einem anderen Systeme huldigten und dieß auch gegen ihn nicht immer mit christlicher Milde zu erkennen gaben, sehr vieles von seiner ehemaligen schneidenden und mitunter tief verwundenden Schärfe verloren hatte und warum seine Abneigung, als Beurtheiler Anderer, gleichsam von Amtswegen, aufzutreten, größer geworden war. Er meinte, von dem Standpunkte der Individualität, von welchem jede Recension, als Recension eines Individuums, mehr oder weniger auszugehen pflege und in gewissem Sinne auch ausgehen müsse, könne man wohl selten ein allgemein gültiges, die Individualität des Schriftstellers wie die des Lesers zugleich berücksichtigendes Urtheil fällen und sein durch seinen Religiosismus selbst religiöser gewordener Sinn nahm seine frühere Bitterkeit nur dann wieder an, so bald er merkte, wie der eine und der andere das Recensirwesen zu einem Broterwerb gemacht hatte, und ohne Religion auf dem Gebiete der Religion sogar mit den Heiligthümern der Menschheit ein schnödes Gewerbe trieb und treiben ließ. —

Bei diesen bemerkten Eigenthümlichkeiten durfte man nun um so zuversichtlicher die Erwartung hegen, in Klein mit der Zeit, nachdem sein immer kräftiger werdender Geist den Mittelpunkt würde gefunden haben, von welchem aus er in noch größerer Freiheit die täglich sich mehrende Masse seiner Erkenntnisse würde beherrschen können, einen in vielfältiger Hinsicht ausgezeichneten und recht brauchbaren academischen Lehrer zu sehen, je vorzüglicher das durch seine Studien noch weiter ausgebildete und erhöhte Naturtalent in ihm war, seine Gedanken klar, zusammenhängend und fließend, sowohl schriftlich als mündlich auszudrücken, ein Talent, welches, wie im gesellschaftlichen Leben überhaupt, so ganz besonders auf niederen und höheren Schulen Eins der vorzüglichsten Mittel ist, die Geister zu beleben und einem an sich vielleicht nur trockenen und daher nur wenig reizenden Gegenstande, eine gefällige und angenehme Wohlgestalt zu geben. — Wie unentbehrlich ein solches Talent grade einem academischen Lehrer sey, soll hier nicht weiter erörtert, sondern nur, gleichsam als ein Resultat dieser Erörterung, bemerkt werden, daß es die Pflicht jedes jungen Mannes ist, der als Lehrer einer Hochschule nützlich zu werden sucht, sich zuvor genau zu prüfen, ob er, außer den erforderlichen Kenntnissen und Wissenschaften in seinem Fache, auch jenes grade in seinem Fache unentbehrliche Talent besitze; ob er überhaupt geschickt sey, einen freien Vortrag zu halten, ob er einen Begriff klar und verständlich, der Wahrheit gemäß und ohne über die zu erwählenden Worte und Ausdrücke in auffallender Ungewißheit zu seyn, entwickeln könne, und ob er, wenn seine Wissenschaft grade eine solche ist, die so recht in das Leben eingehen soll, auch die Geschicklichkeit besitze, dieses Eingehen durch einen le-

bendigen und, wo es der Gegenstand mit sich bringt, auch ergreifenden Vortrag zu unterstützen? — Klein hatte dieses nothwendige und höchst schätzbare Talent, was gewiß alle seine Schüler, die an seinen öffentlichen und Privat-Vorlesungen jemals Antheil genommen haben, bezeugen können, worüber auch schon seine Schriften das klarste Zeugniß geben, welche überall den hellen und gewandten Denker offenbaren, der die Geschicklichkeit besaß, sein Gedachtes auch in einem angemessenen Ausdrucke darzustellen. Diese durch die Natur möglich gemachte und durch unablässige Uebung immer mehr erhöhte Geschicklichkeit erleichterte ihm nicht nur seine mannichfaltigen Amtsarbeiten, sondern ließ ihm auch noch die nöthige Zeit für seine vielartigen schriftstellerischen Arbeiten gewinnen, von denen die allermeisten und bedeutendsten nur Vorarbeiten und als solche ungedruckt im Pulte liegen geblieben sind. Dieß Alles würde jedoch nicht möglich gewesen seyn, hätte Klein nicht jeden Augenblick wohl in Acht genommen und nicht jede freie Stunde seinen Studien zum Opfer gebracht. Hier aber war es nun, wo Klein seinem Religiosismus untreu wurde und mit demselben in Widerspruch gerieth. Nach dessen höchster Tendenz sollte durch ihn alle Einseitigkeit im Denken und Leben der Menschen aufgehoben und durch das gesammte Leben und Weben und Seyn in Gott derjenige Zustand des Gleichgewichts hergestellt werden, worin der Mensch Eins ist mit sich selbst, mit anderen Menschen, mit der Natur, mit Erd' und Himmel, mit Zeit und Ewigkeit. Klein zerstörte in sich selbst dieses Gleichgewicht dadurch, daß er den Geist ununterbrochen beschäftigte, während er den Körper unverhältnißmäßig ruhen ließ, daß er durch diese Ruhe den Körper, als Theil der allgemeinen irdischen Natur,

aus dieser Natur immer mehr herauszog, ihn mehr isolirte und widernatürlich und widerrechtlich zwang, mehr von und aus sich selbst zu leben, als durch die Kraft und den Balsam der allgemeinen Natur. So wurde die gänzliche Zerstörung seines Körpers allmählig vorbereitet, eines Körpers, der durch eine große Kraft unterstützt, noch lange widerstand, als schon mancherlei Uebel von Innen und von Außem auf ihn eingedrungen waren und ihn ergriffen hatten.

Dieselben Eigenschaften, welche in Klein einen tüchtigen und brauchbaren Mann auf dem Catheder erwarten ließen, berechtigten auch zu nicht gemeinen Erwartungen auf der Canzel, zumal da zu seinem, man darf sagen, gründlichen Wissen in der Theorie, jene natürlichen Anlagen eines lichtvollen, lebendigen, das Gemüth der Zuhörer gleichmäßig ergreifenden, würdigen und durchaus practischen Vortrags sich gesellten, ohne welche ein Prediger durchaus nichts, oder nur sehr wenig auszurichten vermag. Daß nun gerade dahin sein besonderes und fortwährendes Streben ging, diese Anlagen immer vollkommener auszubilden: dieß, weit weniger das bereits schon Geleistete selbst, wie ausgezeichnet es auch seyn mochte, berechtigte zu der Erwartung, in Klein mit der Zeit, wenn er mit seiner Wissenschaft noch vollkommener in das Leben würde herein getreten seyn, einen tüchtigen Canzelredner zu sehen. „Religiös-practisch, mit Klarheit, mit Wärme und eindringender Kraft zu sprechen," sagt er in der Vorrede zu seinen bei Kollmann in Leipzig 1818 herausgegebenen Zwölf heiligen Reden: — „darnach strebte ich vorzüglich, und nicht ohne Absicht habe ich diese Predigten auf den Titel Reden genannt. Und vorher sagt er: „Von jeher habe ich aus besonderer Neigung mit dem homiletischen Fache mich viel beschäftigt."

Ohne genannte Reden den Meisterwerken deutscher religiöser Beredsamkeit an die Seite setzen zu wollen, am allerwenigsten denjenigen Werken, die Klein bei seiner Eigenthümlichkeit zu seinen Mustern sich gewählt hatte und hatte wählen müssen; so verdienen sie doch, unter allen denen nicht zuletzt genannt zu werden, welche jenen am glücklichsten sich genähert haben, und sie verdienen vor allen anderen mit Auszeichnung genannt zu werden, da sie die Früchte eines Mannes sind, der die homiletische Laufbahn kaum betreten hatte, und durch seine damaligen, eigentlich mehr abstumpfenden als belebenden Arbeiten in der Freischule, wie durch seine übrigen Beschäftigungen, grade in seinen homiletischen und practischen Studien scheinbar mehr gehemmt, als unterstützt wurde. Indeß wirkte das in anderen Subjecten leicht und gewiß Hemmende auf Klein nur um so vortheilhafter: denn das tägliche Lehren in genannter Schule bildete immer mehr die Geschicklichkeit eines gemein verständlichen Ausdrucks in ihm aus und befestigte seine schon früher gewonnene Ueberzeugung, daß auch ein Prediger in seinen Vorträgen an das Volk vor allem anderen sich der Klarheit befleißigen müsse, daß diese Klarheit auch gar wohl mit einer gewissen Begeisterung bestehen könne, ohne welche man, zumal in seinen Vorträgen über Religion, weder bei Kindern noch auch bei Erwachsenen irgend etwas, wenigstens nicht das Rechte, auszurichten vermöge, daß aber die würdigste, die in den Grenzen des Natürlichen und Schicklichen sich haltende und darum auch wirksamste Begeisterung in Schulen und Kirchen ihre eigentliche und nie und nirgends versiegende Quelle nur in Jesu Christo habe. Diese vollkommen wahre, aus der eigenen Erfahrung im Leben und Wirken mit christlichem Ge-

müthe geschöpfte Idee gab die nächste Veranlassung zu der kleinen Schrift: „die Beredsamkeit des Geistlichen als eine Nachfolge Christi rc." einer Schrift, die vor allen anderen Theorieen darin einen besonderen Vorzug hat, daß sie, mit Umgehung alles zu fern liegenden, das wahre Wesen der geistlichen Beredsamkeit einfach und genau bestimmt und die Basis nachweist, auf welcher dieselbe nur allein beruhen kann. Ich trage daher kein Bedenken, grade diese Schrift nicht nur für eine der gelungensten unter allen von Klein verfaßten zu halten, sondern dieselbe auch zu den besten und brauchbarsten zu zählen, welche in den neueren Zeiten über diese sehr wichtige Materie erschienen sind.

Faßt man nun Alles, was bisher über Klein gesagt worden ist, in eine Einheit zusammen; so stellt sich in derselben ein Mann dar, der mit nicht gemeinen Fähigkeiten und, seitdem dieselben einmal ihr rechtes Object gefunden hatten, mit einem ungemeinen Schatze schnell erworbener und trefflicher Kenntnisse ausgerüstet, sich nie und nirgends begnügte, in den jedesmaligen, von Außen ihm gegebenen und bestimmten Verhältnissen seines bürgerlichen und amtlichen Lebens und in dem Gebiete seiner nächsten Pflicht den ihm mit Nothwendigkeit gebietenden Forderungen Gnüge zu leisten, sondern der, ohne dieses Nothwendige zu vernachlässigen, immer darüber noch hinausstrebte, mit besonnenem Eifer die Punkte aufsuchend, wo er glaubte, mit seinen Kräften nützlich wirken zu können, und die Zeiten und Umstände klug wahrnehmend und benutzend, welche ein solches Wirken zu begünstigen und zu fördern schienen. Diesem gewiß sehr edlen Streben, dieser edel-klugen Rücksicht haben alle Schriften Kleins, hat auch die theologische Oppositionsschrift ihr Daseyn zu

verdanken, zu deren Mitherausgabe sich Klein um so williger verstand, je öfter er selbst bei Abfassung seiner Briefe dieselbe Idee gehabt hatte, welche bei der Vertheidigung der Altonaer Bibelausgabe Tag für Tag in mir sich erneuerte, daß eine Zeitschrift, wie die genannte, wohl als eine, in mehr, als einer Hinsicht, sehr nützliche Erscheinung angesehen und aufgenommen werden dürfte. Als etwas ganz Vorzügliches und höchst Erfreuliches für jeden Freund und Beförderer der Wahrheit und Wissenschaft muß es an Klein noch besonders bemerkt werden, daß in demselben Verhältnisse, in welchem die Masse seiner Erkenntnisse von der einen Seite zunahm und sich vervielfältigte, dieselbe von der anderen Seite sich zugleich auch vereinfachte und concentrirte, einen deutlichen Beleg abgebend, daß die Kräfte seines Geistes selbst sich mehr und mehr concentrirt hatten und zu concentriren strebten und daß er durch diese Kräfte nun eher und gewisser die Einheitspunkte der Wissenschaften und aller seiner Studien gefunden hatte und weiter noch zu finden hoffen durfte, ein deutliches Zeichen, daß sein jetziges Wissen und sein Streben nach dem Wissen, weniger wie sonst vielleicht, aus einem gemeinen Streben nach einem gemeinen Wissen, als vielmehr aus dem höheren und edleren Streben nach wahrer Wissenschaftlichkeit hervorgegangen war und hervorging.

Grade solcher Gelehrten bedarf die Welt zu allen Zeiten am nöthigsten: durch sie wird das Reich der Wissenschaften zwar langsam, aber am gründlichsten angebaut, im eigentlichsten Sinne angebaut. Denn, was die eigentlichen Genies, die, den Cometen gleich, ihre eigene Bahn wandeln und aus einem Sonnengebiet in ein anderes übergehen, während ihres Laufs, bei dem sie die Erde bald nä-

her, bald entfernter berühren, an eigenen und seltenen Ideen, nicht selten im wundersamen Zusammenhange und ohne irgend einen bestimmten Zweck über die menschliche Geisteswelt ausstreuen: das wird von diesen nun aufgefaßt, gesammelt, geprüft, geschieden, geordnet, zugerichtet und nach den allgemeinen und besonderen Zwecken und Bedürfnissen zusammen gebaut. Solcher, gerade solcher Gelehrten, wie Klein Einer war und noch mehr zu werden hoffen ließ, die an sich selbst, an ihrem Gemüthe und Character, an der zunehmenden Veredelung derselben, die Güte, d. h. die Wahrheit, Tiefe, Gründlichkeit, Eigenthümlichkeit und Fruchtbarkeit ihres Wissens bewähren, solcher Gelehrten bedarf die Welt und diejenige Welt ganz besonders, welche auf unseren Hochschulen für die Wissenschaft und für das Leben gebildet und erzogen werden soll, grade in diesen Zeiten am meisten, wo ein Geist rege geworden, der den wahren uns heiligen Tempeln der Musen eben so fremd seyn und bleiben soll, wie den Altären des Gekreuzigten. — Auf Klein hatte seine Wissenschaft zunächst gewirkt. Sein im Anfange stark und scharf hervortretender Egoismus, wie derselbe, wenn auch den Graden und Formen nach verschieden, wohl in allen gefunden wird, die durch ihr eigenes Ich zu demjenigen gelangt sind und gelangt zu seyn glauben, was ihnen eine besondere Auszeichnung vor Anderen gibt, ging in demselben Verhältnisse, in welchem Klein in dem Gebiete der Wissenschaften weiter vorwärts und in dasselbe tiefer hineindrang, immer mehr in Particularismus über, der, ganz besonders, nachdem die christliche Religionswissenschaft aus dem Mittelpunkte des Christenthums und der Menschheit von ihm studirt wurde, die Keime des edelsten Universalismus in sich trug. Schon sein

Religiosismus spricht für diese vorgegangene und immer weiter noch vorgehende Veränderung. Mit Kleins erweitertem und veredeltem Ich verlor sich auch allmählig die natürliche, in früheren Verhältnissen erhaltene und vermehrte und durch die Art seiner Studien noch mehr begünstigte Kälte seines Herzens, und machte einer wohlthuenden Wärme Platz; und, wenn er früher nur durch seine Idee, eben weil sie die seinige war, oder weil er sie für die seinige hielt, begeistert wurde und begeistert werden konnte, die Ideen Anderer aber schon darum, weil sie von Anderen kamen, mit einer gewissen Gleichgültigkeit, die fast aussah, wie Verachtung, behandelte, hartnäckig nur an dem Seinigen haltend, und dasselbe vertheidigend, ob er gleich schon fühlte, es sey nicht das Bessere; so konnte späterhin auch ein von Anderen Gegebenes, so fern er nur das Wahre darin erkannte, sein Herz mit großer Freude erfüllen und ihn dahin bringen, sein Eigenthum einer ruhigen Prüfung zu unterwerfen und das darin erkannte Unächte bereitwillig wegzuwerfen. Und wenn er zuweilen, namentlich in der Oppositionsschrift, auch in den späteren Heften derselben, das Eine und das Andere über diesen und jenen Gegenstand herausgab, was mit den bereits gewonnenen allgemeinen und wirklich besseren Ansichten davon in Widerspruch stand; so geschah jetzt dieß weniger, wie sonst, aus einer gewissen Rechthaberei und, wie man zu sagen pflegt, um das letzte Wort zu haben, als vielmehr, um durch den angeregten Widerspruch Veranlassung zu geben, den, wie er meinte, noch nicht von allen Seiten und nicht gründlich genug untersuchten Gegenstand von neuem und gerade von diesen Seiten noch genauer zu untersuchen; und er konnte nur gegen diejenigen seine gewonnene Unbefangenheit verlieren und

in den alten, abgelegten bitter=beleidigenden Ton verfallen, die ihn nicht verstanden oder nicht verstehen wollten und seine Aeußerungen als Aeußerungen eines unbärtigen Studenten, nicht sowohl gründlich widerlegten, als vielmehr verächtlich wegschnellten.

In diesen angedeuteten Eigenthümlichkeiten seiner Natur, die im Fortgange seiner Bildung in immer edeler Form hervortrat, lag es denn auch, daß Klein, ob er gleich mit rastlosem Eifer strebte, auch äußerlich höher empor und in dasjenige Verhältniß hinein zu kommen, wo er, sowohl weniger bekümmert um das Wenige, was er zum irdischen Leben bedurfte, als auch weniger von Außem gehemmt, seine Kräfte in angemessenerer und heiterer Thätigkeit äußern konnte, gleichwohl weder von seinem, jetzt in gesegnetem Wohlstande lebenden, Vater irgend eine Unterstützung annehmen, am allerwenigsten sie fordern möchte, noch auch, um zu dem erwünschten Ziele desto schneller zu gelangen, zu den Füßen eines geldhungrigen Gewaltigen herumkriechen wollte, eben so wenig aber auch durch Anwendung niedriger Kunstgriffe seinen Hörsaal zu füllen suchte. Dieses ehrende Zeugniß werden ihm alle die edeln Männer geben müssen, mit denen er früher als Schüler und späterhin als Mitlehrer in wissenschaftlicher Verbindung stand, werden ihm alle die edeln Jünglinge geben müssen, die seine öffentlichen und Privatvorlesungen besuchten. Zu diesen gehören gewiß Manche, die sich seiner stillen und vielseitigen Wohlthätigkeit zu erfreuen hatten.

Daß ein solcher Mann, der schon bei'm Anfang seines noch jugendlichen Lebens so männlich zu wirken vermochte, und so Herrliches zu wirken versprach, in seines Lebens schönster Blüthe, der

unerbittlichen, durch keine Kunst zu besiegenden Gewalt des Todes in die Hände fiel — bedauern und betrauern wir im gerechten Schmerze; freuen uns aber auch, daß in dem so früh Vollendeten auch so früh jene Kraft sich entwickelte und bildete, die, wenn von dem Baume des irdischen Lebens alle Blüthen und Früchte fallen und sich im Irdischen verlieren, allein und gewiß uns hinüber in jenes höhere Jenseits begleitet! — Heil daher dem Jüngling, der schon früh auf gleicher Bahn zu gleicher Kraft gelangt!

Außer mehreren Abhandlungen in der von ihm mitredigirten theol. Oppositionsschrift und in den Jahrbüchern von Schuderoff sind folgende Schriften von Klein erschienen:

1. De loquendi formula γλωσσαις λαλειν, quae est in 1 ep. ad Cor. et in Actis Apostulorum novae sententiae periculum fecit F. A. Klein 1816.
2. Vertraute Briefe über Christenthum und Protestantismus, bei der dritten Jubelfeier der lutherischen Reformation geschrieben von Dr. F. A. Klein. Jena b. Mauke 1817.
3. Zwölf heilige Reden, in der Stadtkirche zu Jena gehalten u. s. w. Leipzig bei Kollmann 1818.
4. Die Beredsamkeit des Geistlichen als eine Nachfolge Christi, in einer Reihe von Vorlesungen, zur Berichtigung einiger homiletischer Grundirrthümer und zur Beförderung eines christlich-religiösen Sinnes unter denen, welche Geistliche seyn und werden wollen, dargestellt von u. s. w. Ebenfalls bei Kollmann 1818.
5. Grundlinien des Religiosismus. Versuch eines neuen Systems zur Auflösung des gewöhnli-



chen Rationalismus und Supernaturalismus von u. s. w. Leipzig bei Kollmann 1819.
6. Aufruf an alle Freimaurer im protestantischen Deutschland, ihrem Ruhme in der gegenwärtigen Zeit ein bleibendes Denkmal zu setzen. (anonym). Jena bei Mauke 1819.
7. Darf und wird sich aus der lutherischen Kirche eine neue aussondern? (anonym).
8. Welche theologische Partei soll von der Staatsgewalt unterdrückt werden? (anonym).
9. Andeutungen zur Verbesserung des evangelischen Kirchen- und Schulwesens. Mit besonderer Rücksicht auf das Großherzogthum Weimar und die neuesten Landtagsverhandlungen daselbst, von u. s. w. Jena b. Mauke 1820.
10. Desiderii Erasmi Roterodami Ecclesiastae sive de ratione concionandi Libri quatuor. Recensuit in capita divisit indice rerum ac verborum copiosissimo instruxit. F. A. Klein. Lipsiae in libraria Weidmannia MDCCCXX.
11. Darstellung des dogmatischen Systems der evangelisch-protestantischen Kirche; nebst historischen und kritischen Bemerkungen. Ein Hilfsbuch zur Beförderung eines gründlichen Studiums der Dogmatik v. u. s. w. Jena bei Mauke 1822.

Wilhelm Schröter.

Heinrich von Cerrini de Monte Varchi,

königl. sächs. Cabinetsminister, Generallieutenant der Infanterie und Gouverneur der Residenz Dresden, Großkreuz des königl. sächs. Militair-Verdienstordens St. Heinrich.

geb. den 7. Jan. 1740.
gest. den 13. Febr. 1823.

Das hohe Alter und die unermüdete vieljährige Treue, mit welcher dieser Staatsmann und Krieger seinem Fürsten und Vaterlande gedient hat, scheinen ihn zu näherer Aufzeichnung in diesem Buche des Andenkens zu eignen, und wir säumen daher nicht, diese von sorgsamer Hand naher Angehörigen uns zugesendeten, zwar spärlichen und schmucklosen, doch wahrhaften Lebensnachrichten so mitzutheilen, wie sie dem Herausgeber überliefert wurden.

Heinrich von Cerrini stammte aus der alten adelichen Familie der florentinischen Patrizier Cerrini de Monte Varchi, welche sich nach ihrem, im Thale des Arno, 24 italienische Meilen von Florenz, gelegenen Stamm-Schlosse Monte Varchi auch jetzt noch so nennt, und schon in der Mitte des 14. und bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts die höchsten Staatswürden der Republik Florenz bekleidete. In Folge der verschiedenen Revolutionen, welche diese Republik unaufhörlich erschütterten, und durch welche die Familie Cerrini endlich aller ihrer bedeutenden Besitzungen beraubt worden war, verließ der einzig noch existirende männ-

liche Sprosse dieses Stammes: Fabrizius von Cerrini de Monte Varchi im Jahr 1671. sein Vaterland, und folgte dem Rufe der Kaiserin Eleonore, Gemahlin Kaiser Ferdinand III. nach Wien, wo er zum Hofcammerrath ernannt wurde. In zwei Ehen erzeugte er 17 Kinder, wovon ihm in erster Ehe mit Anna Agnes Stambler von Rettershausen, der älteste Sohn Ferdinand 1685 zu Wien geboren ward, welcher seine Erziehung in dem kaiserl. Pagen-Hause daselbst erhielt. Dieser begleitete die Erzherzogin Maria Josephe, Tochter Kaiser Carls des VI. im Jahre 1719 nach Dresden, als sie sich mit dem damaligen Kurprinzen von Sachsen, nachherigem König August III. von Polen vermählte. Von dieser Fürstin, welche ihn in ihrer Umgebung zu behalten wünschte, wurde ihm die Stelle eines ersten Cämmeriers und Maitre de la Garderobe angetragen, welche der Unbegüterte auch annahm. Mehrmals in den Angelegenheiten seiner Gebieterin nach Wien, Warschau und Rom gesendet, erhielt er bei letzterer Gelegenheit im Jahr 1738 von dem damaligen Pabste Clemens XII. den Orden des goldenen Sporn. 1733. verehelichte er sich mit einer gebornen von Manner, die ihn den 7. Januar 1740 mit dem ersten Sohne, unserm Heinrich, erfreuete. Kaum 15. Jahr alt, begann der, noch nicht zum Jüngling herangereifte, Knabe schon seine militairische Laufbahn, zu welcher er, so wie seine beiden jüngeren Brüder, Franz und Clemens erzogen worden war, indem er im Jahre 1755. als Cadet bei dem damaligen Dragoner-Regimente Rutowsky angestellt wurde. Als Estandartjunker bei diesem Regimente, gerieth er im Jahre 1756 — das Schicksal der sächsischen Armee theilend, — in dem befestigten Lager bei Pirna in preußische Kriegsgefangenschaft, wurde jedoch auf besondere Verwen-

dung der Königin von Polen, noch in demselben Jahre aus seiner Gefangenschaft entlassen, und ging im Frühjahre 1757 nach Prag, dem Sammelplatze der sächsischen Truppen, und von da nach Raab in Ungarn, wohin die unberittene sächsische Cavallerie verlegt wurde. Hier avancirte er im September desselben Jahres zum Fähndrich, und wurde zu dem damaligen sächs. Infanterie-Regimente der Königin, welches in Ofen stand, versetzt. Von 1758 bis 1763 wohnte C. unter dem königl. Prinzen Xavier von Sachsen, den Feldzügen mit der französischen Armee gegen die Alliirten bei, wo er, seiner Brauchbarkeit wegen, öfters bei den französischen Marschällen Condé, Estrées, Soubise und Broglio den Dienst als Ordonanz-Offizier versehen mußte. Im Jahre 1761 wurde er Souslieutenant bei den Grenadieren, und nach eingetretenem Frieden, im Jahr 1763 bei der vorgenommenen neuen Formirung der sächs. Armee, als einer der jüngsten Souslieutenants, zum Adjutanten des Regiments erwählt, welches Kurfürst Christian, nach Ableben der Königin, zu dem seinigen ernannt hatte; ein Jahr darauf wurde er Premierlieutenant. Vor Ausbruch des Successions-Krieges von 1779 wurde er, um die Bewegungen der österreichischen Truppen zu beobachten, nach Zittau und in derselben Absicht an den österreichischen Feldmarschall Laudon mit Depeschen geschickt. Nach Beendigung des kurzen Feldzuges avancirte er endlich 1780 zum Staabs-Capitain bei demselben Regimente, welches unterdessen den Generallieutenant Grafen zu Anhalt als Chef erhalten hatte.

Im Jahre 1781 erwählte er sich ein schlesisches Fräulein, Antonie von Friedenberg aus dem Hause Bertelsdorff bei Lauban zur Gattin und lebte in dieser Ehe bis zum Jahre 1804, wo seine Gattin starb,

ohne ihm Kinder hinterlassen zu haben. Im Jahre 1787 wurde er, außer seiner Reihe, zum Major im Regimente ernannt, und 1794 als Oberstlieutenant zur Leib-Grenadier-Garde nach Dresden versetzt, welches Regiment er wärend der Abwesenheit des Generallieutenants von Rechten 6 Jahre lang commandirte. Im J. 1800 erhielt er den Character als Oberster, und wurde im Herbste desselben Jahres als wirklicher Oberster und Commandant des Infanterie-Regiments Sänger nach Guben versetzt; fünf Jahre darauf wurde er, außer der Reihe, General-Major und General-Inspecteur der Infanterie. In dem kurzen Feldzuge von 1806 gegen die Franzosen, befehligte er die, in eine Brigade vereinigten, 6 Grenadier-Bataillons von Metzsch, von Hund, aus dem Winkel, von Thiolaz, von Le Coq und von Lichtenhain. In der verhängnißvollen Schlacht von Jena bewies er rasche Thätigkeit und besonnenen Muth, wie es der Bericht des commandirenden Generallieutenant von Zeschwitz an den Kurfürsten mit nachfolgenden Worten erwähnt:

„Durch diese seltene Thätigkeit und dieses besonnene ruhige Benehmen zeichnete sich der Generalmajor von Cerrini eben so bei dem Nachtmarsche aus der Position von Mittel-Pöllnitz nach Jena aus, als auch besonders am 13. October, als er mit der Grenadier-Brigade nach dem Dorfe Closwitz vorrücken mußte, und am 14. bei der Schlacht, wo er von früh 6 Uhr bis Abends 5 Uhr ununterbrochen im Feuer war. Ueberall trug er zur Aufmunterung und zur Erhaltung guter Ordnung bei, und als die Grenadier-Brigade schon längst sich aus Mangel an Munition und wegen Größe des Verlustes zurückziehen mußte, blieb er auf dem Schlachtfelde zurück, um da zu wirken, wo es einer eingreifenden Autorität bedurfte. Endlich trug

er bei der Retraite nach einer unglücklichen Schlacht, vorzüglich zur Sammlung der Infanterie bei und übernahm ihre Führung." Am Schluß wurde er in diesem Berichte als würdig des Verdienstordens empfohlen. Es hatte in dieser Schlacht der größere Theil dieser Brigade schon wegen zu großen Verlustes und gänzlichen Mangels an Munition, nach und nach aus dem Gefechte zurück gezogen werden müssen, als Cerrini endlich auch vom Fürsten Hohenlohe den Befehl erhielt, mit dem noch allein bei sich habenden Grenadier-Bataillon von Winkel dem allgemeinen Rückzuge nach Weimar zu folgen. Jenseits des Dorfes Umpferstädt, durch welches Cerrini diesen Rückzug unter dem heftigsten feindlichen Kartätschenfeuer vollführte, fand er das Grenadier-Bataillon Le Coq von seiner Brigade, und die Reste der sächsischen Infanterie-Regimente, Prinz Maximilian, und von Rechten, mit welchen er, hinter dem Dorfe, den Feind noch eine Zeit lang aufzuhalten suchte; von aller Unterstützung entblößt, sah er sich jedoch bald genöthigt, den weitern Rückzug, auf der Chaussee gegen Weimar fortzusetzen. Auf der Höhe von Weimar — dem sogenannten Webicht — angekommen, nahm er, auf Befehl des daselbst befindlichen Fürsten Hohenlohe, eine Stellung à cheval der Chaussee entlang, um den Rückzug der Preußen zu decken und zog zu diesem Zwecke die Reste der sächsischen Infanterie-Regimente, Kurfürst-Prinz Friedrich August, Prinz Xavier und Prinz Clemens an sich. Der Auftrag war schwierig, ohne Geschütz und Cavallerie, welche, so wie die preußische Infanterie, durchgelassen werden mußte, dem heftigen Andrange des Feindes zu widerstehen. Cerrini behauptete aber seine Stellung, bis feindliche Colonnen sie auf beiden Seiten umgingen, und ihn von Weimar abzuschneiden dro-

heten. Endlich trat er seinen Rückzug durch Weimar an, das durch in einander gefahrene Fuhrwerke aller Art so gesperrt war, daß sich die Mannschaft einzeln durchdrängen mußte; doch, war er so glücklich, mit seinen, ohngefähr nur noch aus 1200 Mann Sachsen bestehenden Trümmern, der Gefangenschaft zu entgehen, und solche über Cölleda, Weißensee, Kindelbrück, Sangerhausen, Mannsfeld, Hettstädt und Staßfurt glücklich nach Barby zu führen, wo sich mehrere versprengte Abtheilungen an ihn anschlossen. Nach der zu Barby von dem sächsischen commandirenden Generallieutenant von Zeschwitz und dem Feinde abgeschlossenen Convention, marschirten die sächsischen Truppen in ihre Friedens-Garnisonen; Cerrini begab sich aber für seine Person nach seinem Bestimmungsorte Dresden, wo er von seinem Könige mit Beweisen großer Zufriedenheit empfangen wurde. Nach der durch den Posener Frieden in Sachsen eingetretenen Ruhe und neuen Ordnung der Dinge, wurden ihm von dem Könige mehrere, zu den Geheimen-Cabinets-Geschäften gehörige Arbeiten übertragen, welche er so zweckmäßig und nach Wunsch seines Monarchen vollbracht hatte, daß ihm endlich zum Anfange des Jahres 1807 die erledigte Stelle eines Cabinets-Ministers und Staats-Secretairs in Militair-Commando-Angelegenheiten völlig übertragen wurde. Bald darauf erhielt er auch aus den Händen seines gütigen Fürsten das Commandeur-Creuz des sächsischen Militair St. Heinrichs-Ordens, als Anerkenntniß seines in und nach der Schlacht bei Jena gezeigten Benehmens; auch ernannte ihn der König zum Chef des vacant gewordenen Infanterie-Regiments Sänger, welches er früher als Oberster commandirt hatte. — Mit väterlicher Sorgfalt nahm er sich aller der in Sachsen existirenden Glieder sei-

ner Familie an. Die durch den Tod auf dem Felde der Ehre verwaisten drei Söhne seines jüngern Bruders, des Oberstlieutenant Franz von Cerrini, vom Infanterie-Regimente von Niesenmeuschel, welcher während der Belagerung von Danzig, im Frühjahre 1807 bei Erstürmung einer Schanze, an der Spitze seines Grenadier-Bataillons den Tod fand, nahm er zu sich, und sorgte väterlich für ihre Erziehung. Während der Abwesenheit des sich in Warschau aufhaltenden Königs, im Winter 1809, wurde ihm, in der Aussicht eines zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrechenden Krieges, die Befestigung und Vertheidigung der Residenz Dresden, so wie auch bis zur Mobilmachung eines Theils der Armee, das Ober-Commando über sämmtliche im Lande befindliche Truppen übertragen. Als im Laufe des Krieges mit Oesterreich im Jahre 1809 die königl. Familie Dresden verließ, und sich anfänglich nach Leipzig, später aber nach Frankfurt am Main begab, begleitete er als Minister den König, und kehrte nach abgeschlossenem Waffenstillstande nach Dresden zurück, um die Aushebung und Organisirung neuer Truppen zu leiten. Im Jahre 1810 wurde er zum Generallieutenant der Infanterie erhoben, mit Beibehaltung seiner Function als Cabinets-Minister und begleitete den König abermals, als dieser durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1813 genöthiget wurde, Dresden zu verlassen. Nach der Rückkehr desselben von Prag — im Mai des nämlichen Jahres — übertrug ihm an der Stelle des entlassenen Cabinetsministers Grafen Senft von Pilsach der König, bis zur Wiederbesetzung dieses Postens durch den gegenwärtigen Cabinets-Minister Grafen von Einsiedel, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. In Folge der, nach der Schlacht bei Leipzig im October 1813

eingetretenen provisorischen Regierung des Königreichs Sachsen wurden sämmtliche königl. Geheim-Cabinette aufgelößt, und Cerrini lebte während dieser für Sachsen so verhängnißvollen Zeit, als Privatmann in Dresden, da er sich mit Bestimmtheit geweigert hatte, den ihm vom fremden Gouvernement abverlangten Eid zu leisten. Die durch die Theilung von Sachsen verursachte Veränderung in der Militairverwaltung führte die gänzliche Aufhebung der Stelle eines Cabinets-Ministers des Militair-Departements herbei; dagegen wurde C. nach der endlich im Juni 1815 erfolgten Rückkehr des Königs in seine ihm verbleibenden Staaten, zum Gouverneur der Residenz Dresden, mit Beibehaltung seines Ranges als Cabinets-Minister, ernannt, und empfing späterhin in Berücksichtigung seiner langen, treu geleisteten Dienste, im Jahre 1817 nach vollendetem 60. Dienstjahre von dem, Verdienste huldreich belohnenden, Könige das Großkreuz des Militair-Ordens St. Heinrich.

Im Jahr 1820 hatte er das Unglück, bei'm Aussteigen aus dem Wagen zu fallen, und den linken Oberschenkel zu brechen. Zwar wurde er wieder ziemlich geheilt, blieb aber doch unbrauchbar. Nach einigen, in steten Schmerzen durchlebten Jahren beschloß endlich der Hochbetagte sein Leben — am 13. Februar 1823 — in einem Alter von 83 Jahren, nach kurzem Krankenlager, worauf ihn ein Schlagfluß geworfen hatte. — Mit der größten Treue und dem regsten Eifer hatte er dem Hause Sachsen 66 Jahr gedient. Sein offener Character, sein gerader, biederer und fester Sinn, so wie seine bewährte Rechtlichkeit, hatten ihm die Achtung aller, welche ihn kannten, erworben. Seine Familie, die ihn verehrte, verlor in ihm einen liebevollen Vater.

M. Gottfried Siegmund Jaspis,

Pfarrer zu Püchau bei Eilenburg.

geb. den 8. April 1766.
gest. den 15. Februar 1823.

Gottfried Siegmund Jaspis wurde den 8. April 1766 zu Meißen geboren. Sein Vater war daselbst Prediger an der Stadtkirche und genoß als ein sehr verständiger, redlicher, amtseifriger und in seiner Art aufgeklärter Mann allgemeine Achtung und Liebe. Er erzog seine lebenden acht Kinder mit treuer Sorgfalt, und widmete vorzüglich seinen sechs Söhnen, die sämmtlich studirten, und in der Folge in sehr ehrenwerthe Wirkungskreise traten, die geschärfteste Aufmerksamkeit. Der Aelteste dieser Söhne starb 1813 als Archidiaconus an der Thomaskirche in Leipzig, und der jüngste ist gegenwärtig Prediger an der Kreuzkirche in Dresden. Dankbar ehrte der Entschlafene die aufopfernde Liebe und wohlgeordnete Thätigkeit, mit welcher seine gute Mutter die schweren häuslichen Sorgen minderte, welche in einem so zahlreichen Familienhause, bei einem nur spärlichen Einkommen, herrschten. So wenig an sich die, damals gewöhnliche, auch in diesem Aelternhause Statt findende Erziehung zur Religion allgemein empfohlen zu werden verdient, da sie allerdings auf einem gewissen Zwange beruhte, und das Auswendiglernen ganzer Psalmen, Lieder und

der Perikopen zu hochstellte; so dachte doch J. mit inniger Freude an die dabei kräftig erhaltene Anregung des moralischen Gefühls, die einen höchst wohlthätigen Einfluß auf seine nachherige Handlungsweise gehabt habe. Nie vergaß er namentlich des Auftritts, wo sein Vater mit einem jeden seiner Söhne, den er auf die Universität entließ, kurz vor dem Abschiede innigst gebetet, und ihn mit der petrinischen Stelle entlassen habe: „Silber und Gold, mein Sohn, habe ich nicht; was ich habe, gebe ich Dir — meinen Segen — im Namen Jesu von Nazareth, stehe auf und wandle, wandle vor Gott und sey fromm!"

Jaspis wurde, wie seine übrigen Brüder, von Privatlehrern zur Fürstenschule in Meißen vorbereitet und in dieselbe im J. 1779 aufgenommen. Hier genoß er den Unterricht Gottlebers, Müllers, Tschocke, und segnete besonders das Andenken des Rectors Gottleber, der ihn seines nähern Umgangs als Famulus würdigte. Obschon in der damaligen Zeit die Philologie noch nicht mit der philosophischen Gewandtheit betrieben wurde, wie es jetzt der Fall ist, so dürfte doch auch erweislich seyn, daß das Entfernthalten von dem Realien-Sammeln, worauf jetzt vorzüglich gesehen wird, der Kenntniß der eigentlichen Sprachen förderlich war. Von Naturgeschichte, Technologie, Statistik u. s. f. war freilich nur beiläufig zu hören; doch wurde in der Regel der lateinische Styl auch besser ausgebildet, als es im Ganzen jetzt in den Anstalten geschieht, die man gern in ein Universalmagazin verwandeln möchte, wo man nach Allem fragen, und auf Verlangen von Allem Etwas erhalten kann. — Gewiß wurde in den älteren Pflanzstätten auch ohne das beliebte ästhetische Colorit so manches schöne Bäumchen gepflegt und gezogen, das, als Baum,

durch Schatten und Frucht, Haus und Stadt und Land erquickt und es ging aus ihren Umgebungen darum, wie uns dünket, eine größere Summe wahrhaft frommer Gesinnungen hervor, weil die Ehrfurcht vor Gott, nicht aber die Ehre bei Menschen zur Grundlage des Strebens nach Vervollkommnung gelegt wurde. Jaspis bewies auf der Schule einen ausdauernden Fleiß, und legte hier den Grund zu der vertraulichen Bekanntschaft mit den alten Römern und Griechen, die nicht nur aus seinen Arbeiten, namentlich aus der meisterhaften Uebersetzung der apostolischen Briefe sich ergibt *), sondern auch in freundschaftlichen Unterredungen sogleich bemerklich wurde. Stets würzte er die Unterhaltung mit gelehrten Freunden durch das Anziehen mehrerer Stellen aus irgend einem Classiker, daher auch der Verfasser des kurzen Nekrologs in der leipz. Lit. Zeit. ihm deshalb die Verfertigung der Critik des leipziger Gesangbuchs mit Recht außer anderen Gründen abgesprochen hat, weil keine Citate aus den Classikern darin vorkommen. — Sein Fleiß und sittliches Verhalten sicherten ihm bei'm Abgange von der Schule, im Jahr 1785, mittelst eines besondern Rescripts, den Genuß aller kurfürstlichen Stipendien auf der Universität Leipzig zu. Hier war er so glücklich, den Unterricht eines Morus zu genießen, der, wie bekannt, auf dem Gebiete der neutestamentlichen Exegese die neue Hedschra mehr im Stillen, als öffentlich wie Ernesti mit seinem classischen Interpres N. T., eingeführt hat. Bis an seinen Tod feierte er das Andenken dieses ehrwürdigen Mannes mit sicht-

*) versio latina Epistolarum Novi Testamenti. Lips. 1793—1797. edit noviss. 1821.

barer Rührung. Daher sagt er auch in der Vorrede zu seiner Uebersetzung: Quod si mihi contigerit esse tam felici, ut mea non inutilis indicetur opera, haud exiguus, ad TE redit fructus, More! νυν εν αγιοις! Tu non modo me scitu dignissimas res docuisti, sed, quod majus adhuc, viam monstrasti, qua notiones inveniri, distingui, dilucidari, denique in apricum proferri debeant. Te sequi saltem iuuat, quum Te assequi mihi non datum sit." Und wahrlich! diesem Manne verdanken Tausende, die ihn, wenn auch nicht hören konnten, doch in seinen Schriften erfaßten, ihren gesunden exegetischen Tact, der in einer Zeit großen Segen stiftet, wo Calov und Quenstädt von Neuem ihren Einfluß bei beschränkten und unfleißigen Köpfen geltend machen, und den crassen Supernaturalismus begünstigen, der im Innern des Menschen nur die willenloseste Ohnmacht und tiefste Versunkenheit findet. Gewiß würde Morus zu den neuern Streitigkeiten zwischen Rationalismus, und Supernaturalismus gelächelt haben, da ihm auf der einen Seite klar war, daß ohne Vernunft keine Religionserkenntniß und keine Offenbarung möglich ist, er aber auch auf der andern Seite begriff, daß der Verstand sich nicht überall einmischen, und die Grenzen seines Gebiets überschreiten dürfe. In diesem Geiste dachten und lehrten auch damals unter den Professoren der Theologie, die verehrungswürdigen Männer Rosenmüller und Keil. Mit letzterem kam J. nachher auch in nähere Berührung, da er ihm bei seiner solennen Disputation respondirte. Das Studium der Philosophie wurde in den Jahren, wo J. studirte, nicht grade ausgezeichnet betrieben, obwohl man die Logik, Methaphysik und Ethik bei verschiedenen Docenten hören konnte. Auch öffnete

schon damals Platners hoher Geist den Studirenden eine reiche Quelle scharfer Forschungen, und lehrte sie denken, so weit man denken lernen kann. Zwischen den Parteien, bei denen die Religion entweder mehr Sache des Verstandes und Gegenstand gelehrter Forschung oder mehr Sache des Gefühls ist, und der zum Mysticismus vorherrschende Hang sich bald romantisch-poetisch, bald naturphilosophisch geberdet — ging Jaspis glücklich hindurch. Man kann ihn in so fern einen Orthodoxen nennen, in wie fern er das Vorgeben einer unmittelbaren Mittheilung der Gotteserkenntniß nicht in Zweifel zog, und sich für befugt hielt, in der Religion Thatsachen anzunehmen, deren Natur und Zusammenhang die Vernunft nicht ganz verstehen kann. Doch haßte er alle Nachbeterei, und das Gefangennehmen der Vernunft, wie es Manche wünschen, denen man in der Regel nachweisen kann, daß es ihnen an Gründlichkeit der Kenntnisse und Tiefe der Forschungen mangelt.

Bei der Erklärung des neuen Testaments, der er die schönsten Stunden seines Lebens widmete, hatte er den Grundsatz Heusingers zu dem seinigen gemacht: „Decet virum doctum et veri amantem animo puro et vacuo ab omni praejudicata opinione ad interpretandos libros sacros accedere, sedulo sibi cavere ab omnium partium studio, neque ad sectam, neque ad dogma ullum respicere, sed id quaerere, quod et recta regularum perceptio, et usus loquendi, explorato scribentis consilio et loci contextu, ultro suppeditabit.“ Dabei leugnete J. nicht, daß das Gefühl auch sein Recht habe. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übt oft in Einfalt ein kindlich Gemüth.“ Ueberall folgte er den Grundsätzen der grammatisch-historischen In-

terpretation; neue Erklärungsversuche hat er nicht gewagt, die überhaupt leichter sind, als die Auswahl einer Erklärung, die aus einer festen und wohlbegründeten Ansicht hervorgeht, und alle schiefe Erklärungen zurückweist. Er gestand es ein, daß es vergebliche Mühe sey, in alle Stellen des N. T. Licht und Klarheit zu bringen. Und doch las er dasselbe auch in der deutschen Uebersetzung öfter durch, so, daß ihm jede Stelle gegenwärtig war. So groß aber auch seine exegetische Toleranz seyn mochte, so wenig konnte er die Toleranz auf dem Gebiete der kirchlichen Lehrmeinungen billigen, die am Ende zur Indolenz führt. Mit Begeisterung sprach J. von der dem Protestantismus inwohnenden Kraft zur Erhaltung und Bewahrung eines sichern Glaubens, was auch einseitige Eiferer dagegen sagen mögen, welche den tiefen Verfall unsrer Kirche recht grell schildern, und dadurch der catholischen Kirche erwünschten Vorschub leisten. Trotz der Dreistigkeit, mit welcher einzelne Sprecher unserer Kirche ihre allerdings unhaltbaren Privatmeinungen zu Tage fördern, sah Jaspis doch in der, seit 300 Jahren fortgesetzten, freien Untersuchung die sicherste Gegenwehr gegen aufkommende Irrthümer. Das Evangelium steht höher, als die Kirche, welche die Jesuiten neuerlich wieder stützen wollen; der Geist lebt bei allem Wechsel der Formen ewig.

Sein früh zur Frömmigkeit gebildeter Sinn verschaffte dem ganzen Character eine Haltung, die ihn vor Uebertreibungen schützte, denen Menschen mit einem sonst lebhaften Geiste, wie er ihn hatte, leicht ausgesetzt sind. Uebrigens war ihm sein Temperament bei der, sich fast immer gleich bleibenden Ruhe, die er in allen Lebensverhältnissen äußerte, sehr günstig. Diese Ruhe war weniger die Gewalt

des Geistes über den Organismus, denn, obschon wir mit Ueberzeugung sagen können, daß in seinem Gemüth der Glaube an eine göttliche Vorsehung, die über den kleinsten wie über den großen Begebenheiten walte, und in jeder ihrer Fügungen nur das Beste der Menschen zur Absicht habe, unerschütterlich war und keinen Zweifel zuließ; so dürfen wir nicht verschweigen, daß er, einige Perioden abgerechnet, wo ihn körperliche Uebel drückten, von großen Leiden und Unfällen im Amte und Hause, und früher während seines ganzes Lebens ziemlich frei war. Von kleinern Zufällen, die Andere zur Trauer stimmen können, wurde sein Gemüth weniger bewegt. Diese, von Jugend auf heitere, Ansicht des Lebens versöhnte ihn mit Manchem, was Andern anstößig ist, und schlimm erscheint; doch machte er seinem gerechten Unwillen über hervorstechende Gebrechen der Zeit, und störrische Fehler einzelner Menschen zuweilen durch Bemerkungen Luft, die, da ihm die Gabe des Witzes zu Gebot stand, treffend und trefflich waren. So wenig ihn Beleidigungen und Kränkungen, wie er sie wohl auch hier und da, vorzüglich in den letzten Jahren seines Lebens erfuhr, zu einer unversöhnlichen Bitterkeit, und einem kleinlichen Nachtragen vermochten, war er doch, im Gefühle seines Werths, dagegen nicht unempfindlich, und äußerte sich daüber mit Offenheit.

Diese Offenheit bewährte er auch im geselligen Umgange; denn die umherschleichenden, gähnenden, einsilbigen und wortkargen Menschen, die nur lispeln, immer leise reden und mit ihrer Privatmeinung nie laut hervortreten — waren ihm unerträglich. Er wollte in der Gesellschaft Austausch der Ideen, das Durchführen eines Gesprächs, eine wirkliche Annäherung der Gemüther; selbst bei neuen

Bekanntschaften, die er leicht machte, wollte er nicht blos einen flüchtigen Eindruck von dem äußern Menschen haben, sondern Etwas vom innern Gehalt empfangen. Daher folgte er gern den Einladungen in gewählte Kreise, so wie er selbst gastfrei solche Kreise in seiner Wohnung aufnahm. Mit jeder Reise nach Leipzig empfing er neue Ausbeute für seine ländliche Muße, die er so sehr liebte, daß er frühere Anträge zu einer Superintendenten-Stelle zurückwies. Großen Antheil hatte an dieser Negative auch seine Unbekanntschaft mit den lästigen Ephoral-Geschäften, und eine allerdings nicht unbedeutende Neigung zur Ruhe und Bequemlichkeit, sobald sie nicht mit höhern Pflichten im Widerspruch stand. „Ein Superintendent" sagte er scherzhaft „ist aller Herren Diener." Ein schöner Zug seines Characters war die Liebe und Wohlthätigkeit, die er vielen Nothleidenden, zunächst seinen Parochianen erwies, so wie er auch armen, fleißig studirenden Jünglingen durch Vorsprache sehr nützliche Dienste leistete.

Was seine Thätigkeit in seinem Pfarramte belangt, zu welchem er im J. 1792 von der Gräfin Bünau, geb. Hohenthal, aus eignem freien Antrieb, ohne das Connexionsspiel, das zuweilen grell hervortritt — erwählt wurde, so war sie in der That musterhaft zu nennen. Deshalb erfreu'te er sich nicht nur allein des Wohlwollens dieser edlen, wissenschaftlich gebildeten Patronin, sondern er genoß auch die Zuneigung ihres verehrten Bruders, des verstorbnen Ministers von Hohenthal, und ihres Neveu, des jetzigen Besitzers von Püchau, stets in hohem Grade. Der fast tägliche Umgang, den er 15 Jahre hinter einander mit jener geistreichen, belesenen Dame hatte, war ihm sehr ehrenwerth. Mit Sorgfalt arbeitete er seine öffentlichen Vor-

träge aus; obschon er sie nicht alle im Gedränge der Geschäfte wörtlich niederschrieb, so eignete er sie sich doch durch schärfere Meditation an. Sie waren biblisch, textgemäß, und im einfachen Tone der Belehrung abgefaßt, durch welchen zwar kein glänzender Beifall, zunächst in großen Städten, errungen, aber doch der Zweck der öffentlichen Gottesverehrung erreicht wird. Seine früheren Predigten, die er als Nachmittagsprediger in der Universitätskirche zu Leipzig hielt, waren nicht frei von einer geschmückten Sprache und Phraseologie, durch welche man in unsren Tagen so große Dinge thut. Seine äußere Beredsamkeit war namentlich in den jüngern Jahren ausgezeichnet, daher er sich in Leipzig eines großen Beifalls erfreute. Stets blieb sein Vortrag so anziehend und lebendig, daß er die Aufmerksamkeit der Zuhörer ungetheilt fesselte.

Jaspis war dabei ein trefflicher Liturg. Er hatte sich lange zuvor, ehe die neue Agende in Sachsen erschien, eine Menge herrlicher Altargebete entworfen, die er immer dem Vortrage anpaßte. Casualreden glückten ihm sehr, und die öffentliche Confirmationsfeier war in seiner Kirche wahrhaft erhebend. Wie bekannt, verdankt dieselbe in Leipzig, dem nachher Dresden folgte, ihr Daseyn dem wackern Bruder des Entschlafenen, dem verstorbenen Archidiaconus an der Thomaskirche, der jede wohlthätige kirchliche Einrichtung mit warmem Eifer beförderte. Alle Amtshandlungen verrichtete unser J. mit unverkennbarer Würde, und großem Anstand, treu dem Grundsatze seines guten Vaters: „man dürfe sich bei actibus Minist. Nichts mechanisch werden lassen." Für die Schule seines Orts wirkte er mit aufopfernder Thätigkeit und Treue, wie er überhaupt bemüht war, allen seinen Pflegebefohlenen die herzlichste Liebe in allen Fällen zu

bethätigen, obschon dieselbe nicht immer von Allen gleich dankbar anerkannt und, wie sie es verdiente, geachtet wurde. Dem Unterrichte seiner acht Kinder widmete er auch mehrere Stunden des Tages, und wandte die übrige Zeit dazu an, auf der wissenschaftlichen Bahn, durch rege Forschungen und fleißige Lectüre immer weiter zu gehen. Keine Erscheinung auf dem Gebiete der Theologie blieb ihm fremd, wenige Schriften blieben ungelesen; indeß gewährte es ihm die schönste Aufheiterung des Lebens, wenn er mit gelehrten Freunden, deren er in dem nahen Leipzig mehrere zählte, und unter denen er einen Hermann Tittmann, Tzschirner, Goldhorn, Einert, Wenk, Haase, Winer und andere nannte — über interessante Gegenstände discutiren konnte. Im Umgange dieser seiner verehrten Freunde, die er aufsuchte, und die ihn fleißig besuchten, fand er außer dem Kreise seines Familienhauses, in welchem er als Gatte und Vater ganz glücklich lebte, — des Lebens Würze. Die ihm eigne, muntere Laune, und reiche Gabe des Witzes wandte ihm viele Herzen zu; er war im geselligen Vereine ein sehr willkommner Gast. Im Jahr 1814 erhielt er den Ruf nach Leipzig als Diacon an der Nicolai-Kirche; doch veranlaßte eine damals in hohem Grade gesteigerte Kränklichkeit ein Schwanken, das er nachher bereute, obschon er sich in seinem Wirkungskreise, entfernt von allen Mißverhältnissen, welche die Collegialität doch zuweilen erzeugen dürfte, bis an seinen Tod überaus glücklich fühlte. Dieser traf ihn am 15. Februar 1823 im 57. Jahre seines Lebens. Am 2. Febr. als am Feste Mariä Reinigung, hatte er noch, der schon gehabten Anwandlung von Kränklichkeit ungeachtet, mit Feuer den Gedanken an heiliger Stätte ausgeführt: „Jeder Schritt, den wir thun,

ist ein Schritt zum Grabe" und Nachmittag am Altar die Collecte gesungen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren" ohne wohl zu glauben, daß er diesen Altar nicht wieder betreten werde. — Außer der Bearbeitung der apostolischen Briefe, die mit vielem Beifall aufgenommen worden, haben wir nur einige homiletische Arbeiten von ihm, und einige kleine polemische Schriften. Die bekannte Critik des Leipziger Gesangbuchs wird ihm fälschlich beigelegt *). Außerdem arbeitete er noch in die leipziger Literatur-Zeitung und früher in Henke neues Magazin für Exegese. Wie sehr er im Leben geliebt worden war, bewies die herzliche Theilnahme und thätige Unterstützung, welche seine treue Gattin und seine zahlreiche Kinderschaar sogleich nach seinem Tode erfuhren. Es wurde Mutter und Kindern sehr bald nach demselben einleuchtend: Gott könne überschwenglich thun, über alles, was wir bitten und verstehen; Er sey ein Vater der Wittwen und Waisen. Jaspis hinterließ eine Wittwe und acht Kinder. Diese Gattin, mit der er 22 Jahre die glücklichste Ehe führte, war für ihn in jeder Hinsicht wie ausgewählt. Sie vereinte rücksichtlich ihres Herzens und Geistes grade die Eigenschaften, die sie ihm unentbehrlich machten. Seine Kinder hatte er von der zartesten Kindheit an um sich, und ertheilte ihnen, wie schon

---

*) Gegen den jetzigen Bibliothekar D. Ebert in Wolfenbüttel soll er indeß, nach einer andern glaubwürdigen Versicherung, dieß nicht abgeleugnet, und dabei die Worte hinzugefügt haben: im Anfange mußte es wohl verschwiegen bleiben, aber jetzt hilft und schadet mir es weiter nicht, daß ich die Schrift geschrieben habe.
d. H.

gesagt, den Unterricht großentheils selbst. Gott hatte ihn besonders gesegnet: kein Kind verlor er durch den Tod; und es ist zu hoffen, daß sie unter einer höhern Leitung, in fremden, sehr theuern und lieben Umgebungen, das Andenken ihres redlichen Vaters segnen, und ihm auch noch im Tode Ehre machen werden.

Alexander Ferdinand von Mellentin,

königl. sächsischer Generalmajor und Commandant von Dresden, Commandeur des sächsischen Militair St. Heinrichs-Ordens und Ritter der franz. Ehrenlegion.

geb. den 16. Sept. 1757.
gest. den 16. Februar 1823.

Einfach und mäßig in seiner Lebensweise, thätig und unermüdet in seinem Berufe, streng aber wohlwollend gegen seine Untergebenen, freimüthig und ohne Scheu vor seinen Vorgesetzten, heiter und gern sich mittheilend im geselligen Kreise, kaltblütig und besonnen in Gefahr, vorsichtig im Glück, war Mellentin ein practisch tüchtiger und tapferer Krieger; ein Mann, dessen Rechtlichkeit und vorzügliche Eigenschaften auch von denen anerkannt wurden, die seinen Ansichten nicht durchgängig beistimmen konnten; ein Mann, der sich unter der großen Zahl gewöhnlicher Menschen auszeichnete, wenn er auch nicht Gelegenheit hatte, auf die großen Ereignisse seiner Zeit entscheidend einzuwirken.

Den 16. Sept. 1757 zu Zwickau im sächsisch. Erzgebirge geboren, wo sein Vater, George Dietrich von Mellentin (von einer altadelichen pommerschen Familie abstammend) als Hauptmann im

damaligen v. Rochauschen, zuletzt v. Rechtenschen Infanterie-Regiment stand, war unser Mellentin nur 11 Jahr alt, als er den Vater, der 1664 in Pension getreten war, im Jahr 1768 verlor.

Ein Anverwandter seiner Mutter, die eine geborne von Schleinitz war, nahm ihn zu sich, und in seinem 14. Jahre begann er als Regiments-Cadet im Regiment Prinz Maximilian seine rühmliche militairische Laufbahn. Das Regiment bezog bald darauf 1772 die dresdner Garnison und der junge Mellentin, entblößt von aller andern Unterstützung, mußte sich nicht nur mit dem spärlichen Solde eines gemeinen Soldaten begnügen, — was in diesem Jahre der Theuerung um so mühseliger war — sondern auch jeden Dienst als Gemeiner verrichten. Leicht hätte hier, auf den Umgang mit rohen Soldaten beschränkt, der hoffnungsvolle Knabe physisch und moralisch untergehen können, doch die Vorsehung wachte über ihm. Ein edler Mann nahm sich seiner an und vermittelte 1773 seine Aufnahme in die adeliche Ritteracademie (das Cadetten-Corps) zu Dresden. Bald erwarb er sich den Beifall der Lehrer und Vorgesetzten des Instituts, ward 1777 daselbst Unterofficier und im J. 1780, zum jungen Manne gereift, Souslieutenant im damaligen Prinz gotha'schen, zuletzt von Lowschen Infanterie-Regiment.

Neunzehn Jahr brachte er als Souslieutenant und Premierlieutenant zu und galt stets für einen durch Pflichtgefühl und Dienstkenntnisse ausgezeichneten Officier; auch sprach sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten dadurch aus, daß ihm als Premierlieutenant fünf Jahre lang (von 1791 bis 1796) eine Regiments-Adjutanten-Stelle übertragen wurde, welche er mit Beifall verwaltete. Er wohnte als Adjutant dem ersten Feldzuge am Rhein 1793 bei.

und im Jahre 1796 zog er abermals mit an den Rhein zu Felde.

Erst in seinem zwei und vierzigsten Jahre 1799 ward er Hauptmann, und, obwohl sein von Natur kraftvoller Körper durch Mäßigkeit und körperliche Uebungen gestählt war — denn er liebte die Jagd und war ein kunstfertiger gewandter Reiter; — so war es nach dem damaligen langsamen Gange der Beförderung doch kaum zu vermuthen, daß er noch bei völliger Rüstigkeit einst als General seine Brigade zur Schlacht führen würde.

Als Hauptmann war er seiner Compagnie ganz das, was er ihr seyn sollte: strenger Befehlshaber und sorgsamer Vater seiner Untergebenen. Das Letztere möge ein Zug seines damaligen Lebens bestätigen, der, so gering er auch scheint, ihn doch als Mensch characterisirt.

Als Freund der Natur beschäftigte er sich in Nebenstunden mit dem Anbau eines Gartens, dessen Erzeugnisse größtentheils an seine Compagnie vertheilt wurden. Er erwähnte dieß zuweilen in spätern Jahren und versicherte, daß ihm diese Vertheilung an seine Soldaten und deren Familien jederzeit die herzlichste Freude gewährt habe.

Im Jahr 1805 zum Major ernannt, wohnte er dem, für die sächsischen Waffen so unglücklichen Feldzuge von 1806 und der Schlacht bei Jena bei, und, als nach dem Beispiele Baierns, Würtembergs und anderer deutscher Staaten auch Sachsen dem Rheinbunde beigetreten war, befand sich Mellentin mit seinem Bataillon unter denjenigen Truppen, welche die Bestimmung erhielten, an dem Feldzuge in Schlesien Antheil zu nehmen.

Er hatte nun bald 30 Jahre bei dem Infanterie-Regiment von Low gestanden, als er im Frühjahr 1809 zum Oberstlieutenant bei dem Infante-

rie-Regimente Prinz Clemens avancirte. Der Oberst dieses Regiments: Edler von Le Coq stand bereits als Generalmajor an der Spitze einer Brigade, daher übernahm Mellentin als Oberstlieutenant das Commando des Regiments, welches eben in Dresden stand und mit zu dem sächsischen Truppencorps gehörte, das kurz darauf unter dem Oberbefehl des franz. Marschalls Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo, den Feldzug nach Oesterreich antrat.

Hier wohnte Mellentin den 5. und 6. Juli 1809 der zweitägigen Schlacht bei Deutsch-Wagram bei; das Regiment verlor allein 7 Officiere an Todten und schwer Blessirten, wovon nur zwei wieder hergestellt würden.

Mellentin selbst fühlte sich seit einiger Zeit krank, aber sein Ehrgefühl erlaubte ihm nicht, das Regiment zu verlassen; mit großer Anstrengung behauptete er seinen Posten, bis er nach Beendigung der Schlacht ermattet hinsank und nach Wien gebracht wurde. Er fiel in ein hitziges Nervenfieber und konnte erst im Herbste d. J. das Regiments-Commando wieder antreten. Zum Lohn seiner Tapferkeit erhielt er das Ritterkreuz des St. Heinrichs-Ordens.

Zu Anfang des Jahres 1810 kehrten die sächsischen Truppen nach Sachsen zurück und bald darauf, den 20. Februar 1810, avancirte Mellentin zum Obersten desselben Regiments (Prinz Clemens), das er schon als Oberstlieutenant commandirt hatte. Die kurze Zeit des Friedens bis zum Anfang des verhängnißvollen Feldzugs nach Rußland, ward von der ganzen sächs. Armee mit rastloser Thätigkeit angewendet, sich unter der Anleitung ihrer, mit dem Zeitgeist fortgeschrittenen kriegserfahrenen Generale auf eine höhere Stufe militairischer Bildung empor zu schwingen, und Oberst von Mellentin hatte kräftig mit-

gewirkt, auch sein Regiment so auszubilden, daß es mit Vertrauen auf sich und seinen Anführer dem Feinde entgegen gehen konnte, denn Officieren und Soldaten war er ein väterlich gesinnter Freund.—

Dieß bewährte sich auch in dem schon gedachten russischen Feldzuge von 1812 in der Schlacht bei Podobna, und in den Gefechten an der Lesna, bei Biala, bei Wolkowysk und bei Kalisch.

Vorzüglich in dem letztern Gefecht bei Kalisch, den 13. Februar 1813, erwarb sich Mellentin mit seinem Regimente den größten Ruhm.

Es sey erlaubt, hier die Worte anzuführen, mit welchen in dem Buche: die Feldzüge der Sachsen, die Beschreibung dieses Gefechts beginnt:

„Im wahren Sinne des Wortes kann man von „dieser Truppe *) sagen, daß sie unter der Leitung ihres Brigadiers, des Generalmajor von „Steindel und des Regiments-Commandanten, „Oberst von Mellentin an diesem Tage Wunder „der Tapferkeit that."

Als sich in diesem Gefecht das Regiment Prinz Clemens in Bataillons-Quarrées formirt hatte und von zahlreichen Kosaken-Schwärmen angegriffen wurde, rief Mellentin mit lauter Stimme:

„Soldaten, laßt mir die Bauern nicht in's „Quarrée!"

Dieser originelle Zuruf wirkte so kräftig, daß die Soldaten, alle Gefahr vergessend, über die vergebens heranstürzenden Kosaken lachten, deren Hur-

---

*) Brigade von Steindel, sie bestand blos noch aus dem Regimente Prinz Clemens Infanterie mit vier vierpfündigen Regimentskanonen unter dem Lieut. Schmidt und der sechspfündigen Fußbatterie des Hauptmanns von Brause.

rah=Geschrei ebenfalls mit Hurrah=Rufen spottend erwiderten, und — selbst, als von allen Waffengattungen überlegene feindliche Massen anrückten — dennoch alle Angriffe standhaft abschlugen *).

So wußte er durch einige, der Fassungskraft und Denkart des gemeinen Mannes angemessene, Worte auf den Geist seiner Soldaten zu wirken und ihren Muth zu beleben. — Mellentin war so glücklich, der einzige sächsische Oberst zu seyn, dessen Regiment, wenn auch fast auf den zehnten Theil seines Bestandes herabgeschmolzen, doch völlig formirt, mit Musik und fliegenden Fahnen in Dresden einzog, als es aus Rußland zurückkehrte. Wo die That so laut spricht, sind Lobsprüche überflüssig.

Als im Mai desselben Jahres (1813) die Ueberreste der aus Rußland zurückgekehrten sächs. Truppen, in Eine Division formirt, sich abermals der franz. Armee anschließen mußten, commandirte Mellentin, der den 14. Mai 1813 in seinem 56. Jahre zum Generalmajor ernannt wurde, die erste Brigade dieser Division und wohnte der Schlacht bei Bautzen und den Gefechten bei Reichenbach und Leopoldshayn bei, wo er, wie einst bei Wagram, unter Napoleons Augen focht und

---

*) Da eine ausführliche Beschreibung der hier angeführten Gefechte und Schlachten den Plan dieser biographischen Skizze überschreiten würde; so empfehlen wir denjenigen Lesern, welche die Schicksale der sächsischen Truppen, in diesem Zeitraume, näher kennen zu lernen wünschen, das bereits erwähnte, authentische Werk: Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813 von einem Staabsofficier des königl. sächsischen General=Staabs, Dresden 1821. gr. 8. mit 4 Charten und Plänen.

dafür kurz darauf das Ritterkreuz der Ehrenlegion erhielt.

Im Verlauf dieses Krieges, der, wie bekannt, nach Beendigung des Waffenstillstandes eine für Frankreichs Herrscher immer ungünstiger werdende Wendung nahm, erblicken wir Mellentin noch in den Schlachten bei Großbeeren den 23. August und bei Dennewitz (Jüterbogk) am 6. September 1813. Waren auch beide Tage unglücklich für die sächs. Waffen, so zeigte doch gerade hier Mellentin die ihm eigene Kaltblütigkeit und Entschlossenheit, vorzüglich bei Dennewitz, wo er mit seiner Brigade das Dorf Goelsdorff mehrmals angriff und einnahm, aber endlich doch der Uebermacht weichen mußte.

Am 22. September 1813 übernahm Mellentin das Commando der in der Festung Torgau befindlichen sächsischen Truppen, aus Depots aller Regimenter bestehend, und 4 Wochen später kam nach Torgau die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig und der dadurch bewirkten Abreise des Königs von Sachsen nach Berlin.

Die Abneigung der sächsischen Soldaten gegen die Franzosen, (genährt durch preußische Proclamationen und durch den Mißmuth der unglücklichen Bewohner Torgau's) zeigte sich auch hier bei jeder Gelegenheit, wodurch die Lage ihrer Befehlshaber sehr bedenklich wurde. Mellentin und seine kleine Schaar Sachsen sahen sich nun von den Franzosen auf jedem Schritte argwöhnisch beobachtet und an ein Interesse geknüpft, das nach Gefühl und Urtheil Aller ihrem König und ihrem Vaterland fortan fremd war. Die deshalb zusammenberufenen sächsischen Officiere stimmten alle mit Mellentin dahin überein, daß unter diesen Verhältnissen, zumal, da man die sächsischen Truppen bei dem preußischen



Blokade-Corps vor Torgau erwartete, Alles anzuwenden sey, um sich mit den sächsischen Waffenbrüdern wieder zu vereinigen, deren Schicksal zu theilen, und in der unnatürlichen Lage, ihnen feindlich gegenüber stehen zu müssen, wo möglich, nicht länger zu beharren.

Das Resultat der hierüber mit dem französischen Gouverneur von Torgau, Grafen Narbonne, gehabten Unterredung war, daß Mellentin mit den sächsischen Depots freien Abzug mit Gepäck und Waffen erhielt.

Auch die persönliche Achtung der in Torgau stehenden französischen Generale hatte sich Mellentin zu erwerben gewußt; Graf Narbonne, ein Mann, der sich in Torgau stets edel bewiesen hat, entließ ihn nicht ohne Rührung, und ein anderer franz. General, der ihn bis an die Vorposten zu Pferde begleitete, schied mit Händedruck und herzlichen Wünschen von ihm. Mellentin ging für's Erste mit seiner, kaum 1000 Mann starken, Schaar in's sächsische Hauptquartier nach Leipzig und dann nach Dresden als Commandant der daselbst sich sammelnden Ergänzungs-Truppen. Daß er hier nicht den fremden Gewalthabern schmeichelte, sondern frei und unumwunden seine Anhänglichkeit für König und Vaterland aussprach, war ganz in seinem Character.

Nach Zurückkunft des Königs von Sachsen 1815 erhielt Mellentin abermals das Commando einer Brigade Infanterie, wozu auch die königliche Leibgarde gehörte, und diese Brigade commandirte er mit einer, für seine Jahre immer noch großen, Thätigkeit bis ein halbes Jahr vor seinem Tode.

Am 13. Februar 1822 feierte er, noch völlig munter und rüstig, sein funfzigjähriges Dienstjubiläum. An diesem Tage hatte er ein halbes Jahr-

hundert früher zum ersten Male die Wache als Regiments-Cadet bezogen, und an demselben Tage hatte er vor 9 Jahren bei Kalisch sich den Heldenlorbeer erkämpft. Der König Friedrich August, der wenig Jahre zuvor selbst das Jubelfest seiner allgefeierten Regierung beging, bezeugte dem würdigen Veteran nicht nur mündlich den huldreichsten Antheil, sondern bewies auch öffentlich die Anerkennung seiner Verdienste durch Verleihung des Commandeur-Kreuzes des St. Heinrichs-Ordens.

Sechs Monate später, den 6. August 1822, ward Mellentin, der Jubelgreis, zum Commandanten von Dresden und Neustadt ernannt. Nun wollte er den Abend seines Lebens bei diesem ruhigern Posten in stiller Heiterkeit genießen, doch körperliche Thätigkeit war ihm zum Bedürfniß geworden; vielleicht beschleunigte diese Ruhe sein Ende, denn nach abermals sechs Monaten starb er am 16. Februar 1823 an wiederholten Schlagflüssen, im 66. Jahre seines Lebens und nach Vollendung des 51. seines Militairdienstes. Seinem Wunsche gemäß wurde er ohne Gepränge in der Stille beerdigt.

Mellentin war nie verheirathet, doch nicht frei von abirrendem Sinnenreiz. Fehlte es ihm auch nicht an Empfänglichkeit für wahre Liebe und Häuslichkeit; so hatte ihn in der Jugend seine beschränkte Lage, später vielleicht sein vorgerücktes Lebensalter oder vielleicht auch die lobenswerthe Sorge für Verwandte, von der Ehe zurück gehalten.

Seine Sparsamkeit wurde von Manchen getadelt; achtungswerth aber waren die Beweggründe dieser anscheinenden Kargheit; denn die Früchte seiner Ersparnisse waren theils vor, theils nach seinem Tode unbemittelten Verwandten gewidmet, theils

hatte sich ihm die Erfahrung aufgedrungen, daß, wer ohne Vermögen, von Besoldung lebend, nichts erspart, dann bei jeder Veränderung, die der Kriegerstand so oft herbeiführt, in Gefahr kommt, Schulden zu machen, deren Folgen allerdings oft sehr traurig sind.

Auf seinen Feldzügen bewies er, selbst in Feindeslande, stets die größte Uneigennützigkeit und war weit entfernt, irgend eine lästige Forderung an die Einwohner zu machen. Er that dieß, wo möglich, selbst dann nicht, wann er durch höhere Anordnungen dazu berechtigt war; — denn er hielt es — wie jeder wackere Krieger — für unedel, durch solche Forderungen dem Bürger und Landmann die vom Kriege ohnehin unzertrennlichen Opfer noch fühlbarer zu machen. Ohne auf wissenschaftliche Bildung Anspruch zu machen, obwohl er eine gewisse Belesenheit und sehr viel natürlichen Verstand besaß, ehrte und ermunterte doch Mellentin diejenigen seiner Untergebenen, welche den Wissenschaften huldigten und bedauerte oft, daß er selbst nicht tiefer in die Wissenschaften hatte eindringen können. Er äußerte sich hierüber, so wie über andere Gegenstände, mit großer Freimüthigkeit und knüpfte überhaupt gern ein trauliches Gespräch an, und zwar ohne alle Förmlichkeit mit Jedem, den er von irgend einer vortheilhaften Seite kennen gelernt hatte. Bei den Waffenübungen sah man ihn noch bis in die letzten Jahre seines Lebens mit dem Feuereifer eines jungen Officiers, selbst wenn er zu Fuß war, dahin eilen, wo es einen Fehler zu rügen gab und oft stieß er dann Drohungen gegen die Soldaten aus, nach denen man ihn für hartherzig hätte halten können; aber seine Untergebenen wußten wohl, daß, wenn es zur wirklichen Strafe kam, er die Schärfe des Ge-

setzes eher milderte, als irgend eine Ungerechtigkeit beging, und das rasche Wort war bald vergessen.

Es ist eine würdige Empfehlung, wenn man die kleinen Mängel eines Menschen nicht zu verbergen braucht, indem man seine Tugenden erzählt.

Johann Gottfried Schicht,

Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen zu Leipzig.

geb. den 29. Septbr. 1753.
gest. den 16. Feb. 1823.

Je reicher das innere Leben des Geistes, sey es in genialer Allseitigkeit oder in der besondern Regsamkeit Eines hervorspringenden Talentes, aufgeht, desto stiller pflegt es sich nicht selten nach Außem zu bewegen, und es wird sich, bei der Einförmigkeit äußerer Veränderungen, zu einer durch Mannichfaltigkeit der Begebenheiten unterhaltenden Biographie am mindesten eignen. Dieß bestätigt uns der Lebensabriß des Mannes, der als Tonkünstler sich einen nicht unbedeutenden Ruf in der Welt erworben hat, in den Herzen vieler, seiner nah- und fernlebenden Zöglinge dankbar fortlebt, und vor allem an seinem längsten und letzten Aufenthaltsorte, wo er 47 Jahre gewirkt hat, in dem Kunst liebenden und übenden Leipzig mit Liebe und Hochachtung noch lange genannt werden wird. Nun wäre für ihn das angemessenste Denkmal eine, in die Tiefen der Tonkunst eindringende, Würdigung seiner Verdienste als Musiklehrer, Instrumentalist, Führer der musikalischen Gesellschaft und vor allem als Componist, doch bescheiden wir uns gern, dieß einer kundigern Feder zu überlassen, und verweisen deshalb auf die, in der leipziger musikalischen Zeitung *) versprochenen, ausführlichen Notizen. Hier stehe, was der Verf. größtentheils aus wenigen,

*) S. No. 8. v. 19. Feb. 1823.

eignen Papieren des Verewigten, durch gefällige Mittheilung der nächsten Verwandten, entlehnen konnte. Die hier und da in der musikalischen Zeitung gefällten Beurtheilungen seiner Werke sind übrigens dem Kenner hinreichend bekannt, dem Nichtkenner aber möchte ihr Abdruck zu wenig Genuß und Belehrung gewähren, welche doppelte Rücksicht mich zur Kürze bewegt.

Johann Gottfried Schicht war zu Reichenau bei Zittau den 29. September 1753 geboren. Der Vater, Friedrich Schicht, war ein armer Häusler, und seiner Profession nach ein Leinweber, aber seiner musikalischen Neigung und Fertigkeit wegen, zugleich als Adjuvant der Kirchenmusik daselbst angestellt. Die Mutter hieß Anna Maria, geb. Wiedmuth. Da die Aeltern sehr arm waren, nahm ein Verwandter, dessen Ehe mit des Vaters Schwester kinderlos gewesen zu seyn scheint, Christoph Apelt, Leinweber und Gerichtsschöppe an demselben Orte, den noch nicht ein Jahr alten Knaben in sein Haus auf, und Letztere unterstützten ihn getreulich bis zu seinem 18. Jahre. Den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Religion und Musik erhielt er von den dasigen beiden Schullehrern, Adam Erdmann Voigt und Johann Friedrich Rößler, bis zum 13. Jahre und hier machte er auch schon einen Anfang in der Latinität. Wie er sich deren in spätern Jahren noch gern bediente, und zugleich als authentisches Zeugniß für die hier angeführten Lebensereignisse sei unten, in der am Fuß stehenden Note, sein selbst verfertigtes curriculum vitae beigefügt. *) Von da an schickten ihn die

*) Narratio vitae meae Joannis Godofredi Schicht.

Natus sum Reichenaviae in Lusatia superiore prope Hexapolin Zittaviam anno 1753 die 29. nonarum Kalen-

Pflegeältern auf das Gymnasium nach Zittau, wo er nach vorhergegangener Prüfung des Directors M. Adam Daniel Richter und des Cantors Gößel nach Tertia gesetzt wurde. Subconrector Frühauf und Quintus Müller hießen die übrigen Lehrer, deren er sich mit Liebe immer erinnerte. Im Clavier- und Orgelspiel so wie im Gesang, bekam er von dem, damals nicht unberühmten, Organisten und Musikdirector, Johann Trier Unterricht, der, ein etwas säumseliger Lehrer, ihn als Adjuvanten im

---

darum. Pater Friedericus Schicht hoc in vico textor erat lintearius, chorique musici adjuvans qui excellebat multi variis instrumentis musicis. Mater Anna Maria, ex gente Wiedmuth, nata Lichtenbergae me alebat per novem menses, curam educandi postea petebat ab Elisabetha, sorore mei patris propter suas hebdomades puerperae. Ab avunculo meo, Christophoro Apelt, per amorem praecipuum recepto in domum suam me deinde adoptabat tanquam suum filium haereditarium cura. Completo spatio duodecim annorum in numerum civium Gymnasii Zittaviensis me adscribi jubebat. Praeceptores mei hac in urbe erant: M. Richterus, Director, M. Fruehauf, Conrector, Goesselius, Cantor et Muellerus, Quintus. Post novem annos peractos albo academico Lipsiensi adscriptus habui praeceptores in philosophicis Prof. Seydlitzium, in historicis Prael. D. Burscherum et in juridicis. D. Sammetium et D. Breunigium. Post aliquot annos praecipue arti musicae operam dabam et anno 1785 antistites musices me eligebant Directorem academiarum musicarum, quod munus hucusque administravi per spatium 25 annorum. Anno 1785 prope Festum Nativitatis Christi Magistratus hujus urbis mihi transferebat officium organoedi et Directoris musices ad aedem novam. Deinde post seriem annorum Domini Decemviri Universitatis Lipsiensis anno praeterito munus Directoris musices ad templum Paulinum mihi conferebant. Denique, in fine anni praeterlapsi Magistratus Lipsiensis me designebat Cantorem Scholae Thomane atque Directorem musices ad templa Sta. Thomae et Nicolai.

Joannes Godofredus Schicht.

Orgelspiel benutzte, da er in ihm ein früh sich entwickelndes Talent wahrnahm, so wie er ihn auch bei der Kirchenmusik als Ripienist, und dann als Concertist anstellte. Meist auf sich selbst verwiesen, bewies doch der hoffnungsvolle Jüngling einen regen Eifer. Im Jahre 1776, also nach einem neunjährigen Aufenthalte, ging er auf die Universität nach Leipzig, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Er hörte Seydlitz, Burscher, Sammet und Breunig, doch besondere, eben eingetretene, Umstände, und vor allem die Aufmunterung des ausgezeichneten Capellmeisters Hiller, an den S. vom Capellmeister Naumann angelegentlich empfohlen worden war, weckten plötzlich eine, bisher nur leise schlummernde, Neigung in seiner Seele und gaben seinem Berufe die feste Richtung. Er gab die Jurisprudenz auf, um sich der Tonkunst völlig zu widmen. Nun las er, damit er dem neuerwählten Fache Genüge leiste, mit unablässigem Fleiße die besten theoretischen Werke über Gesang, Composition und andere, in dieß Fach schlagende, Gegenstände, und er ruhte nicht, bis er der Theorie mächtig geworden war und seine Fertigkeit im Clavier- und Orgelspiel noch höher gebracht hatte. Gleich in dem ersten Jahre seines Hierseyns wurde er an Lelei's Stelle als Concertspieler auf dem Flügel, und bei der ersten Violine in dem drei Schwanen-Concerte, kurz darauf von Hiller bei dem neuen Uebungsconcerte im Thomä'schen Hause als Concert- und Orgelspieler angestellt, und in den Jahren 1781 — 1785 als Violinspieler im großen Saale des Gewandhauses. Als der Capellmeister Hiller im letztern Jahre sein Amt niederlegte, um einer anderweitigen Bestimmung zu folgen, übertrug man S. das Directorium des großen Concerts, und nicht lange dar-

auf die Organisten- und Musikdirectorstelle an der Neuen-Kirche, jene den 29. Septbr., diese zu Weihnachten desselben Jahres. Im J. 1786 verheirathete er sich mit der Concertsängerin Constanza Alessandra Ottavia Valdesturla, von Pisa gebürtig. Die Städte Pisa, Florenz, Bologna, Prato, Rina, Livorno, Faenza und Esterhazy in Ungarn, wo sie 6 Jahre als Opern- und Cammersängerin glänzte, waren Beifall rauschende Zeugen ihrer sonoren Stimme und ihrer ausdrucksvollen Gesangfertigkeit, womit sie die Herzen der Zuhörer gewann. Neunzehn Jahre lang bekleidete sie in Leipzig die Stelle einer Sängerin, und erfreuete den glücklichen Gatten mit vier Töchtern, von welcher die einzig noch lebende, Henriette Wilhelmine, Gattin des Kaufmanns und Brandassecuranz-Directors Weiß zu Leipzig, schon früh ein ausgezeichnetes musikalisches Talent an den Tag legte. Den 19. Juli 1809 verlor S. die treue Lebensgefährtin, nachdem er kurz zuvor, den 31. März eine neue Anstellung erhalten hatte. Müller nämlich, der bisher Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen gewesen war, wurde nach Weimar als Capellmeister berufen, und dieß veranlaßte den Magistrat zu Leipzig, unsern S. zu seinem Nachfolger zu erwählen. Auch hier beseelte ihn ein rüstiger Eifer, der sich in manchen musikalischen Erzeugnissen von Bedeutung hervorthat. Schon im J. 1803 errichtete er eine Singacademie, und nahm sich ihrer mit verdienstvoller Thätigkeit an. Wie alle seine Zöglinge, bezeugt besonders seine Schülerin, Madame Bause zu Leipzig, diese so oft bewunderte Künstlerin auf dem Clavier, so wie früher ihre verstorbene Schwester, daß S. eine besondere Lehrfähigkeit besaß. Ein Theoretiker wie selten Einer, ein trefflicher Lehrer

der Composition, und ein musterhafter Führer der Musik in der Kirche wie im Conzert, ein Componist in verschiedenen Gattungen, die das Gepräge von Erfindung, Geschmack, Einsicht und Feuer an sich tragen, beurkundete er sein Talent vor allem durch die Sangbarkeit der Melodien, durch richtige Declamation, fließende Führung der Mittelstimmen, und der kräftigen Bässe, so wie ihm die mehrstimmigen Cantabile's und die ausgearbeiteten Fugen ganz vorzüglich gelangen. Als gründlichen Harmoniker wird ihn stets seine „Grundlage der Harmonie" (Leipzig bei Breitkopf und Härtel) auf das Vortheilhafteste empfehlen. Mehrere Psalmen, das Te Deum, und Antiphonien von ihm sind zu bekannt, als daß es bedürfte, sie näher anzuführen, viele Motetten, so wie 2 Messen von ihm sind übrigens noch ungedruckt. Unter den ausgezeichnetsten seiner größern Kirchencompositionen, die ihm neben Graun ein rühmliches Andenken sichern, steht das Oratorium: „Das Ende des Gerechten," Text von Rochlitz (in Partitur und Clavierauszug, nächstens in der Hofmeisterschen Musikhandlung,) oben an, während man dem Oratorium „die „Feier der Christen auf Golgatha" so wie dem später componirten: „die letzten Stunden des Erlösers" nicht denselben Werth zuerkennen will, obgleich S. den glänzenden Erfolg der neuen Instrumentation zu benutzen, und die Besetzung möglichst nach dem Zeitgeschmack anzuordnen versucht hatte.

Für seine gründliche Kenntniß der gesammten Literatur seines Fachs zeugt die wirklich classisch zu nennende Sammlung und Bibliothek, welche er hinterließ. Als Beweis der Anerkennung seiner Verdienste, ward S. von dem Könige von Sachsen, für das bereits rühmlichst erwähnte, und bei

der Regierungsjubelfeier des Königs verfaßte Te Deum von diesem mit einer goldenen Dose, so wie von dem Prinzen Friedrich von Sachsen, für eine bei Gelegenheit der Vermählung desselben gesetzte Messe, ebenfalls mit einer goldenen Dose beehrt und bei ähnlicher Gelegenheit von dem Prinzen Johann von Sachsen, für eine von Witschel gedichtete, und von ihm componirte Hymne, mit einem andern Geschenk belohnt. Im. J. 1820 wurde er von der königl. schwedischen Academie der Musik in Stockholm zu ihrem Mitgliede ernannt. Auch war es kurz vor seinem Ende der Ausführung nahe, daß ihm der Titel eines Capellmeisters beigelegt werden sollte.

Doch auch als Mensch stand der Künstler in hohen Ehren; sein wohlwollender, sein grundredlicher Charakter erweckte ihm eben so herzliche Liebe, als man seiner Kunstfertigkeit mit Hochachtung begegnete. Als Freund und im Umgange war er theilnehmend und freundlich, und keineswegs in Kunst- und Geschmackssachen absprechend, aber belehrend und streng urtheilend, wo er Fehler fand, die er, jedoch ohne Bitterkeit, rügte, aber auch sogleich, um sein Urtheil zu bestätigen, verbesserte. Dadurch belehrte er Viele und führte sie auf den bessern und sichern Weg. Als im J. 1822 sich in der Leipziger Universitäts-Kirche, durch die Thätigkeit des Organisten Wagner, ein, der Verherrlichung des Gottesdienstes gewidmeter, Verein von Studirenden gebildet hatte, und es an religiösen Gesängen für Männerstimmen fehlte, verfaßte S. mehrere Responsorien, Hymnen und dergleichen, ohne dafür etwas mehr als den Dank derer, die sich zu obigem Zwecke verbunden hatten, anzunehmen.

War daher auch der würdige Greis, der 14

Jahre lang im einsamen Wittwerstande gelebt hatte, zu einem ziemlich hohen Alter gelangt, ließ auch die herannahende Schwäche ein baldiges Ende befürchten; sein Tod, der den 16. Februar 1823 erfolgte, machte dennoch einen tiefen und schmerzlich überraschenden Eindruck. Den alten, wackeren Schicht hätte eine Schaar treuer Schüler und Freunde gern noch länger am Leben behalten. Dieß bewies die allgemeine Theilnahme bei seiner Beerdigung. Die Schule, deren Singlehrer er gewesen war, die Mitglieder des Orchesters, das viele Jahre unter seiner Leitung gestanden hatte, und eine große Anzahl von Studirenden, zum Theil seine Zöglinge, folgten mit wahrer Betrübniß seiner entseelten Hülle. Als Insignien seiner Thätigkeit wurden ihm die, mit einem Trauerflor umwundene, goldene Lyra, sein Tactstock und das von ihm herausgegebene Choralbuch vorangetragen. Drei Palmenträger folgten nach. Auf dem Kirchhofe empfing ihn eine Trauermusik von Blasinstrumenten, und, als man ihn in's Grab hinabsenkte, sangen seine Schüler und Freunde aus dem oben genannten Oratorium: „das Ende des Gerechten" den rührenden Schlußchor: „wir bringen dich zu deiner Ruh!" Eine ansehnliche Menschenmenge, welche den Trauerzug auf den Kirchhof begleitet hatte, theilte die innigen Gefühle der Rührung, welche ein dankbarer Schüler in einer herzlichen Rede aussprach, und Alle sangen mit voller Andacht: „Auferstehn, ja auferstehn! — Wie leicht aber, obschon die augenblickliche Wehmuth groß war, verhallt mit den Tönen eines großen Sängers sein Andenken, und der verdienstvolle Tonkünstler ist schnell vergessen, sobald seine Melodien verklungen. So flüchtig fühlten indeß Schichts Verehrer nicht, und um so erfreuter schließen wir mit der

liebevollen Darlegung ihrer dankbaren Gesinnungen. Seine erkenntlichen Schüler versammelten sich nämlich am Jahrestage seines Todes, den 16. Februar 1824, Nachmittags um 4 Uhr an seinem Grabe, und sangen mehrere Motetten, unter andern auch einen seiner Lieblingschoräle, den er, hätte er länger gelebt, wie mehrere andere, als Motette ausgeführt haben würde. — Möge einer seiner vielen Verehrer, der ihm nahe gestanden und ihn in den einzelnen Verzweigungen seiner Lebensthätigkeit, wie seiner Lebensereignisse klar beobachtet hat, die mannichfaltigen Lücken dieser dürftigen Schilderung ausfüllen, und die schwankenden Umrisse derselben zu einem genügenden Bilde ausführen. Das Werk lobt den Meister! Darum stehe zum guten Ende ein Verzeichniß seiner, zum Theil im Druck erschienenen, zum Theil noch ungedruckten, Werke, so weit wir es zu sammeln im Stande waren.

Theoretische Werke.

1. Grundregeln der Harmonie nach dem Verwechslungs-System entworfen, bei Härtel.
2. Pleyl's Clavierschule verbessert und vermehrt, bei Kühnel, jetzt Peters.
3. Clementi's Pianofortschule, verbessert und vermehrt, ebendas.
4. Uebersetzung der Gesangmethode von Pellegrini Celoni (Anna Maria), ebendas.

Practische Werke.

Oratorien.

1. Die Feier der Christen auf Golgatha, in Partitur. Clavierauszug gedruckt bei Breitk. und Härtel.

2. Die Gesetzgebung auf Sinai in 3 Theilen, in Partitur von Rost und Schicht. Manuscript.
3. Das Ende des Gerechten, in Partit. von Rochlitz und Schicht, Manuscript.
4. Die letzten Stunden des Erlösers, in Partitur von Kunath und Schicht. Mscpt.

Te Deum.

1. Te Deum nach Klopstocks Poesie zur Jubelfeier der neuen Kirche, nach Tittmans Poesie. Mscpt. 1799 geschrieben.
2. De Teum, mit einer deutschen Parodie von Harder, zur Jubelfeier der Universität Leipzig, bei Hofmeister.
3. Te Deum zur Regierungs-Jubelfeier des Königs von Sachsen. Mscpt.
4. Ein deutsches Te Deum, von Dolz, zur Jubelfeier der Reformation. Mscpt.
5. Ein deutsches Herr Gott, dich loben wir, nach Luther, mit Trompeten, Posaunen und Pauken, wie auch Orgel-Begleitung. Mscpt.

Cantaten.

1. 2 große Cantaten zum Jahreswechsel, nach der Poesie von Hering und M. Martini. Mscpt.
2. Eine große Cantate, nach Tittmans Poesie. Mscpt.
3. Preis der Dichtkunst, in 2 Theilen. Part. in Mscpt. 1796 und bei Breitkopf und Härtel gedruckt.
4. Häusliches Glück, in 2 Theilen. Part. Mscpt.
5. Amynt's Freuden über die Wiederkehr der Lalage, Poesie von D. Richter, Clavierauszug und Stimmen bei Junius gedruckt.
6. Trauercantate auf den Tod der Madame Zucker. Mscpt.

7. Trauercantate auf den Tod des Herrn Professor Carus, bestehend aus 6 Chören mit 11 blasenden Instrumenten. Mscpt.
8. 3 Psalmen der 84. 85. 117. Mscpt.
9. 24 Stück Gelegenheits-Cantaten. Mscpt.
10. La ritrosia di sormata, nach Mestastasio in Part. Mscpt.
11. Si Tempo e Sorte, Amore e Fede, saggio e gloriosa Augusto, nach Apostolo Zeno, in Part. Mscpt.
12. Il Beneficio, nach Corilla. Part. Mscpt.
13. Eine Scene und ein Rondo, nach Mestastasio. Part. Mscpt.
14. 6 große italienische und deutsche Chöre. Partit. Mscpt.

Missae.

1. Eine 2 chörige Missa mit Orchester-Begleitung. Part. Mscpt.
2. Eine 4 stimmige mit Orchesterbegleitung zur Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich geschrieben. Part. Mscpt.
3. Noch 9 Sätze, 4 und 8 stimmig, zum 2 chörigen Miserere des Leonardo Leo geschrieben, in Part. Mscpt.
4. Das Vaterunser und die Einsetzungsworte, für eine tiefe Tenorstimme mit Begleitung der Orgel, bei Peters.

Motetten.

1. Nach einer Prüfung kurzer Tage. Partit. bei Härtel.
2. Jesus meine Zuversicht
3. Meine Lebenszeit verstreicht
4. Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr
5. Der 100. Psalm. Jauchzet dem Herrn alle Welt
6. Auferstehn, ja auferstehn nach Klopstock

(Nos. 2–6: ebendas.)

7. Veni Sancte Spiritus, mit einer Parodie von Michaelis: Heil'ger Quell, bei Peters.
8. 42 Motetten, worunter 3 zweichörige, bei Peters.

Einige andere Gesänge.

9. 50 vierstimmige Choralmelodien für Singchöre in Part., bei Peters.
10. 3 Sprichwörter (2 ital. und 1 deutsch.) für 4 Singstimmen. Mscpt.
11. Verschiedene Oden und Lieder, nach Gellert, Weiße, Müller &c., theils im Weißischen Kinderfreunde, und in der music. Zeitung, theils noch in Manuscripten.
12. Ein allgemeines Choralbuch, 1285 Melodien enthaltend, wovon 306 derselben von Schicht selbst sind. (Gestochen b. Breitk. u. Härtel.)

Für Orchester und Pianoforte.

1. Eine Symphonie
2. Ein Clavierconzert.
3. Ein Cappriccio in guisa d'una Sonate
4. Variationen über ein eigenes Thema und verschiedene andere Sonaten.

(1.–4.: in Mscpt.)

Unter seiner Redaction sind mit bessern Texten, Uebersetzungen, neuen Unterlegungen und nach seiner neuen Methode, die Bässe zu beziffern, folgende Werke im Druck und Stich erschienen:

1. Mozarts Messe in F-dur No. 1. in Partit. bei Peters, gestochen.
2. Haydn (Joseph) Stabat mater, in Partit., bei Härtel.
3. Martini (Vincenzo) Il sogno, Cantate; mit einer deutschen Uebersetzung im Clavierauszug, herausgeg. b. Breitk. und Härtel.

4. Mozart's Sonaten, 11 Hefte; bei Peters, gestochen.
5. Scene von Beethoven, in Stimmen nebst Clavierauszug, bei Peters.
6. Scene von Righini, in Stimmen und Clavierausz., ebendas.
7. Bachs (Sebastian) 8 stimmige Motetten, zwei Sammlungen, b. Breitkopf und Härtel.
8. Desselben Choralvorspiele, 2 Hefte, b. Härtel.
9. Desselben zweichörige Messe mit Orchester in Part., ebendas.
10. Sarti (Giuseppe) Kyrie für 8 Stimmen und Orgel in Part., ebendas.
11. Mozart, 3 Hymnen in Part., ebendas.

Friedrich Heinrich Ferdinand Emil Graf Kleist von Nollendorf,

königlich preußischer General-Feldmarschall, Mitglied des Staatsraths, Ritter des königl. preuß. schwarzen Adler-Ordens, des Ordens pour le mérite mit Eichenlaub, des eisernen Kreuzes erster Klasse und des St. Johanniter-Ordens; des kaiserl. russischen Alexander Newski-Ordens, des St. Georgen-Ordens 2ter, St. Wladimir-Ordens 2ter, des St. Annen-Ordens 1ster Klasse; der königl. französischen Ehrenlegion; Commandeur des kaiserl. österreichischen Marien-Theresien-Ordens; Großkreuz des kur-hessischen Löwen-Ordens, des großherzoglich badenschen Militair Carl Friedrich Verdienst-Ordens, und des großherzoglich Sachsen-Weimarischen Falkenordens.

geb. den 9. April 1763.
gest. den 17. Febr. 1823.

Einer der gefeierten Helden aus dem deutschen Befreiungskriege, der seinen Namen in der vaterländischen, so wie in der Weltgeschichte verewigt, und seiner Familie, einer der ältesten und berühmtesten des Vaterlandes, durch seine Thaten einen neuen Glanz verliehen hat.

Er wurde den 9. April 1763 in Berlin geboren. Seine frühste Erziehung erhielt Kleist im älterlichen Hause; schon in seinem zwölften Jahre wurde er demselben entrissen, und kam als Page an den Hof des großen Prinzen Heinrich von Preußen, Bruder des unvergeßlichen Friedrich.

Was jedem edlen Gemüthe in den Jahren der höchsten Empfänglichkeit die Nähe eines großen Mannes wird, ist das Vorbild des Prinzen Heinrich dem jungen Kleist gewesen: dieß wurde die Flamme, an der die ritterliche Tapferkeit, die reine Humanität des Characters und der Adel der Gesinnungen sich entzündet haben, welche nachher die vorleuchtenden Tugenden seines Lebens geblieben sind.

Als ein funfzehnjähriger Jüngling kam Kleist hierauf, bei dem Ausbruch des baierschen Erbfolgekrieges im Jahre 1778, als Officier zum Infanterie-Regiment von Bülow, und machte den Feldzug mit, welcher ihm aber keine Gelegenheit zur Entwickelung seiner Anlagen bot. Desto eifriger war der junge Kleist bemüht, nach Beendigung dieses einjährigen Krieges seine wissenschaftliche Ausbildung zu befördern. Er besuchte deshalb die Militairschule, welche Friedrich II. um diese Zeit unter Tempelhoffs Leitung hatte einrichten lassen, und machte in allen Kenntnissen so bedeutende Fortschritte, daß er bald einer der vorzüglichsten Schüler dieser Lehranstalt, und von Tempelhoff besonders ausgezeichnet wurde. Daher konnte es ihm auch nicht fehlen, daß er, bei der, im Jahre 1790, des bevorstehenden Krieges wegen, erfolgten Vermehrung des Generalstabes der preußischen Armee, zu demselben versetzt wurde. Er trat als Quartiermeister-Lieutenant in dieses Corps, und blieb nun bis zum Ausbruche des Krieges von 1792 in Potsdam.

Von der Eröffnung der Rheincampagne an, bis zum Ende des Jahres 1793 stand Kleist als Hauptmann und Officier des General-Stabs bei'm Corps des Fürsten von Hohenlohe, und erwarb sich durch rastlosen Diensteifer, vereint mit bedeutenden Kenntnissen und einem sicheren Ueberblick,

das Vertrauen der Heerführer. Seine Entschlossenheit, sein kühner Muth, den er bei dem Gefechte von Ober-Ursel, am 2. Oktober 1792 zeigte, und zu dessen glücklichem Ausgange er besonders beigetragen hatte, erwarben ihm seine erste öffentliche Auszeichnung, den Verdienstorden. Als daher am Ende des Jahres 1793 der Feld-Marschall von Möllendorf das Commando der Rheinarmee erhielt, nahm dieser den damaligen Hauptmann von Kleist als Adjutanten zu sich, und überzeugte sich bald, daß er sich in seiner Wahl nicht getäuscht habe. Kleist erwarb sich in kurzer Zeit durch die wesentlichen Dienste, welche er in diesem Verhältnisse leistete, die vollkommene Hochachtung, selbst die Freundschaft seines Vorgesetzten, und erfreute sich derselben bis zum Tode des Feld-Marschalls in einem vorzüglichen Grade.

Im Jahre 1799 erhielt Kleist von dem jetzigen Könige das combinirte Grenadier-Bataillon der Regimenter Armin und Kuhnheim in Berlin, und bekam nun volle Gelegenheit, in einem mehr selbstständigen Verhältniß, die Eigenschaften zu entwickeln, durch welche er später das Heer an sich fesselte. Bald wurde sein Bataillon eins der ausgezeichnetsten in der ganzen Armee, und er war schon jetzt im Kleinen, was er nachher im Großen wurde. Denn schon damals bewies er, daß Humanität gegen den Soldaten weiter führe, als Despotismus. So lange ihn das Schicksal zum Führer berufen hatte, belebte ihn stets der Geist der Güte und Milde, welcher neben dem des Ernstes und der Strenge sehr wohl besteht; immer erfüllte ihn eine väterliche Sorgfalt für die Seinigen, welche viel fordern durfte, weil sie viel gewährte, und so vermochte er oft durch Liebe,

was durch Härte und Strafe nicht erlangt worden wäre.

Im Jahre 1803 ehrte der König die Verdienste des Majors von Kleist durch das auszeichnende Vertrauen, das ihn zu der erledigten Stelle des vortragenden General = Adjutanten bei seiner Person berief. Er hat dieß Vertrauen seines Königs vollkommen gerechtfertigt, und sich desselben unausgesetzt, bis zur Stunde seines Todes zu erfreuen gehabt. Trotz des Tadels des Herrn von Massenbach, muß er diesen Posten doch sehr zur Zufriedenheit seines Herrn ausgefüllt haben, denn er blieb fünf Jahre darin, und schied nur daraus, um ein nicht unbedeutendes Commando in der Armee zu übernehmen. Indem er nach der Schlacht von Jena dem Könige nach Preußen folgte, ward er unter andern von demselben an Napoleon, der sich damals in seinem Hauptquartier Osterode befand, abgeschickt, um auf die, durch den General Bertrand gemachten, Friedensvorschläge zu antworten.

Die angestrengten Arbeiten seines Berufs, besonders in den Jahren 1805 bis 1807, und während der unglücklichen Ereignisse jener Zeit, hatten die Gesundheit des nunmehrigen Obersten von Kleist so sehr erschöpft, daß er sich bald nach dem Frieden von Tilsit gezwungen sahe, sich von den Geschäften zurück zu ziehen, und daß es fast schien, als ob sein körperlicher Zustand ihm nicht mehr erlauben würde, dem Staate mit den Waffen in der Hand zu dienen. Der König bewilligte ihm deshalb einen unbestimmten Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, und die lang entbehrte Ruhe eines von allen öffentlichen Geschäften befrei'ten häuslichen Lebens, gab ihm die verlornen Kräfte schneller, als er selbst erwarten konnte, wie-

der, so, daß er schon am Ende des Jahres 1808, als die Armee ihre neue Organisation erhielt, mit verjüngter Thätigkeit das Commando der westpreußischen Brigade in Frankfurt an der Oder übernehmen konnte, das ihm der König, zugleich mit der Würde eines General-Majors verlieh. In dieser Vorbereitungs-Periode zur Wiedererhebung des tief niedergebeugten Vaterlandes war es nothwendig, in dem neuen und kleinern Heere das Bewußtseyn zu erwecken, daß nicht Zahl und Glanz, sondern Kriegstugenden allein zum Siege führen. Für diesen Geist und in ihm hat der General von Kleist, unter den Wiederherstellern des Heeres, fruchtbar, wie überall, und segensvoll gewirkt.

Bald erhielt Kleist einen neuen Beweis von dem Vertrauen seines Monarchen, indem ihn dieser, als nach Schills bekanntem Auszuge im Jahre 1809, der bisherige Commandant von Berlin, Chazot, seine Stelle niederlegte, für diesen Posten bestimmte. Wer die damaligen Verhältnisse kennt, wird wissen, welches Maaß von Fähigkeit, Energie und Gewandtheit erfordert wurde, um in diesem Posten allen Ansprüchen der Regierung zu genügen. K. hat die Aufgabe vollkommen befriedigend gelöst.

Das Jahr 1812 sollte zuerst den Geist des neuen preußischen Heeres erproben, und er bestand ruhmvoll diese Prüfung. Der von Napoleon gegen Rußland begonnene Krieg rief auch ein preußisches Armeecorps in's Feld, von welchem Kleist eine Abtheilung befehligte, und rühmlichen Theil an den Gefechten nahm, in welchen die ganz gegen ihre Gefühle fechtenden Truppen eben so sichere Beweise der Tapferkeit, als der Hingebung in die Befehle des Königs ablegten. Nur tief gewurzelte Zucht, unerschütterlicher Muth, glühendes Verlan-

gen, den alten Glanz des Thrones wieder herzustellen, und begeisterte Liebe für den angebornen Monarchen, vermochten in diesem Kriege das preußische Heer, seinen schweren Beruf so treu zu erfüllen, wie es geschehen ist. Kleist war auf dieser Bahn der Ehre und der Pflicht einer der Sterne, an die das Auge der Menge, im Glück wie in der Gefahr und Ungewißheit, sich heftete. In allen Gefechten folgte ihm der Sieg, in allen verwickelten Verhältnissen der Zeit handelte er mit Besonnenheit und klarer Einsicht, die nur das Bewußtseyn geben kann, überall dem Rechte und der Wahrheit zu leben.

Ihren alten Waffenruhm bewährten die Preußen zuerst in dem Gefechte bei dem liefländischen Dorfe Eckau, und Kl. hatte an dem siegreichen Ausgange des Gefechts bedeutenden Antheil. Die Russen hatten nach mehreren, theils ungünstigen, theils unentschieden gebliebenen Gefechten, ihre sichere Stellung bei Wilna aufgegeben, und sich bis hinter die Düna zurückgezogen, so daß sich Macdonald fast ohne Schwertstreich in den Besitz von ganz Kurland gesetzt hatte. Am 18. Julius endlich stießen die Preußen auf 8 russische Schwadronen und 500 Kosaken. Es kam sogleich zum Gefechte, in welchem die Preußen Sieger blieben; die Russen hatten jedoch bedeutende Streitkräfte in Eckau, und rückten mit 18 Bataillonen, von nahe an 1500 Mann Reiterei unterstützt, vor, um das, von den Preußen besetzte, Bauske zu nehmen. General von Grawert, der preußische Oberfeldherr, hatte den Plan des Gegners durchschaut, und dem General von Kleist befohlen, mit seiner Brigade längs dem rechten Ufer des Eckaubaches hin, den Russen in die Flanken und den Rücken zu marschieren, und sie anzugreifen, während er

selbst gegen sie in der Fronte vorrücken würde. Kleist entledigte sich seines Auftrages mit so viel Umsicht, Muth und Entschlossenheit, daß der Feind endlich Abends um 8 Uhr, nach einem äußerst hartnäckigen und blutigen Gefechte, auf allen Punkten zum Weichen gebracht wurde, und einen ansehnlichen Verlust erlitt.

Während nach diesem Gefechte die Belagerungsanstalten von Riga betrieben wurden, blieb Kleist mit seiner Brigade als Besatzung in Mitau. Als gegen Ende des Monats September die Russen einen großen Ausfall aus Riga machten, hatte der General-Lieutenant von York bereits, statt des krank gewordenen Grawert, den Oberbefehl des preußischen Hülfscorps übernommen, und auf dessen Befehl deckte Kleist mit fünf Bataillonen und drei Schwadronen die Brückenköpfe bei Mitau, als den wichtigsten Punkt für die linke Seite und den Rücken der preußischen Stellung; die Uebermacht der Russen nöthigte jedoch den General York, Mitau Preis zu geben, und die Kleist'sche Brigade an das Hauptcorps zu ziehen. Offenbar beabsichtigte der Feind, sich eines großen, bei Ruhendahl, hinter der Aa stehenden, zur Belagerung von Riga bestimmten Artillerie-Parks zu bemächtigen, und York mußte daher Alles aufbieten, diesen verderblichen Plan zu verhindern; er beschloß daher, im äußersten Nothfalle bei dem, ganz unbespannten, Artillerie-Park, nahe an Ruhendahl, die Schlacht anzunehmen. — Am 29. September gingen die Russen über die Aa, besetzten Bauske, und rückten auf beiden Ufern des Flusses gegen die Preußen vor. Auf dem linken Ufer schickte ihnen York den General Kleist mit seiner Brigade entgegen, während er sie selbst auf dem rechten Ufer mit seiner Vorhut beschäftigte. Man schlug sich bis spät

in die Nacht mit der größten Erbitterung; zuletzt entschied Kleist die Schlacht mit dem Bajonet. Die Russen wurden auf allen Punkten geworfen, und über die Aa zurückgedrängt. Als sich mit Anbruch des folgenden Tages das Gefecht erneuerte, kam die preußische Reiterei zum Einhauen, und fast zwei ganze russische Jägerbataillone mußten sich zu Gefangenen ergeben.

Auch noch in mehreren spätern Gefechten hatte Kleist Gelegenheit, sein Feldherrntalent zu zeigen, bis endlich die Belagerung von Riga zu Stande kam. Diese mußte aber schon zu Anfange Novembers, wegen der rauhen Jahreszeit, so gut wie aufgegeben werden, weil der Verbindung mit der See wegen, die man der Festung nicht abzuschneiden vermochte, durchaus nichts Entscheidendes gegen sie unternommen werden konnte. Auch litten die preußischen Truppen unendlich, theils durch die Kälte, theils aber, und ganz besonders, durch den sumpfigen Boden; sie bekamen daher Befehl, hinter Eckau zurück zu gehen. Kleist erhielt hierauf seinen Posten hinter diesem Dorfe und in den Brückenköpfen dieser Linie, mit 7 Bataillonen, 4 Schwadronen und 4 Batterien.

Im November, als die große französische Armee, auf ihrem Rückzuge von Moskau, nur kaum noch dem Namen nach vorhanden war, fielen zwischen dem preußischen Hülfscorps und den Russen noch die heftigsten Gefechte vor; aber es wurde endlich ebenfalls gezwungen, den Rückzug anzutreten, und der General von York, obgleich er bereits die preußische Grenze erreicht hatte, sah zuletzt keinen Ausweg mehr übrig, als sich durchzuschlagen, oder zu capituliren. Er wählte das Letztere, um seinem Könige die ihm anvertrauten Truppen zu erhalten. Seine denkwürdige Convention vom 30. Decem-

der ist bekannt, und natürlich schloß sich auch Kleist mit seiner Brigade, als Untergebener, derselben an. Die ausgezeichneten Verdienste des letzteren blieben auch jetzt nicht unbelohnt; denn der König ernannte ihn zum Generallieutenant, ertheilte ihm den rothen Adlerorden erster Classe, und übertrug ihm einen Theil der wichtigen Geschäfte, welche die ungeheuren Rüstungen Preußens, zur nachdrücklichsten Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich, nöthig machten.

Wir finden den Generallieutenant von Kleist im Jahre 1813 am Ende des Monats März vor Wittenberg wieder, welches damals blokuirt wurde. Als hierauf die große verbündete Armee die Elbe überschritt, folgte auch Kleist mit seiner Brigade, noch zum York'schen Corps gehörend, dieser Bewegung über Dessau, und besetzte späterhin den Saalübergang bei Halle, dessen patriotische Bewohner die langersehnten Befreier mit Jubel aufnahmen. Am 28. April wurde er hier mit Uebermacht angegriffen, da er nur 5000 Mann, der französische General Lauriston aber 8000 Mann und 24 Stück Geschütz hatte; dennoch vertheidigte er sich von 3 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Abends so tapfer, daß, nachdem er alle Angriffe abgeschlagen, die Franzosen in ihre vorige Stellung zurückgehen mußten. Hierdurch ersparte Kleist der Stadt die Greuelscenen eines Sturms, und räumte erst am 30. Halle, um sich über Skeuditz mit dem Hauptheere bei Leipzig zu vereinigen, nachdem er benachrichtigt worden war, daß Merseburg am Tage vorher von dem französischen Marschall Macdonald mit vierfacher Uebermacht angegriffen und besetzt worden sey. Es ist wohlthuend, zu erwähnen, daß die Einwohner von Halle das, was damals für sie geschehen, in sei-

nem ganzen Werthe anerkannten, und sich bei der ersten Gelegenheit beeilten, ihrem Retter so rührende, als achtungswerthe Beweise ihres Dankes darzubringen.

Während der Schlacht von Lützen oder Groß Görschen den 2. Mai, hielt Kleist mit seiner Brigade Leipzig besetzt, wurde aber schon um 3 Uhr Nachmittags durch die Uebermacht des feindlichen Generals Lauriston gezwungen, die Stadt zu räumen. Am folgenden Tage rückte er jedoch wieder ein, blieb so lange dort, bis die sich zurückziehende preußisch-russische Armee vorübergezogen war, marschirte sodann über Wurzen, und ging am 5. Mai bei Mühlberg über die Elbe zurück, worauf er sich mit dem Hauptheer vereinigte.

Der 20. Mai, an dem die Schlacht bei Bautzen geschlagen wurde, einer der schönsten Tage in seinem Leben wurde. Er stand an diesem Tage auf den Höhen rechts von Bautzen, in der Gegend von Burg, mit seinen 5000 Mann, als Vortrab, und hatte unmittelbar vor sich die steilen Schluchten der Spree. Den ganzen Tag über vertheidigte er unter den Augen seines Königs und des Kaisers Alexander den Uebergang über den Fluß mit einem Heldenmuthe und einer Ausdauer, welche dieß Gefecht zu den glänzenden Vorbildern erhebt. Das feindliche Bertrandsche, und ein Theil des Marmontschen Corps machten die größten Anstrengungen, ihn aus seiner vortheilhaften Stellung zu verdrängen; gegen Abend rückte fast das ganze Bertrandsche Corps in Colonnen gegen Nieder-Gurka, und schien den Uebergang über die Spree erzwingen zu wollen; da schickte General von Blücher dem Bedrängten 3000 Mann Unterstützung, mit deren Hilfe die ungeheuersten Anstrengungen des Feindes noch lange vereitelt wurden. Endlich aber hielt es Kleist beim Einbruch der Nacht, und da Bautzen, welches der

russische General Miloradowitsch vertheidigte, bereits verloren war, auch Marmont sich, mit einer seiner Divisionen, der Höhen von Kayna bemächtigt hatte, für rathsam, dem ihm zugekommenen Befehle zu folgen, und sich an die, von der preußisch-russischen Armee jetzt eingenommene, Hauptstellung anzuschließen. Nachdem sich seine Truppen ganz verschossen hatten, zog er sich, mit Ruhm gekrönt, und mit ausgezeichneten Beweisen der Anerkennung von den beiden gegenwärtigen Monarchen empfangen, zurück; vorzüglich wurde er auf das Schmeichelhafteste von dem Kaiser Alexander belobt, der seinen General Miloradowitsch auf dieses rühmwürdige Beispiel des Muths und der Ausdauer aufmerksam gemacht haben soll. Kleist stellte sich nun hinter den Batterien bei Litten auf, in dem Mittelpunkt der Armee der Verbündeten, welche Blücher befehligte.

Als sich am andern Morgen die Schlacht erneuerte, und Napoleon, mit den Corps von Ney und Lauriston den rechten Flügel der verbündeten Armee, unter Barclay de Tolly, umgehend, die Russen bereits überflügelt und zurückgeworfen hatte, erhielt Kleist den Befehl, sich mit seiner Brigade dorthin zu begeben und die Russen zu unterstützen. Gerade noch zur rechten Zeit, — es war 1 Uhr Mittags, — machte Kleist einen eben so muthigen als berechneten Angriff, und zwang, mit Hilfe von zwei, ihm zur Unterstützung abgeschickten, Brigaden des Blücherschen Corps, den Feind, nicht nur seine, durch Uebermacht errungene, Vortheile, und mit ihnen das Dorf Preititz, welches von den preußischen Garden und dem Regiment Salberg stürmend genommen wurde, sondern auch den Plan gänzlich aufzugeben, den rechten Flügel der Verbündeten vollends zu umgehen. Als indessen dennoch

Nachmittags um 5 Uhr, preußisch-russischer Seits, unter den Augen des Feindes, um nicht Alles auf's Spiel zu setzen, und den Krieg auf die Länge, mit mehr Ausdauer führen zu können, der Kampf bei Lichtenthal abgebrochen, und der Rückzug angetreten wurde, erhielt Kleist, mit Barclay de Tolly, nebst der preußischen Kavallerie und Reserve den Befehl, die Höhen von Gröditz, zur Deckung des Rückzugs, zu besetzen, und, um Ney und Lauriston zu hindern, Weißenberg, auf welches sich das preußische Centrum zurückzog, früher zu erreichen, als Blücher und York.

Kleist folgte hierauf, bei dem fernern Rückzuge nach Schlesien, den Bewegungen der Armee, und, als von Napoleon ein Waffenstillstand angetragen worden war, beehrte ihn das Vertrauen seines Königs mit der Vollmacht zur Abschließung desselben, in Uebereinstimmung mit dem vom Kaiser Alexander zum Bevollmächtigten ernannten russischen General Schuwaloff. Dieser Waffenstillstand kam bekanntlich am 4. Juni im Dorfe Poischwitz bei Jauer zu Stande, und wurde bis zum 20. Julius abgeschlossen, später aber bis zum 10. August verlängert.

Den zweiten Theil des Feldzuges, vom Ablaufe des Waffenstillstandes an, eröffnete Kleist als Befehlshaber des zweiten preußischen Armee-Corps, früher des Blücherschen, welches nach Böhmen marschirte, und hier mit der Hauptarmee der Verbündeten, unter dem Fürsten von Schwarzenberg vereinigt wurde. In der Schlacht von Dresden am 27. August, wo sein Armeecorps das Centrum der Verbündeten ausmachte, erkämpfte Kleist neue Lorbeeren, indem alle Anstrengungen der Franzosen, nachdem sie schon beide Flügel, die Russen und Oesterreicher, zurückgeworfen hatten, nur gegen das

Centrum, die Preußen, nichts auszurichten vermochten. Nach dieser Schlacht, und, als er dem allgemeinen Rückzuge nach Böhmen folgte, trat die Catastrophe ein, durch welche Kleist sich einen unvergänglichen Ruhm erwerben sollte.

Der französische General Vandamme hatte schon am 26. August nicht mehr, als 30,000 Mann bei Königsstein über die Elbe gesetzt, um der verbündeten Armee in den Rücken zu gehen, und ihr die Straße über Pirna nach Böhmen abzuschneiden. Wirklich war er auch schon bis Töplitz vorgedrungen, wo er am 29. August Alles aufbot, den russischen General Ostermann aus diesem wichtigen Posten zu verdrängen; aber er scheiterte durchaus an der heldenmüthigen Ausdauer und Standhaftigkeit der Russen, die durch den König von Preußen noch mehr angefeuert wurden. General Kleist war unterdessen, der äußerst glücklichen Anordnung seines Königs gemäß, mit seinem Armeecorps queer über das Gebirge gegangen, und kam noch spät Abends zu Fürstenwalde an. Am folgenden Morgen, den 30. August, um 9 Uhr, wurde Vandamme in der Nähe von Kulm auf beiden Flanken und in der Fronte, zugleich von den Oesterreichern und Russen angegriffen. Der Sieg war noch unentschieden, als plötzlich, um 11 Uhr Mittags, Kleist mit seinem Armeecorps erschien, welches von Glashütte abmarschirt war, um die Kunststraße von Töplitz zu gewinnen. Auf den Höhen von Nollendorf, im Rücken des Feindes befindlich, übersah Kleist sogleich, wie nützlich er hier werden könne, und ließ daher seine Truppen, mit einer Reserve die Höhen von Peterswalde besetzt halten und ohne Aufenthalt in das Thal hinabsteigen, um die Niederlage der schon wankenden Franzosen zu vollenden. Gleich einem unaufhalt-

samen Waldstrome fielen die Preußen über die Franzosen her, und schon um 1 Uhr war ihre Stellung genommen. Im Rücken, in der Fronte, und auf beiden Flügeln zugleich angegriffen, blieb den Franzosen nichts übrig, als ein Kampf der Verzweiflung; allenthalben war ihnen der Rückzug abgeschnitten. Nur einem Theile derselben, meistens Reiterei, gelang es, sich durchzuschlagen; alles Uebrige wurde niedergemacht oder gefangen. Das Schlachtfeld war mit des Feindes Todten bedeckt, darunter zwei Generale; Vandamme selbst, nebst 3 andern Generalen, eine große Menge Officiere von allen Graden, und 10,000 Mann wurden gefangen, der Ueberrest wurde verwundet in den Wäldern aufgefunden. Alles Geschütz des Feindes, 81 Stück, zwei Adler, zwei Fahnen, und eine Menge Gepäck und Schießbedarf fiel den Siegern in die Hände. Kleist empfing nach der Schlacht den schwarzen Adlerorden aus der Hand seines Königs, und das Andenken an diesen Sieg ward später durch den Namen Kleist von Nollendorf in seiner Familie verewigt.

Als die verbündete Armee Anfang Octobers aus Böhmen wieder vorrückte, folgte Kleist dieser Bewegung mit seinem Armeecorps über Zwickau, und befand sich am 11. October in Borna. In der Völkerschlacht bei Leipzig erwarb er sich neue Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes, und auf einen ehrenvollen Platz in der Geschichte. Am 16. war ihm die Behauptung des linken Flügels der Armee in der Richtung von Gröbern und Gossa übertragen, und er war es, der um 9 Uhr, auf das Zeichen von drei Kanonenschüssen, durch das Feuer seiner Blänker und Geschütze den ungeheuren Kampf eröffnete, indem er über Gröbern und Connewitz gegen Mark-Kleeberg vorrückte.

Aus diesem letzten Dorfe wurde der Feind vertrieben, und dasselbe, seiner wiederholten Angriffe ungeachtet, durch die Brigade des Prinzen August von Preußen muthvoll behauptet. Gleichzeitig wurde auch das kleine Gehölz bei dem, unter Napoleons eigener Anführung vertheidigten, Dorfe Wachau angegriffen, um dessen Besitznahme bis 4 Uhr Abends, unter Kleist's Anführung, mit der größten Erbitterung gestritten wurde, und wobei seine Truppen 5 feindliche Geschütze erbeuteten. Die Wichtigkeit dieses Punktes bezeichnet zugleich seine Großthaten, und, als endlich die Nacht für diesen Tag den mörderischen Gefechten ein Ende machte, hatte Kleist seinen Posten behauptet.

Am 18. Morgens wurde Kleist zuerst bestimmt, gegen die Höhen von Wachau vorzurücken, wozu er sich um 8 Uhr in Marsch setzte, aber Wachau vom Feinde verlassen fand. Er drang daher weiter gegen Probstheyda vor, welches gegen 2 Uhr mit Sturm genommen wurde, obgleich dieses Dorf, gleichsam der Schlüssel der feindlichen Stellung, äußerst stark besetzt war; neue Verstärkungen des Feindes entrissen es den Preußen wieder, und, obgleich sie es zum zweiten Male erstürmten, mußten sie es dennoch wieder räumen, da sie schon zu große Verluste erlitten hatten. Kleist stellte nun seine Truppen in einiger Entfernung wieder auf, und beschränkte sich hinfort darauf, den Feind aus seinem gesammten Geschütz zu beschießen, welches auch bis zum Anbruche der Nacht so wirksam geschah, daß alle Versuche der Franzosen, aus dem Dorfe weiter vorzudringen, vereitelt wurden.

Bei dem allgemeinen Vorrücken der verbündeten Armee am 19. October des Morgens, ließ Kleist die von den Franzosen noch besetzten Dörfer Probstheyda und Stötteritz mit Sturm nehmen; ersteres Dorf wurde vom Feinde, zur Deckung sei-



nes Rückzugs, in Brand gesteckt, ungeachtet es mit seinen Verwundeten angefüllt war. Hier gab Kleist einen edlen Beweis von seinen gütigen und menschenfreundlichen Herzen mitten unter den Schrecken des Krieges; er ließ ein Bataillon die Gewehre zusammensetzen, und die feindlichen Verwundeten aus dem Feuer holen.

Nach dieser ewig denkwürdigen Schlacht wurde dem General Kleist die Blokade von Erfurt übertragen. Eine Zeitlang hindurch wurde diese Festung von seinem Armeecorps blos berennt; als aber einige österreichische schwere Batterien vor dem Platze angekommen waren, beschloß Kleist zu versuchen, ob der französische Commandant, Divisions-General d'Alton, durch das Beschießen des Petersberges, vielleicht zur Uebergabe zu bewegen seyn möchte. Ein Ausfall der an gesunden Truppen nicht über 2000 Mann starken Besatzung wurde am 5. November zurückgeschlagen. Am 6. Morgens begann das Beschießen des Petersberges aus mehreren schweren und Wurfbatterien. Sogleich standen mehrere Gebäude in Flammen; der Brand währte, bei lebhaft unterhaltenem Feuer, den ganzen Tag über, und auch mehrere Gebäude der Stadt wurden eingeäschert. Schon am Abend begehrte d'Alton einen Waffenstillstand, welcher am 7. erst auf 2 Tage, dann bis zum 12. November abgeschlossen wurde; in der Zwischenzeit unterhandelte Kleist wegen Uebergabe der Stadt. Es kam auch wirklich eine Capitulation zu Stande, wornach die Stadt, ohne Festung, übergeben werden sollte, sie wurde aber von dem Könige nicht genehmigt, und nun vereinigte man sich über eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 20. November. Während desselben wurden alle nur möglichen Anstalten zur förmlichen Belagerung getroffen. Der

Ernst und die rastlose Thätigkeit, womit Kleist die Vorbereitungen betrieb, brachten den feindlichen Commandanten zu dem Entschluß, die Stadt zu räumen, und sich mit der schwachen Besatzung auf den Petersberg und in die Cyriaksburg zurück zu ziehen. Nach der deshalb, am 20. December, zu Stande gekommenen Uebereinkunft, sollte die Stadt, mit ihren Werken, am 10. Januar 1814 den preußischen Truppen übergeben werden; und, da alsdann einige tausend Mann hinreichten, den Feind in seiner schwer anzugreifenden Stellung fest zu halten; so erging an Kleist der Befehl, mit seinen übrigen Truppen, nach Uebergabe der Stadt, schleunig zur Blücherschen Armee zu stoßen.

Am 10. Februar vereinigte Kleist sein, durch Gefechte, Krankheiten und Detaschements sehr geschwächtes, Corps mit der schlesischen Armee, nachdem er schon am 7. in Chalons an der Marne angekommen war. Er traf noch eben ein, um die Reihe von Unglücksfällen, die sich rasch auf einander folgten, durch das Gefecht bei Joinvilliers und Montmirail, am 14. Febr. zu beschließen. Blücher vereinigte sich zwar bald darauf mit der Hauptarmee unter Schwarzenberg, trennte sich aber nachher wieder von ihr, und suchte nun das aus Holland anrückende Bülowsche Corps an sich zu ziehen, welches ihm auch, nach vielen hartnäckigen Gefechten, mit der französischen Armee unter Napoleons eigner Anführung, am 8. März bei Laon gelang. An der bei dieser Stadt am folgenden Tage gelieferten Schlacht, in welcher Blücher den Kaiser Napoleon gänzlich schlug, nahm Kleist den glänzendsten Antheil. Er machte, vereint mit dem General York, den siegreichen nächtlichen Angriff auf die französische Stellung, wodurch das marmontsche Corps und die Reiterei unter Arrighi fast gänz-

lich vernichtet wurden, und wodurch 56 Stück Geschütz, über 50 Wagen mit Schießbedarf, und mehrere tausend Gefangene in die Hände der Preußen fielen.

In dem Gefecht bei La Ferté Gaucher fiel Kleist in Verbindung mit York den sich zurückziehenden Franzosen in die Flanken, wobei die letzteren 1500 Gefangene und eine nicht unbedeutende Anzahl Geschütz verloren. Bei der weitern Verfolgung des Feindes setzte Kleist mit seinem Corps am 27. März bei Trèport, auf zwei, unter dem feindlichen Geschützfeuer geschlagenen, Schiffbrücken über die Marne, und rückte mit seinen Vortruppen noch während der Nacht in die Vorstadt von Meaux ein. In dem hitzigen Gefecht bei Claye, am 29. März, führte Kleist, den Degen in der Faust, eine Brigade selbst zum Sturm eines Vorwerks vor. Er beschloß endlich mit der Schlacht von Paris am 30. März seine ruhmvolle Laufbahn als Sieger. Sein König belohnte die großen Verdienste, die er sich um's Vaterland erworben, durch seine Ernennung zum General der Infanterie, erhob ihn in den Grafenstand, mit der Benennung Kleist von Nollendorf, machte ihn zur besondern Auszeichnung zum Chef des 6. Infanterie-Regiments, und verlieh ihm, als Dotation, die königliche Domaine Stötterlingenburg im Fürstenthume Halberstadt. Als der König und der russische Kaiser einen Besuch bei dem Prinz-Regenten von England in London abstatteten, war auch Kleist in dem Gefolge der Monarchen, und übernahm nach der Rückkehr das Commando der am Rhein stehen bleibenden Armee, wo er in Aachen sein Hauptquartier hatte. Bei'm Wiederausbruche des Krieges im J. 1815 ward ihm der Befehl über die norddeutsche Bundesarmee, so wie über das 2. preußische Ar-

meecorps, übertragen. Ehe er indessen seine Truppen vor den Feind führen konnte, überfiel ihn eine langwierige gefährliche Krankheit, die jede Theilnahme an den nachherigen Ereignissen verhinderte, und ihn dieß Commando abzugeben zwang. Nach dem Frieden gab ihm der König das General-Commando des vierten Armeecorps in der Provinz Sachsen, deren Bewohner es mit hoher Freude vernahmen, daß sie künftig einen Mann in ihrer Mitte sehen sollten, dem der Ruf so vieler menschlichen und geselligen Tugenden vorherging. Sein seltenes, edles Gemüth, sein männlich-ritterlicher Geist, seine Rechtlichkeit und sein Zartsinn erwarben ihm in der Armee, wie im Volke, selbst im Auslande, und namentlich im königl. sächsischen Heere, mit dem er, während des französischen Feldzugs, eine Zeitlang in näherer Beziehung stand, allgemeine Liebe und Verehrung.

Bis zum Jahre 1820 stand Kleist seinen neuen Geschäften mit rastloser Thätigkeit vor, und rechtfertigte dabei eben so sehr das Vertrauen seines Königs, als die frohen Hoffnungen der Unterthanen. Aber die immer mehr zunehmende Zerrüttung seiner Gesundheitsumstände nöthigte ihn, dem Dienste gänzlich zu entsagen. Der König verlieh ihm bei seiner Versetzung in den Ruhestand mit Pension, am 5. Mai 1821, die Würde als Feldmarschall, und allgemeine, herzliche Trauer folgte ihm bei seinem Abgange aus der ganzen Provinz. Er lebte seitdem in Berlin ganz seiner Familie und seinen Freunden, und war erst kurze Zeit wieder, durch die Berufung zum Mitgliede des Staatsraths, in das öffentliche Leben zurückgetreten, als ihn der Tod nach kurzem Krankenlager hinwegnahm. Die Folgen einer Leberentzündung endigten am 17. Febr. 1823, früh gegen 6 Uhr, sein thatenreiches Leben.

Kleist war ein Mann von großem, kräftigen Körperbau, welchen in seinen spätern Jahren eine männliche Wohlbeleibtheit schmückte; die dauerhafte Gesundheit, deren er sich stets zu erfreuen hatte, wurde erst bei seinem mehr vorgerückten Alter durch Unterleibsbeschwerden gestört, welche sich zuerst gegen das Ende des Jahres 1814, und vorzüglich während seines Aufenthalts in Aachen, heftiger offenbarten.

Er war im häuslichen Leben, was er im öffentlichen war; seine offenen und edlen Gesichtszüge trugen das Gepräge seines Characters, sie bezeichneten in ihm den Mann, der er war, von fleckenloser Reinheit, voll Güte, Treue und Herzlichkeit, edel, wohlthätig und mild. Der Name, den er trug, war schon durch seine früheren Vorfahren ein Lobspruch geworden; er hat ihn schöner und glänzender dem Sohne überliefert, dem er das Erbe eines großen und edlen Beispiels hinterläßt. Preußen wird seinen Namen stets mit Liebe und Dankbarkeit nennen.

Am 17. Februar wurde Kleists Leiche auf das Feierlichste in dem Gewölbe der Garnisonkirche zu Berlin, wo jetzt nur die verdientesten Männer eine Ruhestätte erhalten, unter dreimaliger Salve der Infanterie und des Geschützes, beigesetzt, nachdem ihm der Garnisonprediger Ziehe eine angemessene Trauerrede gehalten hatte. — Noch ist es nicht bekannt, ob und wie der König auch diesem verdienten Generale ein öffentliches Ehrendenkmal setzen wird; aber schon seit einigen Jahren prangt seine Büste, aus Bronze, nach dem Modell von Rauch, unter den übrigen ausgezeichneten Feldherren des Befreiungskrieges, in dem Lustgarten zu Potsdam.

Was Kleist den Bewohnern der Provinz Sachsen, und ganz vorzüglich von Merseburg, wo er

bis zum Jahre 1820 seinen Sitz hatte, gewesen ist, mag folgende öffentliche Bekanntmachung der Behörde und Bürgerschaft dieser Stadt, vom 18. März 1823, beweisen:

„Selten hat uns ein unglückliches Ereigniß so tief und schmerzhaft bewegt, als der Tod des General-Feldmarschalls Grafen Kleist von Nollendorf.

Nach einem blutigen, verhängnißvollen Kriege versetzte ihn ein gütiges Geschick in unsere Mitte, und, so lange er unter uns weilte, war er ein freundlicher, hilfreicher Vater der Armen, und ein wohlwollender, theilnehmender Freund der Glücklichen, wie der Bedrängten. Er säete Liebe und erntete Liebe, und in einer ganzen Provinz schlug vielleicht kein Herz, das den seltenen Werth des edlen Mannes nicht erkannt und tief und innig empfunden hätte.

Die Trauer war daher allgemein, als er aus einem Verhältnisse ausschied, in welchem er so segensreich gewirkt hatte. Wir ahnten nicht, daß den Thränen, welche seinem Abschiede flossen, bald ungleich schmerzlichere, die Thränen über eine lange dauernde Trennung folgen würden.

Aber so lange wir athmen, wird das Andenken an den werthen Verblichenen in unseren Seelen fortleben, und der Name Kleist wird noch von unseren Enkeln mit ehrerbietiger Liebe ausgesprochen werden.

Der Ruhm glänzender Waffenthaten ist ihm in's Grab gefolgt, aber er hat den Symbolen errungener Siege, die unvergänglich seine Schläfe schmücken, auch die Bürgerkrone zugesellt, und ist so geschieden in dem zwiefachen Schmucke eines Helden und eines Menschenfreundes.

Nur durch die treue, dankbare Bewahrung

seines Andenkens können wir darthun, daß wir seiner Freundlichkeit und seines Wohlwollens nicht ganz unwerth waren.

Darum sey es uns vergönnt, dem edlen Abgeschiedenen hier ein kleines Denkmal unseres Schmerzes, wie unserer Liebe, zu errichten, und die Heldengruft mit einer Blume zu zieren, die schmucklos und bescheiden neben dem wohlerworbenen Lorbeer steht, aber am Tage der Vergeltung von dem Ewigen nicht übersehen werden wird."

D. Johann Georg August Hacker,

erster evangelischer Hofprediger zu Dresden.

geb. den 24. Jan. 1762.
gest. den 21. Febr. 1823.

Wenn es unter die seltenen Glücksgüter des Himmels gerechnet werden darf, die allgemeine Liebe und Achtung ohne gefallsüchtige Characterschwäche und untreues Anschmiegen an jegliches Verhältniß, bei aller Freimüthigkeit und Gewissenstreue zu gewinnen; so zählen wir den Verewigten unter diese seltenen Glücklichen. In ihm erwies sich eine so liebliche Mischung von Ernst und Milde, von Würde und Herablassung, solch eine Fülle des Gemüths, gepaart mit Klarheit des geradsinnigen Geistes, daß, wer ihn persönlich kannte, oder seine Schriften las, ihn auch lieb gewann, um fortwährend sein Freund und Verehrer zu bleiben. Desto angelegentlicher mußte unser Bemühen dahin gerichtet seyn, seine wackeren Eigenthümlichkeiten erschöpfend darzustellen, um eines Theils den Erwartungen seiner Verehrer zu entsprechen, andern Theils, um ihn für diejenigen als einen würdigen Gegenstand reger Nacheiferung zu vergegenwärtigen, welche ihn bisher noch nicht näher kannten; doch glücklicher Weise sehen wir uns der, für entfernter Stehende so schwierigen, Lösung dieser Aufgabe enthoben, da man der Mei-

sterhand seines würdigen Amtsnachfolgers und Schwagers, Dr. Samuel Gottlieb Frisch zu Dresden, in einer lesenswerthen, zugleich mit seinem Bildnisse geschmückten Schrift *), ein seelenvolles Lebensgemälde verdankt. Ich habe mir, mit des Verfassers freundlicher Genehmigung, einen Auszug daraus zu entlehnen erlaubt, weil Mangel an Raum es nicht gestattet, jener Characteristik in ihrer trefflichen Wortfügung und anziehenden Ausführlichkeit wieder zu geben.

Johann Georg August Hacker, war den 24. Januar 1762 (nicht 1760 oder 1761 wie Einige, den Schuljahren zu Folge, berechnen wollen), zu Dresden unter den Drangsalen des siebenjährigen Krieges, dem Bürger und Bäckermeister, Johann Gottfried Hacker, geboren. Die Mutter, Juliane Dorothea geb. Junkerin, mußte sich einige Tage nach ihrer Entbindung in eine Gruft des böhmischen Kirchhofs flüchten, welche nachher eine Zeitlang die Begräbnißstätte der Familie wurde, glücklicherweise jedoch ohne nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Mutter und des Kindes. Die frommen, fleißigen und stille Häuslichkeit liebenden Aeltern erzogen ihre Kinder sehr sorgfältig und, als der Vater, da Hacker noch in Wittenberg studirte, an einem Schlagflusse starb, setzte die Mutter die Handthierung so umsichtsvoll als thätig fort, freundlich gegen jedermann und Kinder und Haus so treu und innig über alles liebend, daß sie in 16 Jahren Dresdens Ringmauern nicht ein Mal verlassen hatte.

Unter den 5 Geschwistern zeigte unser Hacker eine frühe Neigung zu den Wissenschaften, und seine braven Aeltern schonten selbst bei vermindertem Ver-

*) Zum Andenken D. Johann Georg August Hackers, Dresden 1823, in der Waltherschen Hofbuchhandlung.

mögen den dafür nöthigen Aufwand nicht, sondern übergaben den fähigen Knaben der besondern Obhut des damaligen Regens auf der Creuzschule zu Dresden, nachherigem Diaconus an der St. Annenkirche, Koch, durch dessen Bemühung und eignen Fleiß es Hacker dahin brachte, im 14. Jahre in die 2. Classe der Creuzschule eintreten und im 18. Lebensjahre, Ostern 1778, die Universität Wittenberg beziehen zu können. Hier hörte er Hiller, Schröckh und Tittmann, am fleißigsten aber wohnte er den theologischen und homiletischen Vorlesungen, so wie den Disputirübungen Reinhards, damaligen außerordentlichen Professors der Philosophie, bei, und benutzte, im Verein mit einigen vermögenden Studiosen, selbst die Privatissima desselben. Eine wissenschaftliche ernste Benutzung der Universitätsjahre, Klarheit im Denken, Schärfe in Entwickelung der Begriffe, und Fertigkeit im lateinischen Sprechen, waren der wohlthätige Erfolg davon, was er auch bei seinem Abgange von Wittenberg, durch die Vertheidigung einer selbstgefertigten Dissertation bewies *). Ohne hinreichende Unterstützung verließ er nach 3 Jahren Wittenberg wieder und kam Ostern 1784 als Hofmeister in das Haus eines Herrn von Vieth, übernahm 2 Jahre darauf, vom damaligen Superintendent zu Dresden, Dr. Rehkopf empfohlen, die Leitung des Stiefsohns eines Gutsbesitzers, Namens Bünewerg, in Freiberg, sehnte sich aber, so freundliche Aufnahme auch überall seine geselligen Talente, Fertigkeit auf dem Clavier und im Gesang und die übrigen gehaltvollen Eigenschaften fanden, wieder aus einem Kreise heraus, in dem er nicht zu eigner voller Zufriedenheit

*) Imago vitae morumque Socratis. Vitebergae, 1781. 4.

wirken durfte und konnte. Er predigte hier öfters und mit vielem Beifalle. Erst 22½ Jahr alt kam er als Prediger des Zucht- und Armenhauses nach Torgau, eine schwierige Stelle für einen jungen unerfahrnen Mann, da es hier galt, Lehrer und Seelsorger der Sträflinge, Seelenarzt von beinahe 400 Gemüthskranken zu seyn und sich in gehöriger Stellung gegen den Hausverwalter und die übrigen Beamten zu erhalten. Sein richtiger Lebensblick und die gemüthliche Tiefe seines freundlichen Herzens gewannen ihm bald die Liebe der Umgebungen und ein freundliches Vertrautseyn mit der neuen Lebenslage. Mit besonderer Herzlichkeit nahm er sich der Neueintretenden in diese Anstalt an, und die Rohesten fühlten sich durch das Männliche in seinem Wesen, das Imponirende in seinem Ton, und das Gefällige seines Aeußeren in Schranken gehalten oder innig angezogen; ein Freund der Unglücklichen, wurde er auch von den Hausbeamten geachtet. Vorzüglichen Fleiß verwendete er auf seine Predigten, die um so schwieriger waren, als er den zwiefachen Forderungen der in Menge herbeiströmenden Einwohner, so wie der in Bildung und Gefühl ungleich tiefer stehenden Sträflinge Genüge zu leisten hatte. Das allgemeine Wohlwollen, das ihm selbst von Seiten der Commissarien des Hauses wurde, erleichterte ihm auch die Einführung des neuen freiberger Gesangbuchs. In dieser Zeit, Febr. 1785, verehelichte er sich mit der zweiten Tochter des damaligen Amtspredigers zu St. Petri M. Frisch, Charlotte Wilhelmine, die ihm den ersten und einzigen Sohn gebar. Das Kind starb aber noch im Wochenbette der Mutter, und diese, die schon ohnedieß körperlich litt und von diesem Verluste tief niedergebeugt worden war, wurde noch durch das unvermuthete Erscheinen einer, der Aufsicht entschlüpften, Irren auf ein hartes Kran-

kenlager geworfen. Dieser Umstand, so wie Liebe zur Geselligkeit und gastfreundliche Verbindungen erschwerten das Auskommen, und er sah mit Verlangen einer günstigern Versorgung entgegen, mit der er sich zugleich etwas mehr Muße für die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Studien wünschte. Hier ließ er indeß noch seine erste ascetische Schrift drucken *). Den durch den Militair-Gouverneur von Dresden, General von Riedesel erhaltenen Ruf als Prediger-Substitut bei der dasigen Garnison-Kirche nahm er mit Freuden, wenn auch äußerlich nicht verbessert, doch in der Hoffnung an, seine Familie genießen zu können; aber bald starb die älteste Schwester, darauf die geliebte Mutter, endlich die jüngere Schwester mit dem Gatten, und ein Bruder ward außerhalb Dresden versorgt. Hier wurden ihm jedoch, zur Vermehrung seiner häuslichen Freuden, mehrere Töchter geboren. So anstrengend auch das Predigen in einem geräumigen aber zu niedrigen Saale des Zuchthauses bei ungewöhnlich zuströmender Menge der Zuhörer war; so überwand H. doch glücklich diese Schwierigkeit, verrichtete sein Amt mit gewissenhaftem Eifer, memorirte treu die fleißig ausgearbeiteten Predigten, und sprach mit Anstand und sonorer Stimme, anfangs ein wenig manierirend. Die, damals nur bei dieser Gemeinde in Dresden eingeführte, öffentliche Beichte richtete er so würdevoll und herzerhebend ein, daß der Antheil sich mehrte und unvermerkt die Familienbeichten eingeführt wurden. Hier regte sich in ihm auch auf's Neue die literärische Thätigkeit, auf welche die Berufung seines ehemaligen Lehrers Reinhard, 1792 als Oberhofprediger

*) Morgen- und Abendgebete für Zuchthausgefangene. Torgau 8. 1789.

nach Dresden vortheilhaft einwirkte. Mit freundlicher Liebe übernahm er für diesen manche kleine, doch lästige Geschäfte, trat mit Reinhard in genauere freundschaftliche Verbindung und übte sich fortwährend im lateinisch Sprechen über wissenschaftliche Genstände. Seinen wackern Leistungen, wie Reinhards besonderer Freundschaft verdankte er schon in seinem 35. Jahre, nach dem Tode des evangelischen Hofpredigers, M. Gehe, 1796 die Anstellung als zweiter, ja noch vor Ende desselben Jahrs, nach M. Raschigs Tode, als erster Hofprediger. Von Reinhards ausgezeichnetem Predigertalente überstralt, verlor er doch nicht die Achtung und Liebe des Publicums, und seinen Casualreden bei Taufen, Confirmationen, Trauungen und Begräbnissen, besonders aber vor dem Genusse des Abendmahls, ertheilten selbst Hochgebildete die innigste und andächtigste Werthschätzung, durch welche erfreuliche Anerkennung er denn auch bewogen wurde, einige Predigten drucken zu lassen *). Die Kranken besuchte er emsig und war ihnen ein freundlicher Tröster, obgleich dieses Amtsgeschäft in Dresden, bei der Größe der Stadt und der Höhe der Häuser, sehr angreifend ist; Theilnehmer, Berather und Versöhner in vielen Familienangelegenheiten ward

---

*) So erschienen: Erinnerungen und Ermunterungen, die uns von dem scheidenden Jahrhunderte gegeben werden. Waltherſche Hofbuchhandlung 1801. Wie wir die Schonung zu betrachten haben, die uns Gott unter den Stürmen der Zeit vor so vielen Tausenden unserer Brüder hat erfahren lassen. Bei Gerlach 1807. Erinnerungen an die Erweisungen der Vaterhuld Gottes unter den Drangsalen des scheidenden Jahres. Bei Hartknoch 1809. Gott gibt der guten Sache, wenn sie auch schon zu erliegen scheint, den Sieg. Bei Hartknoch 1814. Wie wir die frohe Erinnerung an die funfzigjährige Regierung unsers Königs durch die Religion heiligen. Dresden 1819.

er auch von manchen ihn innig Liebenden in ihren Vermächtnissen bedacht und Jung und Alt bezeigte ihm die größte Anhänglichkeit. Seine so sehr beliebten „Abendmahlsreden in Familien aus den gebildeten Ständen, Freiberg bei Craz und Gerrlach 1801, 2s. Bdch. 1802, erlebten, ersteres 1810, letzteres 1816 eine neue Auflage. Bei Gelegenheit des Jubelfestes der Universität Wittenberg 1802, nahm er, durch Reinhard bewogen, die Doctorwürde der Theologie an und schrieb in Eile seine Dissertation *). Durch die gute Aufnahme obiger Reden ermuntert, gab er 1806 in einer Reihe von mehreren Bänden Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildeten Ständen, heraus. Die Sammlung, meist aus Beiträgen von ihm, Reinhard und D. Frisch bestehend, wuchs zu 6 mäßigen Bänden an, 1806 bis 1809. Leipzig, bei Joh. Fr. Hartknoch, beide erste Bändchen neu aufgelegt 1818 und 1821. Auch stand er einem Vereine mehrerer Candidaten des Predigtamts vor, welche unter seiner speciellen Aufsicht wöchentlich 2 Stunden lang Unterredungen über theologische Gegenstände in lateinischer Sprache anstellten, und Aufsätze, exegetischen und theologischen Inhalts, niederschrieben **). Mit Verehrung hingen jene Jünger

*) Unter dem Titel: De descensu ad inferos. 1. Petr. III. 19. 20. ad provinciam Messiae demandatam referendo. Dissertatio exegetico-historica. Dresdae 1802, literis Meinholdianis et Wernerianis.

**) Näheres darüber in einer Gratulationsschrift zu Hackers Geburtstage, im Jahre 1808, von einem Mitgliede dieser Gesellschaft. (M. Fr. Gottlob Sauppe, Pastor zu Burckhardswalde). Sie führte den Titel: Observationes super histor. Lazari in vitam per Jesum revocati. Dresdae 1808. typis Gaertneri, 8.

an ihrem Präses, der ihnen durch die Klarheit seines Geistes und seinen practischen Blick, ja! mit Aufopferung nützlich zu werden suchte. Diese treffliche Verbindung dauerte bis zum Ende des Kriegsjahres 1812. Im J. 1814 entstand ein neuer Verein von Candidaten der Theologie, welcher sich namentlich das Vorlesen von Predigten und Unterhaltungen über theologische Gegenstände, ebenfalls unter seiner Aufsicht, zum nächsten Vorwurf machte, und sich nach Hackers Tode unter der Leitung seines würdigen Amtsnachfolgers eines glücklichen Fortganges erfreu't. Die heitern häuslichen Verhältnisse sollten sich aber nicht so ungetrübt erhalten. Der Gatte seiner dritten Tochter, Diaconus Siebel in Dippoldiswalda, verfiel in eine auszehrende Krankheit, und starb nach 15 monatlichen Leiden. Das erstgeborne Kind, das unter dem kummervollen Herzen der Mutter genährt worden war, war ihm schon vorangegangen. Zwar verheirathete sie sich zum zweiten Mal an den Ober-Consistorialrath Rittler, aber ein heftiges verzehrendes Fieber endete früh ihr jugendliches Leben. Schwer erkrankt nahmen sie die Aeltern in dem Schreckensjahre 1813 in ihre, mit großem Verluste veränderte Wohnung auf, und zu den Aengsten um ihr Leben gesellte sich auch noch die Gefahr der Bestürmung Dresdens. Die älteste Tochter hatte sich ebenfalls mit ihren Kindern vom Lande in die Stadt geflüchtet, während ihr Gatte von seinem Berufe auf einem Dorfe unmittelbar hinter den Linien der Kämpfenden zurückgehalten wurde. Von da an ward die Gesundheit, Geisteskraft und Lebenslust der treuen Gattin Hackers tief erschüttert und sie erholte sich nie wieder. Ihre jüngste Tochter fiel in eine schwere Krankheit, sie selbst ward von einem wildlaufenden Menschen überrannt und

sehr beschädigt und einem Kinde der ältesten Tochter folgte bald eine sehr wohlgebildete Schwester, die von den Großältern mit besonderer Liebe gepflegt worden war, nach. Die vierte Tochter verehelichte sich zwar glücklich mit dem damaligen Diaconus in Pirna, Otto, doch verfiel die Mutter in immer größere Kränklichkeit. Dazu kam schon früher das leidensvolle Ende des verehrten Freundes und Collegen Reinhard, den 6. Septbr. 1812, und überdieß häuften sich die Arbeiten des tief Betrübten, wie seine an Reinhards Grabe gehaltene Rede bezeugt *). Zwei Jahre hindurch blieb Dresden das Hauptdepot der französischen Armee, es ward belagert, beschossen, zum Bivouak, zum Lazareth, zum Stall, ja zum gefahrvollsten Wohnorte. Wie drückend waren damals nicht die häufigen Krankenbesuche; doch blieb er glücklicher Weise von Ansteckung vom pestartigen Fieber befreit. Nach und nach fing aber doch seine kräftige Gesundheit an, wankend zu werden, und die häuslichen Bedrängnisse mehrten das Uebel. Im Sommer 1815 hielt er sich zu Tharand auf, und er ward hier nicht nur vom Schwindel, heftigem Blutandrang und von Schmerzen auf der einen Seite des Unterleibes befallen, sondern er fühlte sogar eine schlagartige Anwandlung, doch erholte er sich einigermaßen wieder, und zeigte sich in seinen Amtsgeschäften, so wie in schriftstellerischen Arbeiten sehr thätig. So ward er während des Kriegselendes zum Communrepräsentanten, zum Einsammler von Beiträgen, zum Secretair der, seit 1814, zusammengetretenen Bibelgesellschaft für den Wittenberger Kreis ernannt, und thätig wirkte er bei

---

*) Worte an Reinhards Grabe. Dresden 1812 bei Arnold.

der menschenfreundlichen Gesellschaft zu Rath und That, wie bei dem Vereine zur Heilung von Augenkranken, unter vielen und anstrengenden Bemühungen. Die schon im J. 1804 begonnenen „ausführlicheren Predigtentwürfe über gewöhnliche sonntägige und über freie Texte" setzte er bis 1813 fort, wo das sechste und letzte Bändchen (bei Hartknoch) erschien. Seine Entwürfe über die im J. 1810 zum ersten Male für alle Kirchen in den königl. sächs. Landen vorgeschriebenen Texte waren um so schätzbarer, als er die Hauptgedanken der, über den größten Theil jener Schriftstellen von Reinhard gehaltenen, Predigten voranstellten durfte *). Auch lieferte er, auf Reinhards Bitte, der aus Kränklichkeit ein Gesuch darum ausgeschlagen hatte, ein Communionbuch, davon er auf dem Krankenlager in den letzten Monaten d. J. 1812 eine neue Ausgabe besorgte **). Noch übernahm er 1813 die Herausgabe des letzten Jahrgangs der Reinhard'schen Predigten und dessen Uebersetzung der Psalmen, so wie er aus den noch ungedruckten Predigten desselben 4 Bände: über die sonn- und festtägigen Evangelien des ganzen Jahres zur häuslichen Erbauung, zusammenstellte und endlich gab er noch die eigenen Entwürfe zu Predigten und vollständige kleine Amtsreden in 6 Sammlungen (1816—1821), worin noch 3 Abendmahlsreden von Reinhard ent-

*) Entwürfe und Andeutungen zu einer fruchtbaren Benutzung der Abschnitte der heiligen Schrift, welche im J. 1811 in den Kirchen der königl. sächs. Lande erklärt werden sollen. 4 Hefte. Dresden und Leipzig bei Hartknoch.

**) Communionbuch für Personen aus den gebildeten Ständen. Zweite verbesserte Auflage. Stuttgard bei Löflund 1822 mit 1 Kpf.

halten sind, im Verein mit D. Frisch in Druck. Auch war er ein thätiger Mitarbeiter an der leipziger Literaturzeitung. Dieß alles geschah unter den Zerstreuungen einer Hauptstadt, unter häufigen Freundschafts- und Krankenbesuchen und dem mühsamen Abschreiben seiner, anfangs nur auf ein Octavblatt geschriebenen, Predigten, welche doch immer drei Viertelstunden dauerten, und dabei führte er noch einen bedeutenden, wenn auch kurzgefaßten Briefwechsel, besonders wegen vielfältiger Gesuche um Hofmeister, wo er nicht immer den gebührenden Lohn für seine Dienstfertigkeit erntete. Dabei verwaltete er so pünktlich sein Amt, daß er nur während seiner Badereisen 1819 und 1820 für sich predigen ließ. Wurde er nun gleich durch solche Arbeitsamkeit von traurigen Gedanken abgezogen; so wurde er doch ernster und zurückgezogener, besonders seit dem langsamen Dahinsterben seiner Tochter. Auch stellten sich im Winter $\frac{1818}{1819}$ manche Krankheitszufälle ein: Unterleibsbeschwerden, Wallung des Blutes, Brausen vor dem Ohr, selbst ein Unvermögen zu sehen, daher er den, auf der Canzel zu verlesenden, Text auswendig zu lernen pflegte, und Zittern durch den ganzen Körper. Neujahr 1819 hörte er sich nicht mehr reden, vernahm er Orgel und Gesang nicht mehr. Die zunehmende Kränklichkeit der Gattin machte den Besuch des töplitzer Bades nothwendig; er benutzte Carlsbad. Die ungünstige Witterung hatte das Leiden der Gattin vermehrt, Sommer, Herbst und Winter brachte sie unter schmerzlichen Leiden zu, und ihr langsamer Tod erfolgte in der arbeitvollsten Woche, die ihn von früh bis Nachmittag in der Kirche festhielt. Fast die ganze Charwoche hindurch kämpfte sie mit dem Tode, endete aber erst am 22. April, als am 3. Osterfeiertage, 1820. Mit christlicher Ergebung

trug H. den Verlust der Gattin, mit welcher er 35 Jahre einmüthig gelebt hatte; sie war ihm eine wackre Hausfrau, würdige Freundin und Mutter und stille Dulderin gewesen und um so gerechter war sein Schmerz. Das Leben verlor für ihn seinen Reiz, trüber wurde sein Sinn und zeigte höchstens den äußern Anschein von Heiterkeit; nur das sorglose Spiel seiner Enkel konnte den tiefen Ernst und die Sehnsucht nach der Verklärten auf Augenblicke verscheuchen. Ob auch Carlsbad wohl gethan hatte; so führte das Frühjahr doch die alten Beschwerden zurück. Der nochmalige Gebrauch des Bades bewirkte einigen guten Erfolg, aber das bewegliche Nervenspiel in allen Theilen des Körpers dauerte fort, so wie die größre Empfänglichkeit für unangenehme Eindrücke. Der Tod eines Kindes des Director Otto, der frühere Verlust und die, durch die Krankheit und den Tod seines Specialcollegen des Hofprediger M. Jacobi, vermehrten Amtsarbeiten förderten die Ausbildung des krankhaften Zustandes. Mitte Decembers befiel ihn ein hartnäckiger Catharr. Eines Morgens, im März 1821 zeigte sich bei'm Husten Blutauswurf, den zwar die Aerzte für Hämorrhoiden hielten, doch kehrte er den ersten Pfingstfeiertag in der Sacristei stärker zurück. Auf Verlangen der Aerzte, aber gegen seinen Wunsch, brauchte er den Carlsbader Sprudel, und er kehrte kräftiger zur Vaterstadt zurück. Doch bald wurde seine Stimme rauh und Predigen weckte den Husten. Den 1. Sept., an einem Sonntage, hielt er mit Pünktlichkeit einige Beichtreden, Nachmittags seine letzte Predigt, denn Abends, da sich Verwandte und Freunde zu einem fröhlichen Mahle bei ihm eingefunden hatten, trat der Bluthusten ein und hielt nun an. Die Geschicklichkeit der Aerzte, die liebevolle Pflege der drei bei

dem Vater lebenden Töchter, suchte möglichst dem Uebel zu wehren, doch ahnte er seinen Tod und er sagte mit Ruhe: „ich habe freilich nicht gewünscht, mein Leben auszuhusten, aber, wenn es nicht anders seyn kann, so muß ich mir's gefallen lassen." „Aus mir wird nichts," erwiderte er mehreren besuchenden Freunden, „es ist eine alte Regel: ubi sanguis, ibi pus." Ruhig, jedoch eine, vielleicht Jahre lang anhaltende Auszehrung fürchtend, sah er seinem Ende entgegen, ordnete das Nöthige für die Seinigen und sein kleines Vermögen und mied, wie schon früher, jetzt um so sorgfältiger jede starke Rührung. Im fünften Monat wuchs die Krankheit sichtbar und, mehr über Unthätigkeit, als über Schmerzen klagend, entschlief er den 21. Februar 1823 früh gegen 2 Uhr im angetretenen 62. Lebensjahre. — Noch einmal schwebe das Bild des Geschiedenen vor unsern Augen. Er war ein langer, wohlgebildeter, fast hagerer Mann, mit einem sprechenden Gesichte und gefälliger Haltung, rasch und kräftig in Gang und Bewegung. Seine Geisteskräfte waren wohlgeordnet, doch war die Phantasie etwas zu beweglich, weil sie durch manche erlebte Unfälle ungewöhnlich angeregt worden war. Schnell fassend hielt er einen Gedanken fest, auch unter mancherlei Störungen. So entwarf er sich vom Sonntag Nachmittag an, dann die folgenden Morgen bei'm Rauchen einer Pfeife im Großvaterstuhl, auch unter dem Geräusch der Familie, die nächste Predigt, Thema, Abtheilungen und Unterabtheilungen, und schnell war sie ohne große Aenderung niedergeschrieben und bei'm zweiten oder dritten Male Durchlesen Wort für Wort in's Gedächtniß gefaßt; für Namen, Orte, Zahlen und Reihen von Begebenheiten aber war es schwach. Scharf war seine Beobachtungsgabe und fein und

richtig sein Urtheil, wenn die Phantasie nicht irre leitete. Sein Ausdruck war gemessen, schlicht, ohne Blumen, die Rede sanft, oft warm, doch nie feurig und fern von aller Künstelei. Seine wenig lebendigen Gebete näherten sich mehr den Betrachtungen. Die angeborne Heftigkeit fürchtend, wachte er über den Ausbruch der Gefühle, und behauptete die äußere Ruhe. Auf den Ruhm eines vorzüglichen Gelehrten machte er keinen Anspruch, doch war er mit den Erscheinungen der literärischen Welt nicht unbekannt; er sammelte gründliche Kenntnisse, und hielt sich fest bei dem schwankenden Kreislauf der Meinungen, und noch so glänzenden Neuerungen. Sein klarer, nach Licht strebender, Geist reichte den Zuhörern gern gesunde, kräftige Nahrung; denn, ihre sittlichen Kräfte zu stärken, das Gemüth zu erheben, einen thätigen Eifer für das Gute und Heilige zu fördern, war sein eifriges Bemühn, das ihm, bei seiner natürlichen Wohlberedenheit, nicht selten gelang. Ein vorzüglicher Seelsorger; als Freund, Lehrer, Rathgeber häufig gesucht, den Kranken ein treuer Seelenarzt; eifrig bemüht, die Confirmanden von Weihnachten bis Ostern vorzubereiten, was zahlreiche Zöglinge ihm noch innig Dank wissen. So treu lebte er seinem Berufe, daß er seine Hauptsorge auf dem Krankenbette blieb und offen erklärte er, man müsse einer Gemeinde keinen stumpfgewordenen Lehrer zumuthen, warum er sich denn auch einen Amtsgehilfen erbat, jedoch sein schnelles Ende machte jenen entbehrlich. Ueber Gegenstände des geselligen Lebens, Tagesbegebenheiten, fehlerhafte Sitten, Gebräuche und Anstalten, kirchliche Angelegenheiten, Parteien, über Vorurtheile und Verirrungen sprach er sich freimüthig selbst auf der Canzel, aus. Entschieden war er gegen

alle separatistischen Zusammenkünfte oder Conventikel, gegen die Bekehrung der Juden, gegen das Ausgeben von Tractätchen und selbst an dem Missionswesen mißfiel ihm Manches. Die letzte Predigt, welche er abdrucken ließ *), bezeichnet seine Meinung und die Gründe derselben mit einer an Eifer grenzenden Lebendigkeit. Je aufrichtiger und inniger seine Verehrung des reinen evangelischen Christenthums war, je länger er für Anwendung desselben auf's Leben gewirkt hatte, um desto stärker erklärte er sich gegen alles absichtliche Helldunkel, gegen alle Verfinsterungsversuche und gegen alle zur Schau getragene und in eigen festgehaltenen Ausdrücken sich äußernde Frömmigkeit. Bei all dieser freimüthigen Wahrheitsliebe übte er ein ungeschwächtes Wohlwollen und die eifrigste Dienstwilligkeit auch gegen diejenigen, deren Meinungen er nicht beipflichtete, wie er überhaupt im Rufe großer Verträglichkeit stand. Höchst uneigennützig in allen Leistungen, übernahm er Besorgungen von Hofmeistern, Anstellungen junger Leute mit vieler Aufopferung von Zeit, ja! öfters mit nicht geringen Unannehmlichkeiten. Kein Hilfsbedürftiger flehte ihn vergeblich an, dem Verlegenen suchte er irgend einen Weg zur Abhilfe seiner Noth zu eröffnen, und seine Umstände zu verbessern. Er reichte Geldunterstützungen, besonders für gemeinnützige Endzwecke, mit einer Freigebigkeit, die nicht öconomisch

---

*) Daß der Sache Jesu nichts mehr schade, als ein unwürdiges Verhalten seiner Bekenner und angeblichen Freunde. Eine Predigt am Sonntage Jubilate über die gewöhnliche Epistel, gehalten von Dr. J. G. A. Hacker. Dresden bei Arnold, 1822.



rechnete, unterstützte anhaltend arme Verwandte, sie mochten seiner oder seiner Frauen Familie angehören, auf die ausgezeichnetste und anspruchsloseste Weise, und übte fast mehr aus Wohlwollen und Freigebigkeit eine ungewöhnliche Gastfreundschaft in seinem Hause, die man hier und da in Berücksichtigung seiner großen Familie tadelte. — Mag es da befremden, wenn sich ein, mit solchen Vorzügen des Geistes und Gemüthes begabter, Mann der allgemeinen Liebe, Achtung und Auszeichnung erfreuen durfte, und wenn sein Erkranken innige Theilnahme erregte? Die Diener der angesehensten Familien, Männer und Frauen von jedem Stande und Alter holten unablässig Nachricht ein von seinem Befinden, während des ganzen Halbjahrs seiner auszehrenden Krankheit; man scheute das beschwerliche Steigen der dunkelen Treppen nicht, um nur zu hören, wie es um den Leidenden stehe, und doch erregte der so lange vorbereitete Tod tiefe Trauer und allgemeine Theilnahme mit rührender Aufrichtigkeit und Wärme. Nach seiner eignen Anordnung, da sonst sein Begräbniß wohl eines der glänzendsten in Dresden geworden wäre, ward er im Stillen, doch würdevoll und mit einigen Worten aus tief bewegtem Gemüthe des würdigen Freundes und Schwagers bestattet, nachdem Sonntags zuvor Oberhofprediger D. Ammon auf eine so ergreifende als ehrenvolle Weise die Ankündigung seines Todes seiner Predigt einverleibt hatte. In der Abendzeitung und dem literärischen Mercur wurde sein Verlust in Gedichten beklagt. Auch die höchsten Collegien gaben ihre achtungsvolle Meinung von dem Verewigten zu erkennen, indem sie für die drei unverehlicht hinterlassenen Töchter möglichste Sorge trugen. Wo

das Seyn und Wirken des Daheimgegangenen sich so klar und lebendig ausspricht, verstummet jede fernere Bemerkung des Biographen, denn Niemand wird wohl ohne Rührung und wohlthuende Belehrung von dem Hinblick auf ein Leben scheiden, dessen Wirken zwar nicht umfassend und geräuschvoll, doch desto treuer und inniger war, wie vom Himmel stille Ergießungen herabträufeln, um den Erdboden mit nachhaltiger Kraft zu befruchten.

Salomon Friedrich Merkel,

kurfürstl. Hessen-Casselscher Obergerichtsanwald.

geb. den 13. Februar 1760.
gest. den 21. Febr. 1823.

In so fern dieses Werk dem Andenken an solche Verewigte ebenfalls gewidmet ist, welche zwar nicht eine weltbürgerliche Wichtigkeit erlangt, wohl aber in einem beschränktern Kreise durch Geistesthätigkeit und Herzensgüte sich ausgezeichnet haben; so glaubt man, den nachfolgenden Umriß von dem Leben eines in dieser Hinsicht sehr achtungswerthen Mannes nicht vorenthalten zu dürfen.

Salomon Friedrich Merkel, geboren zu Schmalkalden den 13. Februar 1760, hatte den dasigen Doctor der Arzneiwissenschaft, Christian Merkel, und Sophie, geb. Habicht, zu Aeltern. Eine jüngere Schwester verlor er nach wenigen Jahren. Da er das einzige Kind seiner Aeltern blieb, und diese Vermögen besaßen; so verwandten sie die größte Sorgfalt auf seine Erziehung. Besonders hatte seine Mutter, eine vorzügliche Frau, von welcher er noch als Greis mit wahrhaft kindlicher Ehrfurcht sprach, Einfluß darauf, während der Vater, dem Anscheine nach, mehr seiner Wissenschaft lebte. (S. seinen Namen in Meusel's Gelehrt. Lex.). Es bestätigt sich demnach wenigstens in diesem Falle Iselins Ausspruch: „Un„ter zehn, welche sich durch Rechtschaffenheit und

„Tugend ausgezeichnet, haben immer neun davon „dieses ihren Müttern zu danken."

Den ersten Unterricht empfing er in der lutherischen Schule seiner Geburtsstadt. Zugleich ertheilte ihm, vielleicht durch die Hoffnungen, welche er erregte, angezogen, der Conrector der Schule unaufgefordert Privatunterricht. Diesen genoß er auch bei dem trefflichen Vierling daselbst auf dem Claviere, er konnte jedoch eine Zeitlang der Musik keinen Geschmack abgewinnen, bis sich endlich der Sinn dafür in ihm aufschloß. Nun gelang es seinem Lehrer in kurzer Zeit, einen Theil seiner zarten Behandlung jenes Instrumentes auf den Schüler über zu tragen, so, daß Merkel, nachdem sein Spiel zu einer nicht unbedeutenden Fertigkeit gediehen war, dadurch noch bis in sein spätes Alter sich und Andere im Kreise seiner Familie und vertrauter Freunde erheiterte. Besonders überließ er sich dabei gern dem Phantasiren, und besaß die Gabe, darin seine Empfindungen sehr ausdrucksvoll zu schildern. Während seines Knabenalters war er sehr kränklich. Erst als Jüngling gewann er eine feste Gesundheit, und erfreute sich ihrer in einem vorzüglichen Grade bis zu seiner letzten Lebensperiode. Nachdem er confirmirt worden war, sandten ihn seine Aeltern auf das Pädagogium nach Halle, eine der Stiftungen des edlen Menschenfreundes Franke. Anfangs jedoch wurde ihm der dasige Aufenthalt, durch seine allerdings unangenehme schmalkalder Aussprache, verbittert. Es kostete ihm große Anstrengung, sich davon zu befreien; nachdem es ihm aber gelungen, war dieß eine Veranlassung mehr für ihn, seiner Muttersprache besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in jener Lehranstalt, für welche er stets eine dankbare Vorliebe

behielt, widmete er sich nun der Rechtswissenschaft. Zu dem Ende verweilte er noch ein halbes Jahr auf der Universität zu Halle. Hier knüpfte er ein enges Freundschaftsband mit dem bekannten jovialen Arzte Junker. Von Halle begab er sich sodann, gegen das Jahr 1779, — genau kann der Zeitpunct nicht angeführt werden, indem darüber, so wie über mehrere Umstände, die hinterlassenen Papiere den gewünschten Aufschluß noch nicht gegeben haben — auf die vaterländische Universität Rinteln, welche damals mit den tüchtigen Rechtslehrern Möckert, Wippermann (in dessen Hause er wohnte) u. A., besetzt war.

Einer der fleißigsten Studenten daselbst, scheute er gleichwohl nicht, hin und wieder einen humoristischen Scherz, wobei er besonders durch die Gabe, aus dem Stegreife in Reimen zu reden, den Kreis seiner Freunde häufig vergnügte. Fern dabei von aller Anmaßung, war er einer der beliebtesten in demselben, und er hatte überhaupt das Glück, beinahe alle seine näheren Bekannten recht bald zu Freunden zu bekommen. Nach Vollendung eines dreijährigen Cursus bestand er nun in Rinteln seine öffentliche Prüfung, so rühmlich, daß die Beschreibung derselben durch einen Verwandten seiner Mutter, den Regierungsrath Habicht von Bückeburg, welcher von da nach Rinteln gereist war, um dem Examen beizuwohnen, in Schmalkalden große Freude erweckte. Merkel kehrte darauf nach Schmalkalden zurück. Allein noch war sein Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung nicht gestillt. Er entschloß sich deshalb, noch einmal eine Universität zu besuchen, und wählte Göttingen. Dahin zogen ihn besonders die großen Geister Pütter, Heyne, Schlözer und Bürger. Die practischen Uebungen, unter Pütter's Leitung, wa-

ren für ihn sehr belehrend, und ihnen verdankte er größtentheils seine nachherige Gewandtheit in Behandlung der verwickeltsten Rechtsstreite. Bei Heyne hörte er ein Privatissimum über Archäologie, welches ihm einen so großen Genuß gewährte, daß er noch spät mit Begeisterung davon sprach. Schlözer's Vorträge zogen ihn durch das Großartige ihres Inhaltes an, wenn gleich Einzelnes derselben hin und wieder eine komische Wirkung auf ihn geäußert zu haben scheint. So erzählte er zuweilen, daß Schlözer einst mit hohem Ernste und der feierlichsten Stimme begonnen habe: „Meine gnä„digen Herren Grafen! Verehrungswürdige Herren „Barone! Hochgeehrteste Herren! Es ist eine „Sünde und eine Schande, daß der König von „Frankreich — nicht Kaiser genannt wird" u. s. w.

Von Bürger's liebenswürdigem Character wurde auch Merkel angezogen, und bald zählte ihn Bürger zu denjenigen seiner Zuhörer, mit welchen er in ein freundschaftliches Verhältniß trat, das sich auch noch in Merkels bürgerliches Leben erstreckte.

Es wurde ihm sodann die Stelle eines Hofmeisters bei einem Sohne des Geheimenraths von Zanthier, damals zu Cassel, angetragen. Um dabei seine Studien in Göttingen, wo der junge Mann ebenfalls sich aufhielt, noch fortzusetzen, übernahm er die Leitung desselben. Mit der jedoch, nicht lange nachher, erfolgten Abreise seines Zöglings von Göttingen löste sich dieses Verhältniß wieder auf. Bald hierauf verließ nun auch Merkel die Universität Göttingen, um eine Anstellung als Sachwalter zu suchen. Es war seine Absicht, in dem hessischen Orte Wichmannshausen, damals der Sitz eines Patrimonialgerichtes, und der Wohnort eines seiner Freunde, sich niederzulassen. Um

sich die Erlaubniß hierzu zu erbitten, eilte er in die Hauptstadt; wider die Regel fand er das leipziger Thor derselben verschlossen, und vernahm, — der Landgraf (Friedrich) sey so eben verschieden. Es war mithin am 31. Oktober 1785. In Cassel änderte aber Merkel seinen Entschluß hinsichtlich seines Aufenthaltortes, indem er, nach dem Rathe eines der vorzüglichsten dasigen Anwälte, Cassel selbst dazu erwählte. Er bewarb sich um die eben vacante Untergerichts-Anwaltschaft, erhielt sie, und von nun an blieb Cassel sein Wohnort.

Der eingetretene Regierungswechsel eröffnete auch für ihn eine reiche Geschäftsquelle, indem sämmtliche Lehnsverhältnisse erneuert werden mußten, und die deshalb aus der Herrschaft Schmalkalden eingehenden Aufträge, beinahe ohne Ausnahme, unserm Merkel zukamen. Diese Geschäfte bildeten die Grundlage seiner, nachdem er nach einem halben Jahre Obergerichtsanwalt geworden war, bald so sehr sich ausdehnenden, Praxis, daß, dem Vernehmen nach, kaum ein Sachwalter vor ihm in Cassel eine umfassendere besessen hatte, und während der, ungefähr ein Vierteljahrhundert anhaltenden, Blüthe derselben wenige Rechtsstreite von Wichtigkeit bei einem dasigen Gerichte verhandelt wurden, ohne daß er nicht als Anwalt Theil daran genommen hätte. Es beehrten ihn mehrere Stiftungen und die Landesuniversität Marburg mit der Wahl zu ihrem Syndikus, die Nebenlinien des regierenden Hauses, und ein großer Theil hessischer Familien, mit der Ernennung zu ihrem lebenslänglichen Geschäftsführer, der General von Schlieffen zu Cassel mit der Uebertragung der Verwaltung seiner Patrimonialgerichtsbarkeit, und er erfreute sich überhaupt eines so allgemeinen Zutrauens des Publicums, daß er nicht selten einen

Auftrag schon aus dem Grunde ablehnen mußte, weil er ihn bereits von der Gegenpartei angenommen hatte. Nicht aber seine Geschicklichkeit allein, sondern auch hauptsächlich seine große Rechtlichkeit verschaffte ihm diesen ausgebreiteten Ruf. Sie schützte ihn gegen Uebertragungen ungerechter Sachen, und sicherte ihm das Vertrauen derjenigen, deren Geschäften er sich unterzogen hatte. Nie geschah dieß, sobald er sich von widerrechtlichen Absichten überzeugt hatte, und er nahm sich in einem solchen Falle zuweilen die Freiheit, ohne Ansehen der Person, dergleichen Unlauterkeiten sehr ernstlich zu rügen. Vermochte er durch einen Vergleich Gutes zu bewirken; so versäumte er dieß gewiß nie. Besonders zog er ihn bei Streitigkeiten unter Ehegatten auch selbst einem wahrscheinlich noch so günstigen Rechtsspruche vor. Dagegen war er ein eifriger Verfechter der Angelegenheiten, bei welchen es darauf ankam, mit Beharrlichkeit auf eine richtige Entscheidung zu dringen. Dabei bediente er sich häufig seiner natürlichen Waffen: Witz und Scharfsinn, so daß er oft damit einen außerdem sehr gefährlichen Gegner aus dem Felde schlug. Er verstand die Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen, und verwandte überhaupt auf seine Darstellungen vielen Fleiß. Dabei zogen ihn verwickelte Rechtsverhältnisse vorzüglich an, indem sie ihm häufig Gelegenheit zu interessanten Ausführungen boten. Mehrere derselben sind im Drucke erschienen. Die Punkte herauszuheben, welche Entscheidung erheischten, war sein Hauptaugenmerk, und eine bedeutende Erleichterung für den Richter, während der minder talentvolle Sachwalter, gewöhnlich durch die Masse der Sachumstände befangen, seine Vorträge großentheils mit Unerheblichkeiten anfüllt.

Gleich anfangs zeichnete sich Merkel durch sein Bestreben nach reiner Schreibart aus. Es kostete ihm wenig Ueberwindung, den buntscheckigen Mantel abzuwerfen, welcher den Kern schriftlicher Vorträge des Halbrechtsgelehrten häufig umhüllt. Eine, mit vielen lateinischen Redensarten und Wörtern verbrämte, Ausführung konnte ihn schon deshalb einigermaßen gegen ihren Inhalt einnehmen, weil er dabei oft eine desto größere Gedankenarmuth fand. Die vielseitige Bildung, welche er genossen hatte, vermochte auch bei ihm nicht lange die Ueberzeugung zurück zu halten, daß unsere herrliche Muttersprache durch Vermischung mit entbehrlichen Fremdwörtern entehrt werde.

Im Jahre 1787 verlor er seine gute Mutter, welche ihre Vermögensverhältnisse in Schmalkalden zurück gehalten hatten, und seine Verehrung für sie bewährte er durch eine kleine Druckschrift.

Das Jahr darauf verband er sich mit einer Tochter des, zu Herrenbreitungen verstorbenen, Justizbeamten Bauer. Ihr sanfter Character, und ihre zarte Empfänglichkeit für heitere Stimmung, machte ihn sehr glücklich. Namentlich verlebten Beide des Abends am Claviere bei Gesang und Spiel die angenehmsten Stunden, so wie es sich Merkel überhaupt zum Grundsatze gemacht hatte, den im Drange der Berufsgeschäfte verlebten Tag, wo möglich, mit einer Lieblingsbeschäftigung zu beschließen. So arbeitete er z. B. mehrmals des Abends in der Woche an einigen dramatischen Werken, zu deren Veröffentlichung jedoch, weil sie ihm noch immer nicht genügten, er sich nicht entschließen konnte, und einen großen Genuß fand er dabei, sich besonders eine sehr strenge Reimtheorie zu bilden, und sie darin zur Anwendung zu bringen. —

Das Eintreten der westphälischen Periode hatte auch auf seine Geschäftsverhältnisse einen großen Einfluß. Er mußte mit einer neuen Gesetzgebung sich vertraut machen, und seine Arbeiten nahmen eine, von der bisherigen gänzlich verschiedene, Form an. Hierzu kam für ihn insbesondere der Umstand, daß er sehr bald die Vertheidigung vieler der s. g. Verschwörung gegen den König Angeklagten vor einer, nur aus Franzosen bestehenden, Commission, welche bisher regelmäßig hatte — erschießen lassen, übertragen erhielt. Davon sich zurück zu ziehen — erlaubten ihm seine Grundsätze nicht, und er hatte dabei zuweilen so wenig Bedacht auf seine persönliche Sicherheit, daß er es nur besondern Umständen zu verdanken hatte, wenn er einzelnen Ausbrüchen heftigen Zorns und Unwillens der Zwingherren jener Zeit entging. So ließ ihn einst, nach einer solchen Vertheidigung, der König in der ersten Aufwallung vor sich entbieten; er entging aber diesem Ungewitter, weil er zufällig von dem deshalb Abgesandten nicht zu Hause angetroffen, und nachher die Sache vergessen wurde. Dagegen war Merkel der Regel nach so glücklich, die Angeschuldigten zu retten. Es gelang ihm dieß z. B. auch einmal hinsichtlich zweier Herren von W., welche der König selbsteigen bereits im Voraus verurtheilt hatte, allein der würdige, deutsche Gerichtshof, nach Merkel's Vertheidigung, gänzlich freisprach. Daß er sich dieses Glückes nicht auch hinsichtlich des, ebenfalls der Verschwörung angeklagten, Professors Sternberg von Marburg erfreuen durfte, machte einen lange dauernden, höchst betrübenden Eindruck auf ihn. Er hatte es dahin gebracht, daß von dem peinlichen Gerichte der Ausspruch geschah, Sternberg sey der Gnade des Königs empfohlen; allein dieser war unerbittlich,

und der Unglückliche wurde ein Opfer der Vaterlandsliebe!

Das Gebiet der Vertheidigungen in peinlichen Rechtssachen hatte überhaupt vielen Reiz für Merkel, und er wußte für seinen Schützling nicht allein den Verstand, sondern auch das Gemüth des Richters in Anspruch zu nehmen. So sprach er z. B. gern von der Vertheidigung eines gewissen Anacker, welcher kurz vor der westphälischen Periode einen Todtschlag aus Nothwehr verübt — Duysing erzählt den Fall in seinen Annalen — und den er, durch eine sehr anschauliche Schilderung des Zustandes, in welchem er sich befunden, von dem Tode des Verbrechers gerettet hatte. Bei dieser Neigung Merkels lag es in der Natur der Sache, daß ihm das mündliche, öffentliche Gerichtsverfahren, welches die westphälischen Gesetze nicht allein in peinlichen, sondern auch in bürgerlichen Rechtsverhandlungen einführten, sehr zusagen mußte. Er zog es unbedingt dem schriftlichen Verfahren vor, indem er diesem Schwerfälligkeit, Langsamkeit, und hauptsächlich den Mangel vorwarf, daß dabei das Wohl und Wehe der Parteien großentheils von der Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit des Referenten und Correferenten abhängig seyen, während bei dem mündlichen Verhör das vollständige Gericht den Thatbestand vernehme, und durch die vielleicht parteiische oder unpassende Darstellung eines Dritten nicht irre geleitet werde. Diese Vorliebe veranlaßte ihn noch im Jahre 1817 zur Herausgabe einer Schrift über die Vorzüge des mündlichen öffentlichen Verfahrens. —

Im letzten Jahre der westphälischen Regierung entriß ihm der Tod seine geliebte Gattin. Dieses traurige Ereigniß war für ihn um so schmerzlicher,



als er in jener Periode vorzüglich der Aufheiterung im Familienkreise bedurfte. Sie hinterließ ihm eine Tochter und drei Söhne. Vier Geschwister derselben waren bereits in der ersten Jugend gestorben.

Um einen besondern Fond für den Unterhalt seines ältesten Sohnes, wiederum auf dem Pädagogium zu Halle, dessen sehr würdiger Vorsteher Niemeyer ihn mit seiner Freundschaft beglückte, zu erhalten, nahm er bei dem israelitisch-westphälischen Consistorium zu Cassel, neben seinen vielfachen Geschäften als Staatsraths-Advocat, die Stelle des Secretairs, welcher ein Rechtsgelehrter seyn mußte, an, womit ein Gehalt von 2000 Franken verbunden war, und trat dadurch in Verbindung mit sehr aufgeklärten Männern dieser Nation, z. B. dem genialen Jakobsson, welche die Erhebung und Bildung derselben möglichst erstrebten.

Die Auflösung der französischen Herrschaft, die Entfesselung Deutschlands, und, als Folge davon, die Rückkehr der angestammten, geliebten Fürstenfamilie war nun auch für ihn ein Ereigniß, das ihn die leitende Hand der Vorsehung erblicken ließ. Seine Empfindungen darüber sprach er in einigen kleinen Gedichten aus, welche vom verstorbenen Curfürsten und dem vaterländischen Publicum, so wie auch von Blücher, welcher Kunde davon genommen hatte, mit Beifall aufgenommen wurden.

Gern hätte er nun auch, die Sache von ihren Urhebern trennend, die Beibehaltung mehreres Zweckmäßigen gesehen, welches die westphälische Periode in geschäftlicher Hinsicht herbei geführt hatte; allein es kehrte sein Fach größtentheils wieder in den Standpunct zurück, den es vor sieben Jahren inne gehabt hatte, und dieß, besonders

die alten Formen, die er der fortgeschrittenen Bildung nicht mehr für angemessen hielt, verleideten ihm die weitere Beschäftigung mit der juristischen Praxis. Er entzog sich deshalb nach und nach seinen in dieser Rücksicht bis hierher unterhaltenen Verbindungen, trug sie zum Theil auf seinen ältesten Sohn über, welcher unterdessen die Procuratur in Cassel erhalten hatte, und blieb nur noch seinen Freunden und altverbundenen Clienten ein tüchtiger Anwalt.

Feiern aber konnten seine Seelenkräfte nicht. Vielmehr suchten sie sich ein neues Gebiet. Und, konnten sie wohl ein für sie Anziehenderes finden, als das der schönen Literatur, seiner Lieblingsmuse von früher Zeit an? Mit Jünglingskraft widmete er sich ihrem Dienste, wurde Mitarbeiter der jena'er Literaturzeitung, der Abendzeitung, mit dessen würdigem Herausgeber Hell er zugleich in ein Freundschaftsverhältniß trat, des Conversationsblattes, so wie überhaupt der vorzüglichsten, schönwissenschaftlichen Zeitungen, und bildete sich in dieser Hinsicht ein neues Fach der Thätigkeit, welches alle seine Geisteskräfte beschäftigte. Nicht nur Unterhaltung bezweckte er dabei; sondern stets hielt er, mit der größten Gewissenhaftigkeit, auch das Ziel jeder schönen Kunst: die Wahrheit, im Auge. Keine persönliche Rücksicht konnte ihn verleiten, durch den Schein sich blenden zu lassen, und vielleiche trägt noch spät die von ihm, als Kunstrichter, ausgestreute Saat (besonders durch die Veranlassung hoffnungsvoller Dichter, auf das Gewand ihrer Gedanken ebenfalls genaue Sorgfalt zu richten) wünschenswerthe Früchte. Dann wird sein Schriftstellername, Adolf Emmerich Kroneisler, den er sich anagrammatisch aus seinem wirklichen bildete, neben diesem ferner mit liebevol-

ler Erinnerung an den achtungswürdigen Verewigten genannt werden.

Insbesondere aber wird diese auch noch in dem edlen Maurerkreise fortleben, dem er seit ungefähr siebzehn Jahren angehörte, und es schließt der Einsender dieses Aufsatzes hier noch einige, ihm zu dem Ende gütigst mitgetheilte, Auszüge aus der darin gehaltenen Trauerrede über ihn an:

„Daß ein solcher Mann, der eine solche Bil„dung erhielt, der mit dem wissenschaftlichen Sinne „zugleich ein so reges Gefühl für alles Wahre, „Gute und Schöne verband, und sich so leicht an„eignete, unmöglich der Maurerei lange fremd blei„ben konnte, läßt sich leicht erklären.

„Mit welcher Umsicht, Pünktlichkeit und thä„tigem Eifer er in den verschiedenen Aemtern der„selben wirkte, wie bald und glücklich er die Sym„bolik und die äußere Form und den Ritus des Or„dens erfaßt, und dieselbe mit Klarheit und Anschau„lichkeit den Novizen mitzutheilen wußte, wie er „aber nicht an der todten Form allein klebte, son„dern den in ihr verschlossenen Geist zu entfesseln „und ihn in's Leben zu führen, wie er selbst die „abstractesten Wahrheiten zu versinnlichen und pra„ctisch zu machen, und selbst durch seine immer „rege Phantasie, durch die ihm reichlich dargereich„ten Talente des Witzes und des Scharfsinns, so „viel zur Erheiterung und Aufweckung bei der oft „einförmigen und sonst ermüdenden Bearbeitung „der spröden Stoffe des Bau's beizutragen, wie er „die ehrwürdigen Gebräuche des Ordens durch ei„gene Bearbeitung der Feierlichkeiten der Festtage „und Vereinigungen mit Ton- und Dichtkunst zu „erheben wußte, aber, was die Hauptsache ist — „mit welcher strengen Rechtlichkeit und Gewissen„haftigkeit, fern von aller Parteisucht und Leiden-

„schaftlichkeit, ohne sich durch conventionelle äu=
„ßere Verhältnisse irre machen zu lassen, mit
„strenger Beobachtung der Constitution und der
„Statuten des Ordens den ersten Hammer führte,
„— deß sind Alle Zeugen, die mit ihm und unter
„ihm arbeiteten."

Zugleich ein treues Bild seines Wirkens im äußern Leben!

Leider schied er aus diesem, noch im vollen Besitze seiner Geisteskräfte, bereits am 21. Februar 1823, nachdem er einige Monate krank gewesen war. Als seine Seele dem Himmel zueilte, ließ sie auf dem Antlitze der Hülle ein Lächeln zurück! Der schönste Abschiedsgruß des Redlichen!

Verzeichniß seiner bekannt gewordenen und besonders gedruckten Schriften.

Denkmal seiner unvergeßlichen Mutter. Schmalkalden 1787. 8. 1 Bog. (Bei dem im Jun. 1787, im 49. Jahre des Alters, erfolgten mütterlichen Tode gedruckt.)

S. F. Merkel. Vertheidigung der öffentlichen Rechtspflege. gr. 8. Marburg b. Krieger 1817.

Fürstlicher Ernst und Scherz, zwei Bühnenstücke von A. E. Kroneisler (enthält Zaubereien bei'm Tonfeste, Lustsp. in 2 Acten — das öffentliche Gericht, Schau= und Redenspiel in 1 Act). 8. Leipzig b. Hartknoch 1819.

Carl Friedrich Ferdinand Nicolai,

Professor und Prediger an dem Waisenhause und Pädagogium zu Züllichau, im frankfurter Regierungs-Bezirk von Preußen.

geb. den 21. Sept. 1772.
gest. den 23. Februar 1823.

Wo ein so naher Freund, der Geist und Herz, Leben und Wirken des Verewigten vollkommen zu würdigen verstand, als Dr. Heinrich Wilhelm Thienemann, in seiner „Einladungsschrift zur Osterprüfung auf den gedachten Anstalten im J. 1823" (Züllichau, im März 1823) sich über ihn so treffend und ausführlich ausgesprochen hat, da glauben wir zur zweckmäßigen Darlegung der trefflichen Eigenthümlichkeiten des Vollendeten keinen sichereren Weg erwählen zu können, als den uns dieser Biograph schon eröffnet hat. Mit der freundlichen Zustimmung des geschätzten Verfassers, der die achtungsvolle Meinung für den würdigen Freund gern in noch ausgedehntere Kreise erweitert sähe, werde demnach der größte Theil dieser Schrift hierdurch mitgetheilt, und erfreue sich des gleichen Eindrucks, den das Original an dem Orte seiner nächsten Verbreitung nicht verfehlen konnte.

Carl Friedrich Ferdinand Nicolai war den 21. September 1772 zu Treuenbriezen in der Mittelmark geboren, wo sein Vater Prediger war. Nach

dessen frühem Tode kam unser Nicolai als Waise im Jahre 1783 nach Halle und wurde von dem damaligen Director des Waisenhauses Dr. Freilinghausen unter die Zahl der Waisenknaben aufgenommen. Hinsichtlich seiner Kenntnisse zeichnete er sich anfangs in den untern Classen gar nicht aus; er gehörte nur zu den mittelmäßigen Köpfen. Allein nach Verlauf von zwei Jahren, etwa als oberer Quartaner, entwickelten sich seine Geisteskräfte mit einem Male so schnell, daß diese plötzliche Veränderung allgemeines Staunen und Verwunderung erregte. Von nun an war sein einziges Streben auf wissenschaftliche Bildung, im engsten Sinne des Wortes, gerichtet und mit einer unermüdeten Thätigkeit und dem angestrengtesten Fleiße widmete er sich derselben; daher er dann bei den halbjährigen Versetzungen in der Rangordnung immer einer der ersten war. Er fühlte es, daß bei einer zu großen Anstrengung der geistigen Kräfte endlich die physischen unterliegen würden, daher gewöhnte er sich frühzeitig daran, seinen Körper abzuhärten. Sehr häufig pflegte er mit einem seiner Freunde, im strengsten Winter jeden Morgen um 5 Uhr auf dem innern Hofe des Waisenhauses beinahe ½ Stunde lang mit entblößter Brust auf und ab zu gehen. Dieß hatte zur Folge, daß er selten krank gewesen ist.

Unter den vorzüglichen Lehrern seiner Jugend nannte er immer die Namen Stützer, Blühdorn, Ideler, Thormeier, Wolfram, Dieck mit dankbarer Verehrung. Besonders hatte der letzte, noch lebende, Inspector Dr. Dieck, dieser durch Gelehrsamkeit und Humanität so ausgezeichnete und von seinen Zöglingen so sehr geschätzte Mann ohnstreitig den größten Einfluß auf die wissenschaftliche und sittliche Bildung Nicolai's. Oft und stets mit

dankbarer Rührung hat er sich dieses um sein Glück so sehr verdienten Mannes erinnert. Das Drückende seiner Lage hinsichtlich seiner öconomischen Verhältnisse wurde ihm durch die freundliche Begegnung dieses würdigen Erziehers um vieles erleichtert. Auch war wohl nie ein Zögling dankbarer gesinnt und mehr für seine Bildungsanstalt, als Nicolai für die Frankische Stiftung eingenommen. Bei aller Vorurtheils-Freiheit hielt er doch ganz besonders auf sein hallisches Waisenhaus. Von seinen Lehrern ward er seinen Mitschülern als Muster des Fleißes und der Sittlichkeit dargestellt und diese bewunderten ihn wegen seines Vielwissens. Schon als Primaner gab er Unterricht in verschiedenen Classen des Waisenhauses und sein Lehrtalent, welches sich schon damals in Scharfsinn und Witz offenbarte, erhielt ihm die Autorität selbst vor zahlreichen Schülern. Er setzte dieses Geschäft auch noch nachher als Student fort.

Aus diesem Jugendleben Nicolai's sind uns noch ein paar Anecdoten bekannt, die hier ihren Platz finden mögen. Die eine erzählt er zuweilen selbst. Auf einem Spaziergange als Waisenknabe beschäftigte ihn einst seine trübe Aussicht in die Zukunft. Bei der Dürftigkeit seiner öconomischen Verhältnisse schien es ihm kaum möglich, seinen Wunsch, zu studiren, erfüllt zu sehn. Da fand er einen Beutel mit einer namhaften Summe Geld. Er brachte den Fund seinen Vorgesetzten, die den Eigenthümer zum Empfange des Geldes aufforderten. Da aber die Nachfragungen vergeblich blieben, wurde ihm das Gefundene zu Theil und er hielt diesen Umstand nun für eine höhere Weisung, in dem begonnenen wissenschaftlichen Leben fortzufahren. Die andere Erzählung theilt ein Freund des Verstorbenen, welcher zu der Zeit in Halle

studirte, als Nicolai herangewachsener Zögling des Waisenhauses war, in folgenden Worten mit: „Im Jahre 1788 plauderte ich mit einem andern Studenten und Landsmanne Nicolai's über das damals erschienene Religionsedict. Da trat herein ein schöner, vollblühender Jüngling in Waisen-Uniform mit seinem blanken Schilde geschmückt. Es war Nicolai. Sein frisches Aussehn erfreute mich. Wir setzten unser Gespräch fort, aber mein Blick war unterdeß unverwandt auf den blühenden Waisenknaben gerichtet und mit neuem Interesse bemerkt ich an seinen Mienen und Bewegungen, wie dieses und jenes am Gespräch ihn zum Widerspruche reize. Das war mir erfreulich, weil ich diesen jungen Menschen sprechen zu hören wünschte. Aufgefordert dazu ergriff er den Faden der Unterhaltung und nun war die Sache die seinige. Freilich machte der Gegenstand des Gesprächs damals allgemeines Aufsehn; aber, daß ein Waisenknabe von etwa 16 Jahren dem nachgedacht habe und darüber zu sprechen geneigt sey, war doch eine seltene Erscheinung. Ja, er sprach in edler Bescheidenheit und entwickelte Sinn und Erkenntniß, daß ich erstaunte."

Zu Ostern 1789 bezog Nicolai, ausgestattet mit gründlichen Kenntnissen die Universität. Hier widmete er sich den theologischen und philosophischen Wissenschaften mit Vorliebe und hielt die Vorlesungen der Professoren Knapp, Eberhard, Maas besonders werth; in der Philologie hatte er Wolfen zum Führer. Mehr wollte er nicht hören, als er mit eigener Kraft verarbeiten konnte. Daher nahm er wenig Collegia an und schrieb mehr für sich, als in denselben. Er war wiederholentlich aufgefordert, in das philologische Seminarium zu treten, reichte auch Probearbeiten ein, welche große Erwartungen erregten; aber er nahm

die Anerbietungen nicht an, um für sein Waisenhaus und für seine Laune zu arbeiten. — Sein Wesen als Student war friedfertig, und zurückhaltend; aber man hatte ihn gern wegen seines oft ergreifenden Witzes und seiner bescheidenen Mittheilung, die frei von allem Eigendünkel war. Großen Umgang konnte und wollte er nicht haben. Er gefiel sich am mehrsten und war am interessantesten in einer Gesellschaft von wenigen Bekannten und Freunden, wo ein jeder mit Grund und Laune für seine Meinung stritt. Hier war er theilnehmend, lebensfroh und jovial, wo nicht seine beschränkten Verhältnisse der Lebhaftigkeit seines Geistes Grenzen setzten. Durch sein geregeltes Leben, seine Ordnungsliebe und seinen Fleiß stand er bei seinen Bekannten in Achtung und, wiewohl er sich durch seine Kenntnisse vor den meisten derselben auszeichnete, ließ er dieß die Schwächeren nicht empfinden, welches ein Grund mehr zu der ihm allgemein bewiesenen Freundschaft war.

Nachdem Nicolai seine Universitätsjahre in nützlicher Thätigkeit und strenger Vorbereitung und Uebung für seinen Beruf verlebt hatte, wurde er, auf Empfehlung eines seiner Gönner im Jahre 1792 von dem damaligen Director des Waisenhauses und Pädagogiums zu Züllichau, dem Consistorialrath Dr. Steinbart, an dasselbe als Lehrer und Erzieher berufen. Hier eröffnete sich ihm ein weites Feld für nützliche Wirksamkeit. Es wurde ihm, obgleich er noch nicht 20 Jahre alt war und seiner frischen Gesundheit wegen noch viel jünger zu seyn schien, sogleich die Leitung des Unterrichts in der hebräischen und griechischen Sprache in der ersten Classe der Anstalt übertragen. In dieser Eigenschaft ist er als Lehrer am längsten, nämlich während der ganzen Zeit seines hiesigen Amtes bis wenige Jahre vor

seinem Tode, ja im Hebräischen bis einige Monate vor demselben, wirksam gewesen. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß er einer von den ersten Lehrern dieser Anstalt gewesen ist, der die höher gestellten Forderungen des Zeitgeistes an diesen Theil der Gymnasialbildung begriff, und durch seine Interpretationsart zu befriedigen suchte. Daher blieb er auch als Lehrer nicht bei der Art, die alten Sprachen zu treiben, stehen, die er erlernt hatte, oder die ihm eigenthümlich geworden war, sondern er beobachtete aufmerksam die Fortschritte der neuern Philologie und änderte, wenn er sich von dem Besseren überzeugt hatte, seine Meinung, seine Hefte und seinen Vortrag dem gemäß ab. Unter den Griechen waren es vorzüglich Plato, Xenophon, Lucian, Plutarch, Theophrast, Homer, Sophokles und Theokrit, die ihn anzogen und für welche er das Interesse seiner Schüler erwärmte. Unter den Lateinern beschäftigte er sich, als Lehrer der obern Classen, am liebsten mit Cicero und Horaz.

Außer diesem Sprachunterrichte hat Nicolai auch zu andern Zeiten bald dieser bald jener Disciplin in den verschiedenen Classen der Schule vorgestanden. Unter anderem erinnern sich viele seiner Schüler (und er selbst sprach später oft davon) des durch ihn so interessant gewordenen geographischen Unterrichts in Quarta, den er eine lange Zeit mit großer Vorliebe und mit entschieden guter Wirkung gegeben hat. Als nachher, wie er zu sagen pflegte, die großen politischen Veränderungen seine schönsten Hefte und Ausarbeitungen darüber unbrauchbar machten, entledigte er sich dieses Geschäftes ganz.

Im Jahre 1797 übernahm er einen neuen Beruf, dem er seitdem mit treuer Liebe nachhing.

Der damalige kränkliche Prediger des Waisenhauses, Inspector Wismar, bedurfte einer Erleichterung seines Amtes. Diese wurde ihm dadurch, daß einem der Lehrer bei der Anstalt das Geschäft des sonntägigen Predigens in der Kirche des Waisenhauses übertragen wurde und jener sich nur die Amtsverrichtungen vorbehielt. In dem gedachten Jahre erhielt Nicolai dieses Geschäft zur Verwaltung. Mit erneuter Liebe kehrte er in der freiern Zeit, die ihm durch Abnahme mehrerer Lehrstunden wurde, zu seinen theologischen Studien zurück; so daß, als er im Jahre 1800 bei zunehmender Kränklichkeit des Inspectors Wismar zu dessen Adjunctus im Predigtamte befördert werden sollte und zum Behufe der Ordination ein Examen zu bestehen hatte, die damalige Behörde urtheilte, daß ihr seit geraumer Zeit kein so tüchtiger, in Sprach- und Sachkenntnissen vorzüglicher Ordinandus vorgekommen sey. Mit musterhaftem Eifer widmete sich Nicolai nun dem Amte eines Geistlichen und eines Lehrers der Religion, welches er seit 1805, nach dem Tode des Inspectors Wismar, allein verwaltete. Hier hat er unsäglich viel Gutes gewirkt, viele Herzen erbaut, viele Gemüther durch die Kraft religiöser Wahrheiten aufgerichtet und viele junge Christen zu einem gottseligen Leben vorbereitet und eingesegnet. Der Staat ließ dieses große Verdienst nicht unbeachtet. Die höchste Behörde beehrte ihn im Jahre 1818 mit dem Titel Professor und erheiterte ihm durch diese Auszeichnung den Abend seines mit körperlichen Leiden erfüllten Lebens.

Denn auch sein kraftvoller Körperbau unterlag den Beschwerden seines Berufs. Vor etwa 10 Jahren spürte er die anfangende Abnahme seiner Kräfte. Angestrengte Kopfarbeit verursachte ihm

Andrang des Blutes nach dem Kopfe; anhaltende Bewegung, die ihm vielleicht dienlich gewesen wäre, verboten ihm theils seine Geschäfte, theils die zunehmende Stärke seines Leibes. Er mußte nach und nach einzelne Theile seines Berufes aufgeben, um seine Kraft für die übrigen zu erhalten. Der Gebrauch mineralischer Bäder gab ihn wohl auf einige Zeit seinen Geschäften in verjüngter Gesundheit zurück; allein die gute Wirkung derselgen in frühern Jahren blieb späterhin aus und immer deutlicher entwickelten sich die Anzeigen einer tödtlichen Wassersucht. Ohne eigentlich gesund zu seyn, erschien er doch oft als gesund durch den Zwang, welchen er sich anthat, um noch einigen Geschäften vorzustehen. Und so hat seine Liebe für den ihm angewiesenen Beruf fast bis zu seinem letztem Athemzug mit dem Tod um sein Leben gekämpft, welches er nach einer schmerzhaften Krankheit von drei Wochen im 51. Jahre seines Alters am 23. Februar 1823 endigte. Eine Gattin und zwei Töchter beweinen seinen unersetzlichen Verlust.

Nicolai gehörte zu denjenigen Menschen, welche einer aufmerksamen Betrachtung ihres Lebens und Wirkens würdig sind. Schon sein Aeußeres mußte diese Aufmerksamkeit erregen. Der günstige Eindruck, welchen ein Zusammentreffen mit ihm, jedem sinnigen Beobachter, der ihn zum ersten Male sah, einprägte, bestätigte wenigstens in diesem Falle die sonst gewöhnliche Meinung, daß der innere Mensch sich häufig durch sein Aeußeres, seine Haltung, Miene und sein Auge kund gebe. Das Interesse wuchs bei nachheriger genauerer Bekanntschaft mit ihm. Nicolai hatte einen wohlgenährten, von Natur kraftvollen Körper, der ihm indeß in den spätern Jahren durch Korpulenz beschwerlicher wurde. Seine Haltung war edel und frei; sein Blick fest

und durchdringend und um so sicherer treffend, je mehr er bei der Schwäche seines Gehörs gewohnt war, sich auf die Schärfe des Auges verlassen zu müssen. Sein würdevoller Anstand war besonders bemerkenswerth bei seinen amtlichen Verrichtungen als Geistlicher. Wenn er in seiner Amtskleidung vor dem Altar oder auf der Kanzel redete oder betete, haben die Meisten die treffende Aehnlichkeit zwischen ihm und den gewöhnlichen Bildern Luthers erkannt. Diese Aehnlichkeit weiter treiben und auch in Aeußerungen seiner Geistesthätigkeit wieder finden zu wollen, würde thöricht, und fast Verrath an der Bescheidenheit Nicolai's in dieser Hinsicht seyn, der die Meinung seines Publicums darüber allerdings kannte, sich auch wohl deshalb freute, nie aber einen höhern Werth darauf legte, als einem glücklichen Geschenke der Natur gebührt.

Doch sein Geist und sein Herz waren es eigentlich, die ihn einem jeden werth machen mußten, der die Freude seines nähern Umgangs genoß; und grade darin zeigte er sich ja so liebevoll und human. Wie glücklich pries er sich im Kreise seiner Freunde und Collegen. Wie willig bot er sich auch dem Einzelnen dar, der ihn aufsuchte! und wie leicht war es selbst für Männer, die an Jahren und Erfahrungen weit unter ihm standen, ihm nahe zu kommen, und aus seinem Umgange zu lernen, daraus Fingerzeige für ihr Verhalten zu entnehmen, ohne daß er selbst die Absicht gehabt hatte, sie zu geben! In seinem häuslichen Leben zeigte sich Nicolai als ein zärtlicher Gatte und liebender Vater. Freudenscenen etwa bei Familienfesten liebte er weniger, als vielleicht die Seinigen wünschen mochten; aber wenn diese ihm gewissermaßen zum scherzhaften Trotz dennoch bei irgend einer Gelegenheit einer Ueberraschung bereiteten und sich nun darüber freuten,

da freute er sich mit ihnen, wenigstens ihrer selbst wegen. „Gott," sagte er dann wohl, „man wird „mit froh, wenn man die Kinder so froh sieht. „Wie glücklich ist man doch in solchen Jahren." Die Festigkeit seiner Grundsätze im Handeln war groß, selbst bewundernswerth. Und da dieselbe mit der strengsten Wahrheitsliebe gepaart war, so gehörte er unter diejenigen Menschen, auf welche man sich völlig verlassen konnte; so daß, wer ihm mit offenem Zutrauen entgegen kam, sich nie in ihm täuschte. Aber aus demselben Grunde ließ er sich auch durch Widerspruch nie in seiner Handlungsweise bestimmen. Denn seine Grundsätze, die er durch Theorie und Praxis sich angeeignet hatte, waren ihm gewissermaßen heilig geworden; ihnen gemäß richtete er auch die kleinste seiner Handlungen ein, und so erschien oft als Laune, was aus ernster Ueberlegung und strenger Folgerichtigkeit hervorgegangen war. Er war übrigens weit davon entfernt, seine Grundsätze Andern aufdringen zu wollen; im Gegentheil war ihm Verschiedenheit der Ansicht und Handlungsweise lieb und ein willkommner Gegenstand mündlicher oder schriftlicher Unterhandlung. Wer ihn also darum vermied, weil seine Meinung nicht die Nicolai's war, that ihm sehr wehe. Er ist umgekehrt nie so verfahren; er machte nur an Andere dieselben Forderungen in Hinsicht der Festigkeit ihrer Handlungsprincipien, die er an sich selbst machte. Nur da hörte die herzliche Zuneigung auf, wo er Unbeständigkeit im Wollen und Handeln oder Mangel an sittlicher Grundlage dabei erkannte; wiewohl er auch hier Beweise gegeben hat, daß ihm die sonst schwere Tugend, selbst seinen Feinden Gutes zu thun, nicht schwer geworden ist.

Ein vorzügliches Interesse erweckte Nicolai

durch seine geistige Bildung. Vorherrschend war unter den Kräften seines Geistes das Denkvermögen ausgebildet. Alles, was er sprach, vortrug oder schrieb, war ausgestattet mit einer großen Klarheit der Begriffe und mit einer nicht gemeinen Schärfe des Urtheils. In der Kunst zu disputiren war er Meister, und alles, was er vortrug, erweckte darum eine so allgemeine Theilnahme, weil es, ohne gewöhnlich zu seyn, doch in einem hohen Grade faßlich war; eine Folge der lichtvollen Klarheit seiner Begriffe und Schlüsse, die es auch einem ungeübtern Verstande leicht möglich machte, ihn zu verstehen, und die Aufmerksamkeit selbst da unablässig fesselte, wo man nicht geneigt war, seiner Meinung beizutreten. Das Geistvolle in seinem Wesen verläugnete sich nie, auch nicht in kleinen nur hingeworfenen Aeußerungen. Er liebte den Witz, die Allegorie, die Ironie in seinen Unterhaltungen wie in seinen Vorträgen. Wie viele Belege dazu hat sein practisches Leben als Erzieher, Prediger und Lehrer geliefert! Wer unter den Vielen, die ihn in einer oder andern Gestalt näher gekannt haben, wüßte nicht Beispiele dazu aus seiner Erfahrung anzuführen! Wenn er also auch in seiner stillen Zurückgezogenheit doch von geistreichen Leuten von verschiedenen Ständen und Altern aufgesucht und geachtet wurde, so war die Ursache davon vorzüglich diese verständige und systematische Weise, mit der er durch seinen Geist Alles, was er seiner Betrachtung unterwarf, beherrschte, mit der er Undeutlichkeiten aufhellte, Irrthümer berichtigte und Zweifel löste. Auch Frauen haben an seiner mündlichen oder schriftlichen Unterhaltung selbst über wissenschaftliche Gegenstände großen Geschmack gefunden.

Wohl am unzweideutigsten möchte sich das

günstige Urtheil über Nicolai als geistlichen Redner aussprechen. Seine Beredsamkeit trug das Gepräge seines gebildeten Geistes. Sein Grundsatz dabei, den er gelegentlich oft aussprach, war, stets den Weg zum Herzen durch den Verstand zu finden. Alles, was blos auf die Rührung und Erschütterung abzweckte, vermied er sorgfältig in seinen Reden und Predigten, so wie Alles, was nur dunkle Gefühle und Ahnungen hervorbrachte. Das Mystische haßte er völlig und machte davon nie Gebrauch. Dagegen hielt er auf eine strenge logische Disposition und wußte für die Hauptgedanken seines Thema's in der Regel so passende und kurze Ausdrücke zu finden, daß nichts leichter war, als eine seiner Reden durch bloßes Anhören derselben, der Hauptsache nach im Gedächtniß zu behalten. Er hat sich oft das verzeihliche und seinen Schülern nützliche Vergnügen gemacht, durch die letztern seine gehaltenen Reden aufschreiben zu lassen. Mehrere haben ihn dann durch die Genauigkeit, mit der sie seinem Gedanken-Gange gefolgt waren, überrascht, und waren sogar im Stande, das von ihm Gesagte in einigen Stellen fast wörtlich zu wiederholen. Auch ähnliche Beispiele aus der ungebildetern Classe seiner Zuhörer hat er oft erlebt und wohl zuweilen seinen Freunden als befriedigende Beweise des gemachten Eindruckes mitgetheilt. Daß aber wirklich sein geistliches Amt fruchtbringend gewesen ist, wissen Alle, die ihn in dieser Wirksamkeit gekannt haben. Seine Predigten erbauten nur durch die strenge Wahrheit der darin vorgetragenen Gedanken. Da war nichts hinzu zu wünschen, nichts wurde vermißt; sondern jede Predigt, jede Gelegenheits-Rede, machte ein in sich geschlossenes Ganze, das durch seine systematische Einheit den Geist fesselte und durch die

Kraft seiner Wahrheit, das Herz zu Entschlüssen bewog. Man lese seine Vaterlandspredigten, von denen zwei Sammlungen erschienen sind; Züllichau in der Darnmannschen Buchhandlung. 1814 und 1816. — In diesem Sinne waren auch seine Confirmationsfeierlichkeiten eingerichtet. Vom ersten bis zum letzten Worte, durch Gebet, Rede, Prüfung und Einsegnung hindurch drehte sich Alles um ein Hauptthema, welches streng durchgeführt wurde und nur durch die unwiderlegliche Gewißheit aller dabei ausgesprochenen Gedanken, die Gemüther der Confirmanden so wohl, wie der Zuhörer erwärmte und in die feierlichste Erbauung versetzte.

In seinem andern Berufe als Lehrer der Schule und als Erzieher hat Nicolai ein unbestrittenes großes Verdienst um die Anstalt gehabt. Dieser systematische Denker war recht eigentlich zum Lehrer geboren; und, wenn irgend etwas, so haben seine Schüler von ihm gelernt, alle ihre Kenntnisse mit Deutlichkeit und Bestimmtheit in sich aufzunehmen. Halbwahre Antworten seiner Schüler galten ihm wie gar keine; und eben so verlangte er die richtigen Antworten auch stets in einer gefälligen Form des Ausdrucks. So kam es, daß den Schülern jeder Gegenstand seines Unterrichts auch ein Mittel zu einem deutlichen und bestimmten Ausdruck in der Muttersprache wurde. Auf den großen Umfang von Kenntnissen drang er eigentlich bei seinen Schülern nicht unmittelbar. Aber indem er einen kleinern Kreis derselben mit desto größerer Genauigkeit forderte, indem er vor allen Dingen wollte, daß der Schüler sich stets der Gründe für seine Wahrheiten bewußt sey, indem er auf Bündigkeit und Schönheit des mündlichen Ausdrucks strenge hielt, indem er bei Gegenständen für

das Gedächtniß nur das ganz fehlerfreie Auffagen derselben lobte, indem er endlich bei schriftlichen Arbeiten auch die Sauberkeit und Schönheit ihrer äußern Form nicht für außerwesentlich hielt; setzte er in seinem Unterrichte fast alle geistigen und mechanischen Kräfte der Schüler gleichzeitig in Thätigkeit, machte sie so für das eigne Studium geschickter und sorgte also mittelbar dafür, daß sie sich mit mehr Leichtigkeit einen größern Umfang von Kenntnissen selbst erwerben konnten. Dieses Verdienst Nicolai's um seine Schüler ist auch von vielen derselben mit ungeheuchelter Dankbarkeit anerkannt worden. Den trägen Geist ermunterte er wenigstens durch die strengen Forderungen seiner Unterrichtsmethode; den Mittelkopf schlug er nicht nieder, indem er ihm die Grenze seines Wissens nur mäßig absteckte, aber freilich dafür auch verlangte, daß er darin völlig Bescheid wisse; und den talentvollen Jüngling regte er zum eignen Forschen an. „Das danken wir," sagen noch jetzt Männer in Aemtern, die einst seine Schüler waren, „Nicolai, daß er uns Lust zum Arbeiten beibrachte."

Ihm war auch das Unterrichten ein heiliger Beruf. Nie hat er auch nur eine Stunde leichtsinnig und oberflächlich gehalten. Er bereitete sich sorgfältig vor, eben so wohl für das, was er vortragen, als wie er es vortragen wollte. Der große Ernst, den er bei'm Unterrichte beobachtete, das hohe Gewicht, welches er auf das Geschäft des Lehrers legte, brachte auch bei seinen Schülern eine dem entsprechende Hochachtung vor dem Lernen hervor, so daß nirgends weniger, als in seinen Lehrstunden die Fehler der Unaufmerksamkeit, der Faulheit und Flüchtigkeit bei den Schülern zu bemerken waren und daß diese auf sorgfältige Anfertigung der, seinen Unterricht betreffenden, Arbeiten

eine vorzügliche Aufmerksamkeit verwendeten. Durch dieses Lehr=Talent erleichterte er sich seinen Beruf. Die Schüler waren es an ihm nicht anders gewohnt, als daß es hier auf Pünktlichkeit und getreue Abwartung alles dessen, was zu thun war, ganz vorzüglich ankam. Daher waren seine Classen ohne auffallende Beispiele von Strenge und Härte in Ordnung; die Pensa wurden in ihren bestimmten Terminen eingeübt und die halbjährigen Prüfungen seiner Classen zeugten für die Zweckmäßigkeit seiner Methode so sehr, daß sie nicht nur in einem hohen Grade befriedigend, sondern durch die Eigenthümlichkeit seiner Weise auch selbst für den Laien höchst interessant waren. Mit wahrem Wohlgefallen haben Kenner des Unterrichtsgeschäftes, Gelehrte und Schulmänner seinen Prüfungen beigewohnt und sehr oft das Geständniß abgelegt, daß sie dabei einen wahrhaft geistigen Genuß gehabt und ihm gern noch länger zugehört hätten.

Diese große Aufmerksamkeit, die Nicolai auch der äußern Würde des Unterrichts=Geschäftes widmete, macht es begreiflich, wie er durch sein schwaches Gehör nicht an der Ausübung desselben gehindert werden konnte. Allerdings rügte er es streng, wenn etwa ein Schüler einen Mißbrauch mit diesem körperlichen Fehler gemacht hatte; aber dies würde nichts gefruchtet haben, hätte er die Aufmerksamkeit der Classe nicht sonst auf den Gegenstand der Lehrstunde zu fesseln gewußt.

Seine Art zu unterrichten stand übrigens mit seinem Erziehungssysteme in inniger Vereinigung und Wechselwirkung. Dieselben Grundsätze der strengsten Consequenz und der pünktlichsten Genauigkeit haben ihn, wie überhaupt, so auch in der Erziehung, zu Führern gedient. Seine Zöglinge wa=



ren an einfache Gesetze gebunden, die er ihnen bei ihrem Eintritt in sein Haus bekannt machte und nun die Befolgung derselben als ihre einzige aber unerläßliche Pflicht von ihnen forderte. Einmal pflegte er ihnen die Gründe zu diesen Gesetzen wohl mitzutheilen, damit sie nicht unwissend, nicht mechanisch handeln dürften. Weiter fand aber in der Regel keine Auseinandersetzung und Antwort auf das bei jungen Leuten so gewöhnliche „Warum?" Statt. Er berief sich dann auf das schon bekannte Gesetz und schnitt so alle Einwendungen ab, indem er wohl wußte, daß der Gehorsame sich bald von selbst wieder zu recht finden und bei dem Widerspenstigen alle noch so zahlreichen Erörterungen nur zu neuen führen würden. Allerdings war er ein strenger Pädagog; aber nicht in der Art, wie er Vergehungen bestrafte, sondern in der, wie er seine Zöglinge behütete, damit sie Nichts Strafwürdiges thun möchten. Daher war er auf die leichtesten Zuneigungen derselben zu etwas Schlechtem aufmerksam, und wendete bei Zeiten seine pädagogischen Mittel an, um dem noch Schlechteren vorzubeugen. Wenn es daher auch manches anscheinend Geringfügige für seine Zöglinge zu beobachten gab, so hatte er doch auch dafür, wenn man genauer zusah, seine wohl überlegten Gründe und arbeitete immer dem Grundsatz gemäß, daß die wahre Erziehungskunst nicht erst abwartet, bis das Unkraut in dem jugendlichen Herzen kräftig emporgewuchert hat, und es dann mit Schmerz für den Erzieher und den Zögling gewaltsam ausrottet, sondern daß sie sorgen muß, so wenig, als möglich Unkraut aufkeimen zu lassen. So war wenigstens der Sinn seines ganzen Erziehungssystems und die meisten, auch die von den Ansichten andrer abweichenden Maaßregeln sind daraus erklär-

bar. Mit Aeußerungen der Liebe und des Lobes gegen seine Zöglinge war er sparsam. Er pflegte zuweilen sich darüber so auszusprechen: „Man muß die jungen Leute lieben; aber es ihnen nicht sagen, daß man sie liebt;" ein Satz, der richtig verstanden, auf jeden Fall viel Wahres enthält. Daher that er auch auf die Aeußerungen der Gegenliebe von Seiten der kleinen und ungebildeten Zöglinge gern Verzicht. Denn er wußte, daß entweder ehrfurchtsvolle Scheu sie davon abhalte, oder daß in reiferem Alter die dankbare Erkenntlichkeit bei denen nicht ausbleiben werde, in deren Herz er den Samen des Guten gepflanzt hatte. Sie ist auch bei den Meisten nicht ausgeblieben. Viele Männer in Amt und Würde, viele Aeltern, viele erwachsene Zöglinge im weiten und engen Umkreise haben seine Verdienste um sie erkannt und segnen jetzt mit dankbarem Herzen sein Andenken.

Um so vielerlei Geschäften mit gleichem Erfolge vorstehen zu können, war freilich ein nicht gewöhnlicher Grad von Fleiß nöthig, den aber auch Nicolai besaß. In der Zeit seiner rüstigen Wirksamkeit war sein Tag, seine Woche und jeder der größern Zeit-Abschnitte regelmäßig eingetheilt, wie dieß von einem Manne, dem es Natur war, Alles systematisch zu behandeln, schon zu erwarten ist. Eine gewöhnliche und doch so oft versäumte Regel für Männer in vielen Geschäften befolgte er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, nämlich nie eine Arbeit zu verschieben oder bis zum äußersten Termin damit zu warten. Die lästigern Geschäfte nahm er lieber sogleich und zuerst vor, um einen heitern Geist und ein freies Gemüth für Lieblingsarbeiten zu bewahren. Hatte er dann für die Letztern Lust und Laune, so ging er frisch daran und ließ die Erwärmung für eine Sache nicht erkalten. Dann



aber konnte er durch Nichts gestört werden, bis die Arbeit entweder zu Stande gebracht war, oder die Dauer derselben eine Unterbrechung oder ein Abwarten der erneuten Lust nöthig machte. Daher kam es, daß Alles, was er that, die frische, lebendige Farbe eines innig dafür ergriffenen Geistes und erwärmten Herzens trug. Nur mit dem letzten Jahrzehend seines Lebens nahm mit der wachsenden Kränklichkeit seine Thätigkeit ab. Doch behielt er sich auch in dem letzten Jahre noch den Religionsunterricht in einer der Classen des Pädagogiums und die Erziehung einiger ihm anvertrauten Zöglinge vor. Wenn ihn dann der Kummer über das Dahinschwinden seines Lebens niederbeugte, so fand er oft im Unterrichte noch seinen Trost und gestand noch wenige Wochen vor seinem Tode, daß er sein Leiden zu keiner Zeit mehr, als in der Lehrstunde vergesse. —

Dieß ist das Bild eines Mannes, der 31 Jahre lang der Anstalt gedient, ihr Gesundheit und Leben gewissermaßen zum Opfer gebracht, und sich unsterbliche Verdienste um dieselbe erworben hat. Mit um so begründeterem Rechte mußte sein Tod in Trauer versetzen. Die feierliche Bestattung seiner irdischen Hülle unter Begleitung sämmtlicher Zöglinge, Schüler und Lehrer der Anstalt und außerdem einer bedeutenden Anzahl seiner Verehrer im weiteren Kreise war nur das Resultat eines laut und allgemein ausgesprochenen Wunsches, den Zoll dankbarer Verehrung auch dem entschlafenen Lehrer und Freunde noch darbringen zu können. Bei dieser Gelegenheit sprach der dasige Superintendent und königl. Commissarius der Schul-Prüfungscommission bei dieser Anstalt, Wegener, vor der Leiche des Verstorbenen ein feierliches Gebet, in welchem er Gott für die Wohlthaten dankte, die

er durch den Entseelten der Gemeine, den Schülern und Freunden desselben erwiesen habe; wobei er Gelegenheit nahm, an die Verdienste Nicolai's in seinem verschiedenen Berufe zu erinnern und die Gefühle auszusprechen, die die Herzen Aller erfüllten, welche nur noch einer solchen erbaulichen Anregung bedurften, um über zu strömen in Wehmuth und Trauer.

Zu einer eigentlichen Gedächtnißfeier des verewigten Nicolai versammelten sich am Sonntage darauf sämmtliche Mitglieder der Anstalt in der Kirche des Waisenhauses, wo der Oberlehrer am Pädagogio, Dr. Rättig, eine dem glorreichen Andenken des Gefeierten würdige Gedächtnißrede hielt; doch bleibender noch, als das flüchtige Wort wird sich sein theures Andenken in den Herzen so Vieler seiner Verehrer, Freunde und Zöglinge erhalten, und nur mit ihrem Leben verlöschen. Denn sein Leben und Wirken war ein unermüdetes Säen für die Ewigkeit.

Peter Anton Ulrich Piutti.

Kaufmann in Ohrdruff im Herzogthum Gotha.

geb. den 6. Juli 1750.
gest. den 23. Febr. 1823.

Sowohl Charakter als Verdienste und besondere Schicksale zeichnen diesen thätigen Mann auf eine so seltene Weise aus, daß er aus dieser dreifachen Rücksicht wohl ein öffentliches Denkmal verdient. Er war zu Paluzza in der venetianischen Provinz Cargna geboren, und kam mit seinem Vater, dem Handelsmann Leonhard Piutti, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, noch als ganz junger Mensch nach Ohrdruff, wo sein Vater nicht nur einen Materialhandel trieb, sondern sich auch mit Speculationsgeschäften abgab, und eine Waaren-Niederlage in Gotha besaß. Bei diesen Geschäften benutzte er seinen Sohn als Gehilfen. Während dieser Zeit kam sein Vater auf den Gedanken, eine Seifenfabrik in seinem Vaterlande anzulegen, und reiste deshalb dahin, um vorläufige Vorkehrungen dazu zu treffen, kam aber nicht wieder zurück, weil er, wie man vermuthet, in die Gewalt solcher Menschen gefallen war, die der Neid gegen ihn rüstete, indem sie seine Unternehmungen für sich nachtheilig hielten, und ihn im Jahre 1773 zwischen Tolmezzo und St. Blatt ermordeten. Sein

Sohn betrauerte das unglückliche Schicksal seines Vaters mit tiefer Wehmuth, und beschloß, sich hier als in einem zweiten Vaterlande anzusiedeln. Im Jahr 1774 verheirathete er sich mit der Tochter des hiesigen Rathsherrn Albrecht, Elisabethe Christiane, mit welcher er in einer glücklichen Ehe lebte und 11 Kinder, 4 Töchter und 7 Söhne zeugte, wovon noch 2 Töchter und 4 Söhne leben. Diese erzog er nach strengen Grundsätzen, und, so verschieden sich auch der Character der Kinder äußerte, und so sehr sie auch zum Theil in ihrem Verhalten von einander abwichen, mit gleicher Liebe und Fürsorge für ihr Bestes. Er mußte sich freilich, wegen seiner öftern und längern Reisen, von seiner Familie oft auf lange Zeit trennen, und großen Theils ihre Erziehung seiner Gattin überlassen, welche nicht allein nachsichtiger war, sondern auch, ihrer zarten Natur nach, der väterlichen Strenge, welche ihr für Heftigkeit galt, möglichst vorzubeugen suchte. Doch sorgte der Vater für die Bildung seiner Kinder durch Anwendung der, für ihren Unterricht ihm zu Gebote stehenden, Mittel und Gelegenheiten auf's Sorgfältigste, und keinen Aufwand ließ er sich dabei reuen, sobald er ihm dazu erforderlich schien. Obgleich er selbst in der catholischen Religion erzogen war, und sich auch bis an sein Ende öffentlich dazu bekannte, so ließ er dessenungeachtet alle seine Kinder nach dem lutherischen Glaubensbekenntniß erziehen, und verlangte von keinem, sich zu seiner Kirche zu halten. Es genügte ihm, sie in einem freien Glauben an die göttlichen Wahrheiten des Christenthums unterrichten zu lassen, sie zu einem sittlich christlichen und äußerlich anständigen Leben anzuleiten, und nichts zu versäumen, was sie zu ihrem künftigen Berufe tüchtig machen konnte. Zwei Söhne setzen seine

Geschäfte als einsichtige und nützliche Männer im Vaterlande fort, zwei Andere haben sich in Rußland niedergelassen, und seine Töchter haben ihren Gatten ein glückliches Leben in der Ehe gegründet. Schon im Jahre 1797 raubte ihm der Tod seine erste Gattin in ihrem 43. Lebensjahre. Zwanzig Jahre lebte er hierauf als Wittwer in Verbindung mit seinen Kindern sehr zufrieden, bis er es für gut hielt, jenen beiden Söhnen seine Waidfabrik zu überlassen, und sich mit der hinterlassenen Wittwe eines Försters Asmus zu verbinden, mit welcher er noch sechs Jahre in glücklicher Verbindung stand, und die Wohlthaten einer guten Pflegerin bis in sein 73. Lebensjahr in ihr verehren lernte.

Als Catholik lebte er hier allein unter lutherischen Protestanten, und er hielt sich daher zu einer, in Gotha bestehenden, kleinen Gemeinde seiner Kirche. Die weite Entfernung hielt ihn nicht ab, deshalb öftere Reisen dahin zu machen, um in der Versammlung seiner Glaubensbrüder seine Andacht zu pflegen, und an ihren gemeinschaftlichen Religionsübungen Theil zu nehmen. Ob er gleich hellere Ansichten gewonnen, und manche Meinungen seiner Kirchenpartei aufgegeben hatte, so hielt er es darum doch nicht für rathsam, sich öffentlich von ihr los zu sagen, und zu einer andern Partei feierlich über zu treten, da es ja wohl, seiner Meinung nach, weniger darauf ankomme, zu welcher Partei man sich, in Absicht des öffentlichen Gottesdienstes, halte, als daß man einen vernünftigen Christenglauben zu haben und zu erhalten, sich angelegen seyn lasse, seine abweichenden Grundsätze von seiner Partei, wo es schicklich und erforderlich sey, und wo man als aufrichtiger Mann sprechen müsse, unverhohlen an den Tag lege, und in seinem Leben zeige, wel-

chem Glauben man zugethan sey. Fleißiges Lesen gemeinnütziger Schriften und Blätter, gute Religions- und Andachtsbücher und seine öftern und größern Geschäfts-Reisen in's Ausland hatten ihn mit vielen bessern Einsichten und nützlichen Kenntnissen bereichert, welche ihm nicht nur ein bloßes oberflächliches Wissen und reiferes Urtheil verschafften, sondern auch zu seiner geistig sittlichen und religiösen Charakterbildung beitrugen. Er sprach öfters sein Urtheil über Religion und Kirche freimüthig aus, ließ aber jeder Zeit den religiösen Sinn hindurchblicken, von welchem er belebt war. Vertrauter mit dem eigentlichen Geiste der Religion geworden, wußte er menschliche Meinungen, die bei allen Religions-Parteien, wie bei der seinigen, sich finden, von der reinen göttlichen Wahrheit wohl zu unterscheiden, an welche er sich halten zu müssen glaubte, sprach jedoch nie klügelnd und herabwürdigend über diejenigen, die den herkömmlichen Lehren der Kirche zugethan sich bezeigten. Bekannt mit dem Unterschiede zwischen catholischer und päpstlich-catholischer Kirche, hing er auch nicht der letztern, sondern der erstern an, und konnte daher auch freiere Aeußerungen über die Verhältnisse seiner Kirche ohne Eifersucht und Widerspruch anhören. Die äußeren Gebräuche der Kirche wußte er gehörig nach ihrem Zwecke und Werthe zu beurtheilen, als Mittel, den Geist zu erheben und das Herz zu erwärmen, und sie in der Anwendung zu benutzen. Sie waren ihm daher nur erweckliche Formen, unter welchen die Andacht genährt werden soll, die das Gemüth beschäftigen, und durch sinnliche Darstellungen zum Himmel erheben. Sie behielten darum auch immer etwas Anziehendes und Heiliges für ihn, obschon er sie mit einem verständigen und freieren Auge ansah. Da er sonach

mehr auf das Wesentliche als Formelle der Religion sah; so konnte er auch sehr verträglich und einträchtig mit den Gliedern der protestantischen Kirche leben, und ehrte ihren christlichen Glauben und ihr christliches Leben, wo er es fand. Er besuchte ihre kirchlichen Versammlungen öfterer, vereinigte sich mit ihnen in Anbetung unsers gemeinschaftlichen Vaters im Himmel, und war ein aufmerksamer und nachdenkender Zuhörer der öffentlichen Vorträge an heiliger Stätte, wobei er natürlich sehr wohl die bessern Prediger vorzuziehen wußte. Mit herzlicher Andacht und gerührter Theilnahme wohnte er gewöhnlich den öffentlichen Confirmationen seiner Kinder bei, und er fand keinen Anstoß, der ihn hätte zurückweisen können, wenn bei dieser Gelegenheit auch von den Vorzügen des lutherisch-christlichen Glaubensbekenntnisses gesprochen wurde. So lange seine Kinder nicht selbstständig waren, hielt er seine Morgen- und Abend-Andachten täglich laut unter ihnen. Nach dem unglücklichen großen Brande in Ohrdruff im Jahre 1808, wobei auch seine Wohnung in Asche gelegt wurde, bezeigte er besonders über den Verlust der schönen Kirche sein inniges Bedauern, und er gab sich sowohl schriftlich unter seinen vielen Bekannten im Auslande, als auch persönlich auf seinen Reisen alle Mühe, umUnterstützungen zu ihrer Wiederaufbauung zu sammeln, was ihm aber nicht so belohnt wurde, als er es wünschte. Daß er einen erfreulichern Erfolg herbei zu führen wünschte, darüber hatte er schriftliche Belege aufzuweisen, die nun freilich den Beweis führten, daß der Sinn der Wohlthätigkeit für diesen Zweck karger geworden war, oder die eigene Noth es Vielen in den damaligen drückenden Zeiten nicht vergönnt hatte, beizusteuern. Mit großer Freude

sah er aber doch nach 15 Jahren die schöne Kirche aus ihrem Schutte wieder auferstehen, und schon hatte er sich eine Stelle erwählt, wo auch er künftig wieder als öffentlicher Gottesverehrer erscheinen wollte. Ein schönes neues Crucifix auf dem Altar hatte er schon bestellt; aber er erlebte es nicht, jene zu betreten, und dieses aufgestellt, so wie die frohe Schaar seiner christlichen Mitbürger zur Einweihung des neuen Gotteshauses versammelt zu sehn. In seinem häuslichen und öffentlichen Leben gab sich sein religiöser Sinn durch Festigkeit seiner Grundsätze, in Beziehung auf sich selbst und auf seine Umgebungen, und eine weise Strenge gegen Letztere zu erkennen. Seine religiöse Bildung hatte um so höhern Werth, als sie größtentheils als sein Werk anzusehen ist, denn in seiner Jugend hatte er keinen besondern Unterricht empfangen, und man weiß nur so viel, daß er sich als Knabe ein Paar Jahre im Peters-Closter zu Erfurt aufgehalten hat.

Seine Geschäfte trieb er auch am späten Lebensabende mit unermüdeter Thätigkeit, genauer Sorgfalt und pünktlicher Ordnung. Bis in die späte Nacht saß er an seinem Arbeitstische, um die Aufgaben und Vorkommenheiten des Tages zu berichtigen und zu vollenden, und seine Correspondenz zu besorgen. Unverwandt richtete er sein Nachdenken auf das Zweckmäßigere, Richtigere und Bessere, auch über den engen Kreis seiner Gewerbsthätigkeit hinaus, daher er auch oft Beweise reiferer Ueberlegung abgeben, Vorschläge zu nützlichen Verordnungen machen, und selbst Manches mit dem besten Erfolge unternehmen und ausführen konnte. So war er der Einzige, der nach dem unglücklichen Brande Ohrdruffs, die damals häufig in öffentlichen Blättern gemachten Vor-

schläge, feuerfest durch Wände von Lehmbacksteinen zu bauen, annahm, und mit größern Kosten bei der Wiedererbauung seiner abgebrannten Wohnung ausführte. Immer zu neuen Unternehmungen geneigt, wozu ihm auch die Erfahrungen von Menschen aus niederm Stande Veranlassung gaben, blieb er beharrlich in ihrer Ausführung, und opferte ihnen selbst im Alter Zeit und Kräfte, als ob er noch in seiner Jugendblüthe stände. Die pünktlichste Ordnung, welche in manchen Stücken bis in's Kleinliche ging, herrschte in allen seinen Handlungen. So gab er auch seinen Willen in stehenden Anschriften zu erkennen, die an schicklichen Orten in seinem Hause immer in die Augen fallen mußten, um seine eingeführte und gewünschte Ordnung nicht unterbrechen zu lassen, und manche mündlich zu gebende Zurechtweisungen ersparen zu können. Gleiche Ordnungsliebe verlangte er nun nicht nur von seinen Hausverwandten, sondern auch von Allen, mit welchen er in einiger Verbindung und Beziehung stand. Freilich wurde er dann unwillig, wenn er es mit Menschen zu thun hatte, die sich nicht an Ordnung zu gewöhnen Lust hatten, und streng gegen Solche, die in seinen Augen keine Nachsicht verdienten, weil sie ihm für sie selbst schädlich schien, denn er wußte wohl, daß man durch Nachsicht und Nachgiebigkeit öfters größeren Schaden bereitet, als durch strenge Beharrlichkeit, so wenig es auch diejenigen erkennen wollen, welche nur immer eine nachsichtige Behandlung wünschen, und die Liebe nicht erkennen mögen, die ihnen vorzüglich durch einen, ihnen entgegengesetzten festen Willen bewiesen wird. Das Schicksal begünstigte nicht immer seine Unternehmungen; besonders in seinen frühern und mittleren Lebensjahren wurde ihm manches unglückliche Loos zu Theil,

wodurch sein Vermögenszustand einige Mal in Zerrüttung gerieth; aber er wußte sich durch neue Unternehmungen immer wieder zu helfen. Dadurch zeichnete er sich vor Vielen vortheilhaft aus, die sich nicht von ihren, einmal gewohnten, Geschäften losreißen können, so wenig sie auch auf die bisherige Weise einen glücklichen Fortgang gewinnen, die auf neue Unternehmungen nicht sinnen, und zu neuen Beschäftigungen nicht übergehen wollen, wenn sie auch sichtbar ihrem gänzlichen Verfalle entgegen eilen. Nur einmal schien er nach einem ihn drückenden Unfalle, von seiner Thätigkeit abzuweichen, und ein unthätiges und genießenderes Leben vorzuziehen. Doch dauerte dieses nur kurze Zeit, und er scheint damals nur mit Entwerfung neuer Plane umgegangen zu seyn, die nicht so schnell zur Ausführung kommen konnten. Die Unternehmung eines neuen Geschäfts bewieß, daß er unterdessen sein Nachdenken darauf gerichtet haben mußte; denn er pflegte weniger über solche Angelegenheiten zu sprechen, als sie in stiller Ueberlegung zu berathen, daher er sich oft auch Stunden lang an Orten aufhielt, wo er nur in Vergessenheit seiner selbst geblieben zu seyn schien. Mit wechselndem Glücke hatte er schon mancherlei Handels- und Fabrik-Geschäfte getrieben, als er in den neunziger Jahren darüber nachsann, eine große Waidfabrik anzulegen, wozu es ihm theils an Vermögen fehlte und wozu andern Theils öffentliche Vergünstigungen nöthig waren, die er von der Landes-Regierung sich erst erbitten mußte. Anfänglich gedachte er seinen Plan in Erfurt auszuführen, und suchte bei der dasigen Behörde um Unterstützung und Beförderung desselben nach, weil daselbst der Waidbau sehr gepflegt wird; da er aber hier mehr Hindernisse, als Unterstützung fand,

so wählte er sich Molschleben, einen Ort im Herzogthum Gotha, nahe bei Gotha, wo auch der Waidbau, so wie in den umliegenden Orten stark getrieben wird, um sich hier nieder zu lassen, und seinen Plan zu verwirklichen. Die herzogliche Landes-Regierung, welche gern solche Anlagen befördert, machte ihm weniger Schwierigkeiten, war geneigt, seine guten Absichten, die natürlich auch dem Lande einträglich seyn mußten, zu befördern, und ihn durch Ertheilung von gewünschten Freiheiten und durch ein Privilegium zu unterstützen. War auch sein Vermögen damals nicht ausreichend für diese Unternehmung, so fehlte es ihm doch nicht an Vertrauen in seine Redlichkeit, Thätigkeit und Rechtschaffenheit, welches ihm von Verwandten seines Hauses die erforderlichen Vorschüsse gewährte. An der mittäglichen Außenseite des Ortes Molschleben richtete er nun seine Fabrik-Gebäude auf, und suchte sich eine ziemliche Umgebung anzueignen, die er nach und nach immer mehr erweiterte und durch zweckmäßige und nutzbare Anlagen bedeutend verschönerte. Zwar hatte er im Anfang noch nicht die Einsicht, seinen Waidfabricaten die gehörige Vollkommenheit zu geben, fand aber doch nach und nach Absatz, der sich nach mehrern Jahren vergrößerte, je mehr er darauf bedacht war, sein Fabricat zu höherer Vollkommenheit zu erheben. Das glückte ihm so sehr, daß er einen sehr ausgebreiteten Absatz in die entferntesten Lande nach Sachsen, Pohlen, Preußen, die Niederlande, Frankreich rc. machen konnte, weil sein Fabricat dem Indigo in dem Blaufärben nahe kam und ihn sogar ersetzte. Er kam auf diese Art wieder in den Stand, seinen erhaltenen Vorschuß an seine Verwandten abzutragen, sah das Glück seiner äußerlichen Umstände aufblühen, und mit wachsender Freude und

steigendem Unternehmungsgeiste beschäftigte und ernährte er viel fleißige Hände. Noch haben seine Fabrikgeschäfte unter seinen Söhnen einen glücklichen Fortgang.

In seinen spätern Jahren trieb ihn sein Unternehmungsgeist noch an, Bergwerke in dem herzoglichen Walde zwischen Ohrdruff und Ilmenau anzulegen, aus welchen er Braunstein zu Tage brachte. Eine Menge Bergleute, über welche er selbst das Directorium, von Ohrdruff aus, führte, wurden dadurch in Thätigkeit gesetzt, und, so beschwerlich ihm auch die Leitung dieses Geschäfts durch die Entfernung wurde, so war er doch unermüdet und machte öftere Reisen zu Pferde dahin. Mit vieler Kühnheit, besonders für seine Jahre, beritt er steile Berge und unternahm noch selbst die Bergfahrten. In seinem Hause hielt er mehrere Sortirer, welche den Braunstein nach seiner Güte von einander scheiden mußten, und man sah an den beständigen Zu- und Abfuhren, daß er bedeutende Versendungen zu machen hatte. Dadurch verschaffte er abermals dem Lande einen guten Zufluß, nnd setzte viele Arbeiter in Nahrung. Manche Familien fanden bei ihm ihr Auskommen. Diesen wurde er aber auch noch besonders dadurch nützlich, daß er eine Sparcasse von ihrem Lohne anlegte, eine sehr wohlthätige Einrichtnng für Menschen, die mit dem Gelde nicht zu wirthschaften verstehen, ihren verdienten Lohn gleich wieder zu verzehren pflegen, und nicht darauf denken, sich auch Etwas zu sammeln, um sich entweder für Nothfälle eine Hülfsquelle offen zu erhalten, oder ihren Kindern einen kleinen Nachlaß zu verschaffen, der ihnen wenigstens einen leichtern Anfang zum Selbsterwerb gewähren kann. Es haben sich mehrere durch diese wohlthätige Anstalt wieder empor-



gehoben, Schulden abgetragen, Häuser gekauft und ihre Umstände verbessert, und sie erkennen es dem umsichtigen Piutti noch dankbar im Grabe.

Doch ihn belebte auch ein warmer Sinn für gemeinnützige und öffentlich wohlthätige Anstalten, von welchen er immer mit vieler Wärme sprach, und zu deren Beförderung er manche zweckmäßige Vorschläge zu machen wußte. — Vorzüglich hat er sich um das Armenwesen zu Ohrdruff verdient gemacht. Denn, obgleich daselbst wöchentliche Almosen, nach gewissen Vorschriften, zur Unterstützung der Hausarmen, und der durchwandernden Handwerksbursche eingesammelt, und durch eine Comission vertheilt wurden; so hatte doch diese Comission kein polizeiliches Ansehen, und auch nicht so viel Mittel, um den zudringlichen Forderungen gänzlich zu genügen, und es lagen Schaaren von Bettlern auf den Straßen, die in die Häuser drangen, und dieselben sogar unsicher machten. Piutti sah wohl ein, daß auch diese Classe von Menschen sich ernähren könnte, wenn sie nur arbeiten wollte; daß ernstes Anhalten zur Arbeit für sie die wohlthätigste Unterstützung sey, und nur die Arbeit allein zu einem bessern Leben zurückführen könne. Er verweigerte aus diesem Grunde auf längere Zeit seine Almosenbeiträge, weil er sahe, daß auf diese Weise dem Uebel nicht gesteuert wurde, war aber dagegen mit dem Plane beschäftigt, der Stadt ein Arbeitshaus für arbeitslose und arbeitsscheue Herumstreicher zu verschaffen, und diese unnütze, ja! sogar schädliche Menschenclasse auf eine zweckmäßige Weise zu ernähren, wozu er selbst einen ansehnlichen Beitrag zu geben entschlossen war. Er that wohlbedachte Vorschläge, regte oftmals an, aber es scheiderte die Ausführung an mancherlei Schwierigkeiten, und

so wurde dem Verewigten auch die Gelegenheit benommen, sein Opfer zu bringen. Noch wenige Wochen vor seinem Ende lag ihm dieses Anliegen sehr am Herzen, er war noch fortwährend bereit, für solch' eine Anstalt seine Gabe zu reichen. Der Tod setzte aber seinem Willen, noch thätiger dafür zu wirken und die entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden, unvermuthet Grenzen. Da er selbst für die Einrichtung einer solchen Anstalt mit wirken wollte, so hatte er, was er selbst zu geben entschlossen war, noch nicht ausgesprochen; indeß hatte er im Stillen 500 Rthlr. dazu bestimmt. Sein guter Wille muß also für die That gelten. Bei der Wiedererbauung der abgebrannten Kirche, war er besonders auf einen Blitzableiter an dem Kirchthurme bedacht, und hatte schon ein Mal die dazu erforderliche Summe an die Bau-Casse gegeben. Er wünschte aber, daß dieser Ableiter nach seiner Angabe gemacht werden möchte, und war, wenn ihm zugelassen würde, selbst für die Herstellung zu sorgen, bereit, die Kosten dazu noch ein Mal zu geben; sein Tod hat aber auch diese gute Absicht vereitelt, weil der Bau noch nicht so weit vollendet war, um den Ableiter anbringen zu können. Als die Franzosen in Erfurt manche schöne Glocke verkauften, war er darauf bedacht, das, im Brande zusammen geschmolzene, schöne Geläute wieder zu ersetzen, und wollte, da er wußte, wie wohlfeil man dazu kommen konnte, das Capital dazu vorschießen; sein Vorschlag wurde aber nicht angenommen, weil die Wiedererbauung der Kirche noch zu fern zu liegen schien. Für die Errichtung einer catholischen Schule in Gotha hatte er im Jahre 1816 ein Capital von 200 Rthlr. ausgesetzt, welches er zwar vor der Hand noch in Händen behielt, aber jährlich mit 5 Proc. für

kirchliche Zwecke einstweilen verzinste. Ueber dieses Legat hatten die Vorsteher der catholischen Gemeinde keine Verschreibung, sondern nur mündliche Versprechungen erhalten. Auf die Anzeige von Seiten derselben, wurde in seinen Papieren nachgesucht, und die Quittung über die bisher gegebenen Interessen auf das, von ihm betitelte, Morocuttische Legat gefunden, worauf sich die Erben bewogen fanden, die Summe von 200 Rthlr. an die catholische Gemeinde auszuzahlen. Im Jahre 1812 wurde bei dem Rückzuge der Franzosen ein Lazareth außer der Stadt in das Schießhaus gelegt. Man bedurfte daher einen Mann, der gehörige Aufsicht darüber führte; und der nicht allein die, deshalb ihm aufzulegenden, Beschwerden und Unannehmlichkeiten nicht scheute, sondern der auch die Gefahr der Ansteckung von den Nervenkranken nicht fürchtete. Piutti ließ sich als Inspector anstellen, und verwaltete sein Amt so thätig als aufmerksam. Besonders trug er große Fürsorge für die unglücklichen Kranken, scheute keine Gefahr und Mühe bei der Entlegenheit des Ortes und den vielen Unannehmlichkeiten, welche dabei zu überwinden waren. Große Theilnahme bezeigte er besonders auch an der Errichtung des Landsturmes im Jahre 1814. Es war sein fester Wille, trotz seinem, so weit schon vorgeschrittenen, Alter, wenn es erforderlich wäre, selbst noch mit zu Felde zu ziehen, zur Befreiung Deutschlands beizutragen, und Beschwerlichkeiten und Gefahren mit den Kämpfern für Freiheit und Vaterland zu theilen. Auf gleiche Weise ließ er sich als Aufseher bei einer Beköstigungs-Anstalt der Armen in der Theuerung anstellen, und trug mit der größten Genauigkeit und Pünktlichkeit Sorge, so wohl für die gehörige Zubereitung, als

für die Austheilung der Speisen an die Empfänger. Man konnte sich auf ihn fest verlassen, daß er in solchen Fällen, was er übernommen hatte, gewiß auch mit der größten Thätigkeit und Zweckmäßigkeit ausführte und unangenehme Verhältnisse und widrige Begegnungen nicht scheute. Es würde gar Mancher, selbst für Belohnung nicht, sich solchen Geschäften unterzogen haben, die er ohne Lohn, einzig aus Pflicht und Liebe verrichtete. Allein er hatte ein reines Pflichtgefühl, wo Andere erst fragen: was wird mir denn dafür?

Da er nun im Stillen gern und nur in der Voraussetzung wirkte, daß seine Unterstützungen auch zweckmäßig gebraucht würden, und er wirklichen Nutzen stiftete; so wurde freilich die Strenge, mit welcher er gegen diejenigen handelte, die ihm schuldig und seiner Ansicht nach der Unterstützung nicht würdig waren, von manchen Unbedachten getadelt, sogar seiner Wohlthätigkeit hie und da bezweifelt oder verdächtig gemacht. Seine anscheinende Strenge machte ihn aber durchaus nicht gegen menschliche Noth und Verlegenheit gleichgültig; es mußten sich die Hülfsbedürftigen nur erst ein gutes Zutrauen auf ihre Rechtschaffenheit bei ihm erworben haben. Sein Wohlthun sollte wohl angewendet seyn, um so vorsichtiger war er im Geben, um so ernster forderte er, daß dafür etwas Tüchtiges geleistet werde. Sein Blick war hell, und er täuschte sich hierbei selten in Beurtheilung der Menschen. Manche verdankten ihm eine freundliche Unterstützung, gefällige Vorschüsse, stille Wohlthaten, die freilich nicht laut geworden sind, und es zeugt von einem um so edlern Gemüthe, daß er auch im Stillen, Gutes zu thun, nicht unterließ, da er sich für öffentliche und gemeinnützige Anstalten so lebhaft interessirte.

Sein früherhin wechselndes Glück erhielt erst später eine festere Richtung und Stätigkeit; bei allen günstigen und ungünstigen Veränderungen seines Schicksals blieb er sich aber selbst immer gleich. So bekannt es auch wurde, wenn durch bedeutende Schläge des Unglücks seine Vermögensumstände gesunken waren, so hat man ihn doch nie kleinmüthig gesehen, noch klagen gehört. Sein religiöser Sinn, und sein Vertrauen auf sich selbst erhielten ihn immer aufrecht, und er glaubte durch neue Unternehmungen, die er aber keinesweges leichtsinnig, sondern alle Zeit erst nach reiflicher Ueberlegung begann, seinen Wohlstand wieder erhoben zu sehen. In seiner Haushaltung blieb er sich treu. Auch sein höherer Glücksstand reizte ihn nicht zu einem größeren Aufwand für unnöthige Bedürfnisse. Er versagte sich vielmehr noch Manches, was ihm wohl, nach so viel Anstrengung, in seinem Alter zu gönnen gewesen wäre, und er that am wenigsten Etwas um des äußeren Glanzes Willen, wie wohl er, was in seinem Verhältnisse die Ehre forderte, nicht versäumte. Auch sein Aeußeres sprach den kräftigen Mann aus Er war von großer Mittelstatur, mäßig starkem aber robusten Körperbau, und behielt noch in seinem Alter ein gutes Ansehn und scharfes Auge. Kurz vor seinem Tode hatte er eine gefährliche Krankheit überstanden, die ihm die Möglichkeit eines nähern Abschiedes angedeutet haben mochte. In seinem Nachlasse fand sich daher, daß er im Begriff gewesen war, ein Testament nieder zu schreiben, um die etwas schwierige Vertheilung seiner Hinterlassenschaft für seine Kinder nach seinen Ansichten des Rechts aus einander zu setzen, weil er kein Kind dem andern vorzog und Jedem seinen Antheil nach den besondern Verhältnissen, in welchen

sich sein Vermögenszustand durch Capitalien, Fabrikanstalt, Bergwerk, Handel und liegende Güter befand, gewähren mochte.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er auch Legate für wohlthätige Zwecke und Anstalten aufgezeichnet haben würde, aber der Tod überraschte ihn auch über diesem Vorhaben so plötzlich, daß er nur ein schriftliches Zeugniß seines gehabten Willens hinterlassen hat. Vielleicht schonte er sich, bei seiner unermüdeten Thätigkeit, selbst immer persönlich anzuordnen und nach zu sehen, nach seiner letzten überstandenen Krankheit zu wenig, und legte dadurch den Grund zu seinem frühen Tode. Es wurde kurz zuvor in Gesellschaft bei'm Spiel einige Geistesabwesenheit an ihm bemerkt, die den Anfang zu seinem Ende zeigte. Nach seiner Rückkehr in seine Wohnung traf ihn ein Schlagfluß. Er kam wieder zur Besinnung und äußerte seinem Arzte mit Ruhe, daß ja wohl nun seine letzte Stunde schlagen werde. Ob er gleich gern noch gelebt hätte, so war er doch auch auf seinen Tod vorbereitet, der am andern Tag, den 23. Februar 1823 unter den Augen seiner herbeigeilten Kinder, wirklich erfolgte. Stille Ergebung und getroster Muth erleichterten ihm den schweren Hingang zum Grabe. Er hatte das Glück, alle seine Kinder versorgt zu wissen, und sah durch keinen Kummer seinen Abschied erschwert. Dankbarkeit und Liebe von Seiten seiner Kinder, und seiner zweiten Gattin, vereinigten sich mit der ehren- und liebevollen Theilnahme seiner vielen Untergebenen, und mit der Achtung, der Stadt und Aller, die ihn kannten um ihm das schönste Grabgeleite zu geben.

Franz Daniel Friedrich Wadzeck,

königl. preuß. Professor, Bibliothecar, und ordentliches Mitglied der märkischen öconomischen Gesellschaft.

geb. den 10. August 1762.
gestorben den 2. März 1823.

Das sicherste Urtheil über die Güte der Grundsätze eines Mannes, über die Treue, mit welcher er ihnen nachlebt, und also über seinen gesammten wahren Werth, als denkender und handelnder Mensch zugleich, können in der That nur diejenigen fällen, bei denen er lange gelebt und gewirkt hat. Ein heller Verstand, ein seltenes Talent verschaffen sich oft, durch Schriften oder auch durch einzelne öffentliche Handlungen glänzende Bewunderung. Man ist geneigt, den Menschen, der seine Fähigkeiten hervorragend ausgebildet hat, der in eben dem Grade gut und menschenfreundlich handelt, in welchem er wahr und hell denkt, auch für einen sittlich großen und edlen Mann zu halten. Aber oft weichen die Urtheile über einen Mann in diesen verschiedenen Rücksichten gar weit von einander ab, und derjenige, der als gemeinnütziger Schriftsteller von einem großem Publicum geschätzt wird, oder der sich die allgemeine Bewunderung einer Gesellschaft erwirbt, in welcher er selten erscheint, ist zuweilen, aus Mangel an practischer Sittlichkeit, oder an Brauchbarkeit und Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe

und in seinem Hause, ein Gegenstand der Verachtung seiner Mitbürger.

Derjenige Mann nun, dem es gelingt, die fortdauernde Achtung der Menschen zu gewinnen, die mit ihm in einer Stadt leben, mit ihm durch mancherlei Verhältnisse verbunden sind, über den man bei seinen Mitbürgern nur eine Stimme des Beifalls hört, und dem sie, wenn er von ihnen scheidet, mit aufrichtigen Thränen, wie einem schüzzenden Genius ihres Ortes nachweinen, der war gewiß ein helldenkender und wohlwollender Mann. Ein solcher war der Professor Wadzeck in Berlin. Nicht nur allgemein in dieser großen Hauptstadt geschätzt und geliebt, von seinem König geehrt, sondern auch der treue, unermüdlich sorgsame, sich selbst aufopfernde Vater von mehr, als 400 unmündigen, man darf leider zum großen Theil wohl sagen schlimmer, als älternlosen Kindern, der stets bereite Helfer mit Rath und That für jeden wahrhaft Hülfsbedürftigen, hat er Großes gethan für die leidende Menschheit, wie nur wenige Männer, deren Namen uns die Annalen der Wohlthätigkeit aufbehalten haben, es sich rühmen können. Er ward früh berufen, heimzugehen und auszuruhen von seiner Arbeit. Wie süß muß er ruhen, der treue Werkmann, welcher geduldig nicht nur die Last und Hitze des Tages — nein! auch das ertrug, was dem zarten Gefühl jedes edlen Menschen so unaussprechlich schwer zu tragen wird: Spott und Verkennung. Jetzt hat er dafür den unverwelklichen Kranz der Ehren empfangen, und lächelt über seine ehemaligen Schmerzen. Auch gewiß auf das künftige Erdenschicksal seiner Verwaiseten blickt er mit heiterem Lächeln hernieder, denn er sieht nun Alles im Glanz der ewigen Klarheit, und seine Arbeit ist gethan.

Wadzeck wurde zu Berlin, am 10. August 1762 von armen Aeltern, die zur böhmischen Colonie gehörten, geboren. Sein Vater, ein redlicher und frommer Mann, war Küster bei der Gemeinde gedachter Colonie, starb aber, als unser Wadzeck kaum zehn Jahr alt war, und hinterließ eine trostlose Wittwe mit sieben unerzogenen Kindern. Zwar sorgte sie als treue Mutter für die Erziehung derselben, aber kaum konnte sie den allernöthigsten Unterhalt für eine so zahlreiche Familie erschwingen. Drei von den Kindern wurden ihr an einem Tage durch den Tod entrissen und im Jahr 1774 gelang es ihr endlich, unsern Wadzeck, der schon auf der Straße sein frommes Liedchen sang, wie dieß in Berlin bei den sogenannten Currenden armer Schulknaben gewöhnlich ist, in's Waisenhaus nach Halle, in die Stiftung des unsterblichen Franke zu bringen.

Hier nahm sein heiterer Sinn, sein unverdorbenes Gemüth bald jene Richtung, die sein ganzes Leben verherrlichen sollte. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt im Waisenhause, worin er sich stets als ein folgsamer, fleißiger Knabe gezeigt hatte, kam er in das mit dem Waisenhause verbundene lutherische Gymnasium. Hier machte er innerhalb zwei Jahren in allen Kenntnissen so rasche Fortschritte, daß er, mit den trefflichsten Zeugnissen, zur Universität entlassen wurde. „Also heute" schreibt der neunzehnjährige Jüngling in seinem Tagebuche vom März 1781, „war der Tag, an dem die größte der Veränderungen mit mir vorging, da ich vom Schüler zum Studenten mich hinaufschwang. Dank dir, Vater aller Gaben, der du mich stärktest, muthig mich durch alle Gefahren hindurch zu kämpfen. — Mein ganzes Leben sey Dir Dank! — Dank auch Dir, guter Trapp, lange verkannte ich in Dir

den edlen deutschen Mann; wir sind gewohnt, nach dem Aeußern zu schließen. Dank Euch ihr Väter der Universität, daß ihr mich würdigt, ein Mitglied der Musen zu werden — mein Dank soll ohne Grenzen seyn. — Doch, was ist schwacher Dank!"

Wadzeck hatte sich dem Studium der Theologie gewidmet, und Heiseler war damals Rector der Universität zu Halle, Trapp Decan der theologischen Facultät. Wie schon früher, also auch noch als Student, suchte sich Wadzeck durch Stundengeben zu erhalten, und erwarb oft durch nächtliches Schreiben, besonders durch Notenschreiben, und Arbeiten für seine Studiengenossen, wovon er am Tage leben wollte. So steht in seinem Tagebuche: „ich legte mich des Mittags schlafen, theils, weil ich sehr müde war, meine Hauptabsicht aber war, das Mittagbrot zu verschlafen." — Ungeachtet er nur einige wenige und unbestimmte Freitische genoß, betrug die Summe aller seiner Ausgaben in einem ganzen Jahr nur 49 Thaler 7 Gr. wie dieß sein Tagebuch nachweiset. „Heute war ich in Passendorf," schreibt er hier unter anderem, „wo mich meine Freunde tractirten, und, hätte ich nicht schon meinen Caffee bezahlt gehabt; so wäre ich heute ganz frei ausgegangen."

Nichts gleicht dem Eifer, dem unermüdlichen Fleiße, mit welchem Wadzeck, obgleich dabei nichts weniger, als ein Kopfhänger, dem Studium der Wissenschaften oblag, zu welchen ihm, außer der Theologie, besonders die Naturwissenschaften und die Geschichte eine vorzügliche Neigung eingeflößt hatten, so wie letztere auch sein ganzes späteres Leben hindurch zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörten. Dogmatik und Kirchengeschichte hörte er bei dem D. Nösselt, Homiletik bei'm Professor Niemeyer, Logik, Metaphysik und Geschichte

der Philosophie bei Eberhard und Förster, Geschichte bei Mangelsdorf. Endlich, nach dreijährigen Studien, kehrte Wadzeck im Jahr 1784, ein kräftiger lebensfroher Jüngling, nach Berlin in die Arme seiner Mutter zurück, welcher er stets mit der zärtlichsten, kindlichsten Liebe ergeben war.

Noch in demselben Jahre, ward er von dem berühmten Silberschlag geprüft, erhielt die licentiam concionandi, und bald ward er einer der beliebtesten Canzelredner Berlins. Vorzüglich stand er bei der hochseligen Königin, (der Mutter des jetzigen Königs), in Ansehn, welche ihn oft vor sich beschied, und ihn nie ohne Geschenke entließ. Aber noch hatte Wadzeck nicht den rechten Kreis seines Wirkens gefunden, das Lehramt schien ihn mehr anzusprechen. Er nahm daher im Jahre 1788 eine Lehrstelle bei dem königlichen Cadettencorps in Berlin an, wo er bald darauf die Professur für Literatur, Physik und Naturgeschichte erhielt, aber immer noch nicht vor Mangel geschützt war, da er nur ein Gehalt von 180 Thalern bezog, und hiervon noch seine armen Verwandten unterstützte. Indessen entschädigte ihn der fast vertraute, höchst freundschaftliche Umgang, dessen ihn alle seine Obern und andere angesehene Männer würdig hielten, Männer wie die Generale Dierike, Köckritz, Rüchel, Lingelsheim und andere, — ein Verhältniß, auf welches er bis an sein Ende einen hohen Werth setzte. Indeß verbesserte sich nach und nach seine Lage, indem er die jetzige Bibliothek des königlichen Cadettencorps begründete, und zugleich ihr, so wie bei dem damaligen Ober-Collegium medicum Bibliothekar wurde. Gleichzeitig legte er auch das sehenswürdige Naturaliencabinet des Cadettencorps an, welches ihm nachher vom Könige

für 4000 Thaler abgekauft wurde, und das seit dieser Zeit mit jener Bibliothek vereinigt ist.

Im Jahr 1796 verheirathete sich Wadzeck in Berlin; seine Gattin, eine geborne Voß, welche ihm zwei Söhne gebar, besaß indessen nicht die Eigenschaften, wodurch sie seine häusliche Glückseligkeit hätte befestigen können, und er sah sich späterhin genöthiget, diese Ehe wieder aufzulösen. Aber dieses ungünstige Verhältniß seiner inneren Familien-Angelegenheiten hinderte keineswegs seine Wirksamkeit nach Außem. Ausgerüstet mit vorzüglichen Kenntnissen im öconomischen Fache, wurde er im Jahr 1810 als Mitglied der märkischen öconomischen Gesellschaft aufgenommen, und er schrieb viele Jahre hindurch den, zu dem Berliner Intelligenzblatt als Zugabe, erschienenen gemeinnützigen Anzeiger im öconomischen und technischen Fache, doch verfolgte Wadzeck diese Bahn nur in gewisser Beziehung, die ihn, vermöge seiner natürlichen Anlagen, zu einer seltenen Höhe wissenschaftlicher Ausbildung hätte führen müssen. Sein frommes Gemüth, immerdar ergriffen von dem Göttlichen, ließ seinem Geiste nur Ruhe, wo dieses in den Anschauungen hervortrat. Daher war Physik von je an seine Lieblingsbeschäftigung, und er lehrte sie, und schrieb über sie auf eine so eigenthümliche Weise, daß er schon in dieser Beziehung originell und nachahmungswerth da steht. Er sagt selbst: „Ich will nur auf eine leicht faßliche Weise dasjenige wieder geben, was große Männer in den Augenblicken der Verkündigung uns aus den Räthseln der Natur gelöst haben — um so das Gemüth zu diesen erhabensten Erscheinungen des Göttlichen, auf einen Weg zu führen, auf welchem es nicht den Gefahren der Speculation Preis gegeben ist.“ — Er wagte es daher zuerst, diese Wissen-

schaft Kindern vorzutragen, und, was er in so fern veredelnd auf Herz und Gemüth gewirkt hat, und wie er gleichzeitig das rein wissenschaftliche Streben, also schon in den ersten Keimen vorzubereiten suchte — darüber ist wohl nur eine Stimme der Bewunderung und des Dankes. — In allen diesen Beziehungen sehen wir nun, wie Wadzecks ganzes Leben nach einem rein philantropischen Wirken strebte.

So entstand im Jahr 1809 sein: „Nützliches und unterhaltendes berlinisches Wochenblatt, für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann,“ welches er auf seine Kosten herausgab, und das noch jetzt, nach seinem Tode, zum Besten der von ihm gegründeten Anstalt fortgesetzt wird — weder ein streng gelehrtes Blatt, noch ein bloßes Conversations-Blatt, aber eine ächte Volksschrift, gemeinnützig und unerreicht in der Innigkeit der Darstellung. — Denn Wadzeck, der nur dem Guten seine Kraft weihete, verstand ihm auch Worte zu leihen. Sein Blatt galt nur seinem Gott, seinem König, und dem, was recht, gut und wahr ist. Darum waren aber auch die Früchte dieser gesegneten Wochenschrift nicht klein, und ganz eigener Art. Zur Zeit des Frauenvereins, dessen erster Begründer Wadzeck, in Verbindung mit dem Hofagenten Eppenstein war, und dessen hohe Beschützerin und Vorsteherin die Prinzessin Marianne, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen, wurde, ging ein großer Theil der Gaben durch Wadzecks Hände; und späterhin, nach Begründung seiner Anstalt für arme Kinder ging aus dem Kreise seines Wirkens so viel Gutes und Herrliches hervor, daß er sich bei Hohen und Niedrigen ein unbeschränktes Vertrauen erwarb.

Aber ein so großes Maaß von Liebe und Innigkeit er auch besaß und so fromm und kindlich sein Gemüth auch war, ein so außerordentliches Zartgefühl Wadzeck auch belebte; so schien doch die ganze Masse seiner Empfindung auf einen Punkt vereinigt, wenn es galt, dem zu widerstehen, von dessen Verderblichkeit er sich überzeugt hatte. — Kräftig und unablässig trat er in dem Kampfe mit den Turnern auf, und herrlich standen ihm dabei Luthers Worte zur Seite, mit denen er seine Fehde beschließt: Ist's Werk von Gott, so wird's besteh'n, ist's Menschenwerk, wird's untergeh'n! — Uebrigens eiferte Wadzeck eigentlich nicht gegen das Turnen selbst, sondern nur gegen das äußere Wesen dieser Anstalten, welche das Gemüth der Jünglinge zu früh nach Außem und nach Ansichten einer Welt hinzogen, die sie, wie mehrere ihrer Lehrer, falsch verstanden. Unaussprechlich innig seinem Könige ergeben, ja, ein Ultra, wenn man diese Benennung auf ihn anwenden darf, haßte er Alles, was dem rein-monarchischen System nur irgend gegenüber zu stehen schien, und bekämpfte es mit allen, ihm zu Gebote stehenden, Mitteln. So wurde der bekannte Jahn sein besonderer Widersacher, aus dessen Briefwechsel mit ihm hier folgende Probe stehen mag, um zu beurtheilen, mit welcher laconischen Kürze er seine Gegner abzufertigen verstand.

„Herrn Professor und Bibliothekar, Friedrich Wadzeck.

Berlin, den 25. März 1818."

„Im 487. Stück Ihres Wochenblattes steht wörtlich folgende Stelle:"

(Jahn wiederholt hier in seinem Schreiben die ganze Stelle, welche mehrere Beschuldigungen gegen das moralische Betragen der Turnschüler ent-

hält, wozu aber Wadzeck die Belege von einer öffentlichen Behörde erhalten hatte. Desto mehr mußte es letzterem auffallen, daß Jahn, am Schluß jener wörtlich wiederholten Stelle, sein Schreiben mit folgenden gebietenden Worten schließet:)

„Die Beweise dieser Behauptungen erwartet schriftlich Friedrich Ludwig Jahn.“

Wadzeck antwortete auf dieses Schreiben, wie folgt:

„Herrn Doctor Friedrich Ludwig Jahn.“

„Ihr Zutrauen ist wirklich größer, als mein Wille, ihm zu genügen. Sie schreiben: „die Beweise dieser Behauptungen erwartet schriftlich“ und setzen diesem Befehle Ihren Namen unter. — Auch ich liebe die Kürze; hier also die Antwort: „Es ist nicht nöthig Friedrich Wadzeck!“

So wie das Gemüthliche in seinem Character das Vorzüglichste war, trug er auch nie einen persönlichen Haß, und man sah ihn wie einen ächten Christen immer zuerst die versöhnende Hand bieten, und seinem Feinde Gutes thun; daher ertrug er auch geduldig und schweigend sein Loos, als er nach 31 jähriger treuer Dienstzeit, im vollen Bewußtseyn seiner Kraft, in den Ruhestand versetzt ward, — eine Folge verschiedener Umstände, welche aus seinen öffentlichen Angriffen gegen das Turnwesen hervorgingen, das damals sich des Schutzes der Regierung zu erfreuen hatte. Unveränderlich blieb er deßwegen doch in seinen Grundsätzen, und treu in der Anhänglichkeit an seinen König.

Jetzt begann aber erst recht die Periode seines Wirkens, und um so segensreicher, da Tausende von Schülern, die oft an ihm hingen, wie Kinder an ihrem Vater, — ihn treulich umstanden, und den alten Vater nicht sinken ließen. Zu dieser Zeit war es geschehen, daß Wadzeck, der seit einigen

Jahren kleine Reisen im Vaterlande unternahm, auch nach Halle gekommen war. Hier erwachten in ihm mit jugendlicher Begeisterung alle die Gefühle der nun längst vergangenen herben und doch herrlichen Vorzeit. Er sagt selbst: „Höchst rührend war mir der Eintritt in den Schlafsaal der Waisenknaben; lebhafter wurden die Gefühle, sie drohten, die gepreßte Brust zu zersprengen; ich mußte mich entfernen, und in der Stille Gottes wunderbare Fügung in Demuth bewundern, nein — fühlen? ich habe kein Wort. — Mögen mir meine Leser verzeihen, wenn ich hier abbreche. — Wir stiegen höher zum platten Dache, zu jenem Altan, von dem wir Knaben so oft heilige Lieder herab gesungen, wenn im feierlichen Abendgebet unter Gottes herrlichem Sternenzelt, uns der Lehrer den Gott versichtbarte, der Alles so gütig geordnet hat, auch der armen Waisen — Vater ist." — Hier war es vielleicht, wo der unsterbliche Franke gewandelt hat, wo auch an Wadzeck der göttliche Ruf erging — ich habe Dich erhört, du sollst ein Vater der Armen seyn! —

Allerdings hatte Wadzeck schon seit langen Jahren den Armen Berlins bedeutende Hülfe gebracht, durch Sammlung unter seinen Freunden und Schülern — allerdings gehörte er schon seit langer Zeit nicht allein durch Sammlungen, sondern auch durch persönliche Opfer zu ihren größten Wohlthätern, — aber das Alles sollte durch das, was jetzt geschah, noch weit übertroffen werden; denn, was Wadzeck anfänglich mit geringen Mitteln nur für 12 unmündige Kinder bestimmte, erwuchs allmählig zu einer, auf Mutterliebe und Brudersinn gebauten Anstalt, die jetzt 408 Kindern zum Theil Wartung, Nahrung, Kleidung, Pflege

und Unterricht ertheilt; — und, ob auch das Vertrauen zu dem Bestehen der Unternehmung bei manchen seiner Freunde schwand, bei ihm, dem frommen Vater der Armen, war es felsenfest. So entstand ein herrliches, weites Gebäude, woran mit großen eisernen Buchstaben geschrieben steht: **Mit Gottes Hülfe und guter Menschen Beistand**, und dessen völlige Ausbauung noch kurz nach seinem Tode beendigt ward, eine Anstalt, der selbst der König von Preußen seine zweite Tochter an die Spitze stellte. Und 70 Mütter, Frauen aller Stände, schalten und walten im Hause, herzen auch das mutterlose Kind, und üben sich in der Barmherzigkeit und Liebe *).

---

*) Nähere und höchst interessante Nachweisungen über diese Anstalt gibt, ob sie gleich damals noch nicht zu der jetzigen Vollständigkeit gediehen war, ein Schriftchen Wadzecks: „Ueber die Anstalten für 60 unmündige und älternlose Waisen, in dem Alter vom ersten Lebenstage bis zum 5. Jahre, für zweihundert Knaben und hundert Mädchen der Straße in dem Alter von 5 — 14 J. Eröffnet am Geburtstage des Königs 1819." Berlin 1821. Er gedachte zu den, hier näher geschilderten, vier Anstalten, als:

1) Anstalt zur Bekleidung von 12 Kindern der Verbrecher und zur Erfreuung aller übrigen Vorhandenen am Feste der Freude,
2) Anstalt für Unmündige von ¾ bis 5 Jahren,
3) Schulanstalt für 20 arme Knaben der Straße,
4) Anstalt, welche 200 arme Mädchen im Christenthum, Lesen, Schreiben, Rechnen, Stricken, Stopfen, Hemdennähen und Kinderwarten unterrichtet;

noch eine fünfte Anstalt für 24 anständige Wittwen, die einst bessere Tage gesehen,

zu bilden, welche auch schon ihren Anfang genommen hatte, jedoch in wohlerwogener Rücksicht auf die Hauptanstalt zum Besten armer Kinder und in Besorgniß leicht eintretender Nachtheile und Hindernisse wieder aufgegeben werden mußte, mit so warmen Eifer auch das reiche Herz des

Wadzeck war ein Mann von mittlerer Größe, von gut genährtem und starken Körperbau, mit einem gesunden und kräftigen Ansehen. In seinen ausdrucksvollen, lebendigen Gesichtszügen malt sich zu gleicher Zeit sein wohlwollendes Gemüth, und die Energie seines Characters. In Absicht auf seine Denkungsart war er eben so ausgebildet, und eben so schätzbar, als in Absicht auf seine wissenschaftlichen Kenntnisse. Schon früh vereinigte er Alles in sich, was zu einem Character gehört, der das Gute liebt, es täglich übt, und allen Hindernissen, die sich ihm bei dieser Ausübung entgegen setzen, muthvoll und kräftig Trotz bietet. Desto auffallender erscheint seine Entlassung von seinem Amte als Professor an der königlichen Cadettenanstalt, mit der geringen Pension von 300 Thalern; aber ein Mann wie Wadzeck, sah hierin nur eine Anregung zu desto größerer Anstrengung, seinen Nebenmenschen durch Unterricht und Wohlthaten nützlich zu werden. Seine zahlreichen Zuhörer bei seinen Vorlesungen über Experimental-Physik und deutsche Sprache, der Ertrag seines Wochenblattes, gewährten ihm ein jährliches Einkommen von ohngefähr 3000 Thalern, und setzten ihn in den Stand, seinem Hange zum Wohlthun Genüge zu leisten.

Ungeachtet dieser bedeutenden Einnahme und ungeachtet der, schon oben angeführten, baaren Einnahme von 4000 Thalern für sein Naturaliencabinet, lebte Wadzeck in seinem häuslichen Zustande so sparsam, daß er hier nie Wein oder Bier, sondern bloß Wasser trank; vielleicht, um Schätze zu sammeln? — Nein, um durch eigene Aufopferung

---

edeln Stifters der Ausführung dieser menschenfreundlichen Idee ergeben gewesen war. D. H.

Andern, vorzüglich aber seinen armen Kindern zu helfen. Bei seinem Tode hinterließ er an baarem Gelde höchstens gegen 40 Thaler und 800 Thaler Schulden, welche er, zum Besten seiner Anstalt contrahirt hatte; seine beiden Söhne, von denen der eine als Officier in der preußischen Armee dient, der andere Kaufmann ist, erbten wenig mehr von ihm, als das unvergängliche Andenken an seine Verdienste um das Wohl der leidenden Menschheit. Unter seinem Nachlaß fanden sich unter andern zwei brillantene Ringe, Geschenke von dem russischen Kaiser und der hochseligen Königin, Mutter des jetzigen Königs, eine höchst merkwürdige Sammlung von Kupferstichen, gegen 50,000 an der Zahl, und bloß Köpfe berühmter Männer und Frauen aller Zeiten enthaltend; ansehnliche Sammlungen von Naturalien, physikalischen und andern Instrumenten. Alles dieses wurde aber gegen geringe Summen in öffentlichen Versteigerungen zersplittert.

Außer seinen beiden Söhnen hinterließ Wadzeck noch ein Pflegekind, einen jetzt zehnjährigen Knaben, welchen er als neugebornen Säugling von der Straße, wo er ausgesetzt worden war, in seine Arme aufnahm. Da seine Anstalt damals noch nicht bestand, so ließ er ihn größtentheils auf seine Kosten nähren und pflegen; bei seiner Taufe ladete er eine große Anzahl Pathen ein, sammelte von diesen eine Summe Geldes, die er zinsbar unterbrachte, so, daß dieselbe jetzt schon, mit Zins auf Zinsen, ein Capital von 700 Thalern beträgt, und bat seine hohe Gönnerin, die Prinzessin Marianne Wilhelm von Preußen, dem Kleinen einen Namen zu geben. Diese nannte ihn Innocenz Friedenreich, und derselbe genießt noch jetzt aus den Fonds der Wadzecks-Anstalt Unterhalt, so wie von einem der würdigsten Nachfolger des Verstorbenen, Erzie-

hung und Unterricht. Unzählig sind Wadzecks wohlthätige Handlungen ähnlicher Art. Er erfreute sich sein ganzes Leben hindurch einer fast unerschütterlichen Gesundheit, welche ihm sein kräftiger Körper sowohl, als auch seine stets ordentliche und mäßige Lebensart verschafften. Nur erst wenige Monate vor seinem Tode überfiel ihn eine Brustkrankheit, welche aber wieder gehoben wurde, und ganz unerwartet erfolgte daher am 2. März sein plötzlicher Tod. Seit langer Zeit hatte er sich nicht sowohl befunden, als an seinem Sterbetage. Wie neu geboren, so äußerte er mehrere Male, war er am Morgen aufgestanden. Mit einer ungewöhnlichen Kraft und der ihm eigenthümlichen Salbung hatte er seinen gewöhnlichen Sonntags-Vortrag in seiner Anstalt gehalten, und mit jener Heiterkeit, die ihm in seinen gesundesten Tagen beiwohnte, nahm er das Mittagsmahl an dem Familientische eines Freundes ein. Um vier Uhr entfernte er sich von dort, und besuchte einen Wohlthäter der Anstalt, den ehemaligen westphälischen Präsidenten, Jakobssohn. Auch hier war er sehr munter, verließ die Gesellschaft gegen 8 Uhr, und fuhr nach Hause. Als er aus dem Wagen steigt, empfindet er Uebelkeit; an der Hand des Kutschers gelangt er bis zum Hausflur; dort muß er sich auf die unterste Stufe der Treppe setzen. Sein treuer Bote der Anstalt kommt ihm mit einem Lichte entgegen — er fällt in dessen Arme. — Wadzecks Geist war schon seiner sterblichen Hülle entflohen! — Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Gewiß nur selten hat sich eine größere, innigere und rührendere allgemeine Betrübniß in den Herzen aller Einwohner einer großen Hauptstadt gezeigt, als dieß bei der Nachricht von Wadzecks Tode in Berlin der Fall war. Ueber neunzig Wagen,

worunter die glänzenden Equipagen der angesehensten Familien, außer einer unzähligen Menschenmenge zu Fuße, folgten seiner Leiche, welche am 4. März feierlich zur Erde bestattet wurde.

Seit vier Jahren (dem 3. August 1819) besteht nun schon diese Wohlthätigkeits-Anstalt, die dem Geiste nach, in welchem sie von Wadzeck gestiftet wurde, gewiß einzig, und deßhalb, so wie die daraus hervorgehende Einrichtung, für jeden, dem die Sache der Armen am Herzen liegt, werth und merkwürdig ist. Er setzte sich zum Ziel, das, was einst der unsterbliche Franke für Gelehrsamkeit und Wissenschaft begründet, in ähnlicher Art für das Volk und die Klasse der Dienenden zu bewirken. Er fing, wie Franke, ohne irgend ein äußeres Mittel, nur im Vertrauen auf Gott und den Beistand guter Menschen, mit 12 Kindern an, die nach dem, zu diesem Zwecke gekauften, Hause, des Morgens von ihren Aeltern gebracht, den Tag über daselbst gereinigt, gewartet, gepflegt und am Abend den Müttern zurückgegeben wurden, welche unterdessen ihr ärmliches Tagewerk treiben konnten. Doch schon nach wenigen Tagen wurde damit eine Knaben- und Mädchenschule verbunden; die kleinen Kinder vom ersten bis zum sechsten Jahre, zum Unterschied von den Schulkindern Unmündige genannt, blieben bald auch die Nacht im Hause; und späterhin gesellte sich zu diesem Allen noch ein Institut für Kinderwärterinnen, welches, da die Prinzessin Alexandrine von Preußen, jetzige Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, sich an die Spitze der ganzen Anstalt stellte, unter Genehmigung des Königs das Alexandrinenstift hieß. Der ganzen Stiftung jedoch legte der König den Namen Wadzeck-Anstalt bei.

Ein schlechtes Gartenhaus, in welchem die An-

stalt zuerst gegründet wurde, verwandelte sich innerhalb der ersten zwei Jahre in ein geräumiges Gebäude, das einen bedeutenden Kirchensaal zu der, in dieser Anstalt an jedem Sonntage, stattfindenden Andacht, einen großen und einen kleinen Schulsaal, einen Schlafsaal (jetzt mit 36 Betten) einen Eß- und Spielsaal, nebst den nöthigen Vorrath-, Kranken- und Wohnzimmer enthält, und in einem freundlichen Garten liegt, der seine Bestimmung (nämlich der möglichst stete Aufenthalt der Kinder zu seyn) jedem Besuchenden durch seine Rasenplätze, Schaukeln, Drehen, Kinderbänke und Wiegenpferde sogleich zu erkennen giebt. So wie sich hierin die Liebe zu den armen Kleinen, die sonst in dumpfigen Stuben eingeschlossen, in Ställen gelagert, oder auf schmutzigen, staubigten Straßen zum Betteln ausgesetzt waren, ausspricht; so ist sie in jeder Hinsicht, und bei jeder Einrichtung der Anstalt vorherrschend. Siebzig edle und würdige Frauen Berlins leiten mit sanftem, liebevollen Sinne die Aufsicht über das Ganze. Dreißig gebildete Jungfrauen machen es sich zu einem heiligen Geschäft, in den Mädchen-Schulen, abwechselnd mit der Lehrerin, die Kinder im Stricken, Nähen und Ausbessern von Wäsche und Kleidungsstücken zu unterrichten. So wie den armen Kindern, neben dem Unterrichte und der Erziehung, auch ihre tägliche Speise und die nothdürftigste Kleidung ganz unentgeltlich gereicht wird, so erhalten die Mädchen unter ihnen auch Wolle, Baumwolle und Leinwand zur Anfertigung ihrer Strümpfe und Hemden geschenkt, und, was sie daraus anfertigen, ist stets ihr alleiniges Eigenthum.

Diese ausgezeichnete Wohlthat genießen jetzt fortdauernd über 400 Kinder und zwar aus dem allerärmsten, nämlich aus dem Bettelstande, und nur

solche, die ihrer Blöße, ihrer Unreinlichkeit und ihres großen Mangels an Sittlichkeit wegen, nirgends aufgenommen, und von der Commune nirgends untergebracht werden können; nur für Solche ist, nach Wabzecks Sinne, diese Stiftung ganz eigentlich bestimmt. Sie sind diejenigen, denen die Menschenliebe am ersten die Pforten des wohlthätigen Hauses öffnet; denn Berlin von der Kinderbettelei wo möglich ganz zu befreien, und aus diesen bettelnden, und dadurch so tief gesunkenen Kindern, dem Vaterlande und der Menschheit noch gute Mitglieder zu erziehen, die künftigen Zuchtmittel und Strafen der Obrigkeit dadurch bei ihnen unnöthig zu machen, und Frömmigkeit und Gottesfurcht unter ihnen, und dadurch zum Theil auch unter ihren Aeltern zu verbreiten; dieß ist der große hohe Zweck dieser Anstalt. Wie sehr die Gemeinnützigkeit dieses, auf keinen sicheren Fonds, sondern lediglich auf freiwillige, milde Beiträge gegründeten Instituts gefühlt wird, beweist die außerordentliche und gewiß seltene Theilnahme, welcher sich dasselbe auch nach dem Tode des Stifters fortdauernd in hohem Grade erfreut. Neben jenen eben erwähnten Ehrenmüttern, verwaltet die Anstalt ein Verein von 15 Männern, nach der, von dem Könige erfolgten, Genehmigung. Sämmtliche Geschäfte der Anstalt, die der eigentlich dienenden Classe, und der Unterricht einiger Lehrer ausgenommen, werden völlig unentgeltlich besorgt. —

Diese Anstalt preiset am besten das Lob des edlen Wabzeck; sein Walten in derselben, die Einrichtung die er ihr gab, schildert am besten der Nachwelt seinen Character. Stets wird sein Name glänzen in den Jahrbüchern der Menschenliebe. Ein treues Bild von ihm giebt auch das, schon oben angeführte, berlinische Wochenblatt, wo man auf

jeder Seite den frommen, gottesfürchtigen, mitleidigen, sich selbst aufopfernden Vater seiner Kinder, den kräftigen, kühn gegen alles Böse sich auflehnenden Beschützer der Tugend und Unschuld, den gütigen, kenntnißreichen und beredten Lehrer der Jugend, den eifrigen und wahren Diener seiner Religion wieder findet. Wie werthvoll und bezeichnend sind unter andern Wadzecks Worte, welche er im 686. Stück seines Wochenblatts zu einem Spötter öffentlich aussprach, als Jemand einen mit Schmähreden und Verleumdungen gegen ihn beschriebenen Zettel statt einer milden Gabe in eine der Armenbüchsen geworfen hatte.

„Daß Du Aeußerungen der innigsten Dankbarkeit Kriechen und Schmeicheln nennst, ist eben nicht befremdend. Wer vom Edelmuthe nur in Romanen gelesen, wem sie nie das Herz bewegte diese heilige Menschenliebe, Gottes Erstgebot, kann sich freilich nur schwer von Entbehrungen und Entsagungen einen Begriff bilden, — und Dankbarkeit ist ihm fremd. — Was den Vorwurf von meiner Scheinheiligkeit betrifft, so thust Du denn doch wohl klüger, das überlässest Du Gott. Der Mensch ist da ein schlechter Richter. Welches Urtheil müßte ich nicht über Dich fällen, über Dich, der sein Giftzettelchen dahin legte, wo die Liebe ihre Gaben sammelte, und ich könnte mich dennoch irren. Nimm mein ganzes Mitleid, Du armer, freudenloser Bruder; der verächtliche alte Mensch vergiebt Dir von Herzen — schade nur den armen Kindern nicht, komm lieber zu uns, daß sie Dir die Hand bieten und sie Dir küssen und empfange meinen Dank, daß Du mir aufs Neue bestätigtest, daß grade die Art der Behandlung des Ganzen, so wie sie die zweckmäßigste ist, zugleich auch die sicherste und einzige bleibe und bleiben muß für einen Mann, der

zwar im Schweiße seines Angesichtes treu und fleißig arbeitet, und sich jedes Vergnügen versagt, der aber arm ist, weil er — du wirst dieß kaum glauben — arm bleiben will. —

Wie bescheiden sind ferner die Worte mit denen er die 4444ste Gabe begleitet.

„Hast Du auch mit diesen Gaben Alles gethan, was du thun konntest? Sind viel arme Kinder gerettet? — Hast Du Alles erfüllt, was Du Gott und den Wohlthätern versprochen? — wandeltest Du vor ihm mit Treue, und blieb keine Gabe an deiner Hand kleben? kam kein ungerechter Groschen unter Deinen mühseligen Erwerb? ermüdetest Du nicht in der Pflicht, die Du Dir zur Pflicht des Lebens machtest? — wandeltest Du mit steter Rücksicht vor dem Allsehenden und Allwissenden, und drückt Dich keine wissentliche Ungerechtigkeit? — bliebst Du bemüthig auch bei den freundlichen und ermuthigenden Beweisen von Zufriedenheit großer und geliebter Menschen? ließest Du durch tiefen Spott und schmerzenden Hohn Dich nicht abbringen vom Wege des Rechten? verschmähtest und entäußertest Du Dich mit Gleichmuth auch der erlaubten Erholung und Freude, weil sie sich mit dem mühsamen Geschäfte nicht einigen ließ? O liebe Gönner und Freunde, wie viel Fragen ließen sich da nicht aufstellen. Urtheilt mit Nachsicht und nehmt das ehrliche Bekenntniß: mein treues Gedächtniß giebt mir das Zeugniß des ehrlichen Bestrebens, meine Pflicht zu erfüllen — als volle Wahrheit. Was denn nicht gut war, möge besser werden! Unterstützt mich nur mit Liebe, mit euerm freundschaftlichen Rath, gern will ich Alles thun, dulden und leiden, was mir zu überstehen obliegt."

In den einzelnen Danksagungen, womit Wadzeck an dem Schlusse eines jeden Wochenblatts die

erhaltenen Beiträge aufführte, wußte er einen jeden der Geber, sobald er ihm nur irgend bekannt war, bei seinen individuellen Beziehungen zu nehmen, und ihm so zum Herzen zu sprechen. Diese Danksagungen sind ein wahrer Schatz von Frömmigkeit und Aufmunterung zum Wohlthun; oft kommen darin sehr gehaltvolle Worte vor, und, da sie die treuen Abdrücke seines Gemüths und seiner Gefühle sind, so wollen wir, ohne besondere Auswahl, nur einige von ihnen ausheben:

„Großmuth und Edelsinn sind Sprößlinge aus dem Garten Gottes. — Sie welken nimmer, sie tragen die herrlichsten Früchte — Menschenliebe und Erbarmung — Wer sie in seinem Herzensgarten pflegt und schützt, der hat Freude im Leben, und Trost im Tode.

„Möge Ihm die Blume des Lebens: Ruhe — nach großer anstrengender Thätigkeit: in aller Pracht nach langem Wirken entblühen —"

„Den freudigen Geber hat Gott lieb, und die Armuth verehrt Ihn, weil er ihr die Demüthigung erspart. — Doppelt erfreut diese Wohlthat, denn sie zerdrückt nicht das innere Gefühl der Menschengleichheit. —"

Sehr lieblich ist das Bild:

„Möge Wonne Sie umkränzen und das Gelingen redlicher Absicht Ihr der Freuden viel gewähren. Möge des Enkels Sohn Ihr einst das müde Auge zuküssen. —"

Wie ergriffen Wadzeck von der allgemeinen Sache der Befreiung des Vaterlandes war, kann man zwar in seinem Wirken im Frauenverein, und von der Entstehung seines Blattes an, in diesem lesen, und konnte es aus jeder Aufopferung sehen, die er dem Vaterlande brachte; — nirgends strahlt dieß aber lebendiger und unbefangener hervor, als

in der Thatsache, daß er seine beiden einzigen Söhne, den einen von 15 den andern von 16 Jahren mit in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger stellte.

An den jüngsten von beiden schreibt er:

„Gott erhalte Euch! das ist mein täglicher und stündlicher Seufzer und Gott wird ihn erhören, denn der Einsame würde ja noch einsamer seyn. — Mein Leben ist so ein Gewebe von viel Noth, viel Kummer und wenig Freude.

Sollte mir denn auch die Freude vernichtet werden, daß ich Euch als brave und gute Jünglinge wieder sähe — das wird Gott nicht wollen, der mich so wunderbar und heilig leitete. —

Wohl gestehe ich, daß ich Dich gewissermaßen beneide, guter Sohn — jene Beruhigung und jener wohlerworbene Stolz: auch ich half mein Vaterland befreien von Knechtschaft und Unterwürfigkeit, das ist ein nie verwelkender Lorbeer, den du schon in so jungen Jahren erwerben kannst.

Laß dich aber genügen mit diesem Bewußtseyn — und werde nie laut darüber.

Folge deinem Berufe, und gehe ihm im Namen Gottes entgegen. Er breite seine Arme über Dich und um Dich — es sind Vaterarme!"

Mit einer rührender Kindlichkeit schreibt er in einem andern Briefe:

„Nun, mein guter Junge, was machst Du? lebst Du und wie lebst Du? Ach Gott, wie so gern gäbe ich Dir einen Groschen, daß Du Dir Semmel holen könntest. Es wird Dich wohl manchmal recht hungern. Ich lebe nicht köstlich, daß weiß Gott, allein ich esse nie etwas, was mir schmeckt, daß ich nicht denke: ach, die armen Jungens haben es wohl nicht!

Mein guter Adolph, wie schwer werden Dir die Beschwerlichkeiten ankommen, denke aber an

Gott, Vaterland und Bestimmung. — Denke daran, daß ich stolz bin auf jedes Opfer, was Du dem Vaterlande bringst."

Wadzecks Schriften, außer den schon angeführten sind noch: Leben und Schicksale des berühmten Franz Rudolph von Grossing, eigentlich Grossinger genannt. Berlin 1789. 8. Geschichte der Erbhuldigung der preußisch-brandenburgischen Regenten aus dem Hohenzollernschen Hause. Leipzig, 1798. 8.

Naturwissenschaftliche Unterhaltungen. In Briefen. Berlin 1819. Auf Kosten des Verfassers. 3 Hefte.

Reisen im Vaterlande. Zur Erholung nach treuer Erfüllung mühsamer Berufspflichten. Berlin 1821 — 1822. 1r. Bd. Reise nach der Insel Rügen 2r. Band Reise nach dem Harz.

Beiträge zur Kenntniß der Mennoniten-Gemeinden in Europa und Amerika. Berlin. 1821. gr. 8. Unter den nachgelassenen Manuscripten ist noch folgendes zu merken, mit dem Titel: die Sauerbrunnen, Mineral-See- und künstlichen Bäder der preußischen Staaten ꝛc. Außerdem hat er für andere Männer mehrere Schriften ausgearbeitet, die daher auch nicht unter seinem Namen erschienen sind.

Auch Wadzecks noch lebende Mutter, eine ehrwürdige Matrone von 87 Jahren, vereinigt mit denen der ganzen Menschheit, die Segnungen ihres allgemein geachteten Sohnes, der ihr in den Wohnsitz der Seligen voranging. Nicht genug, daß Wadzeck mit treuer Dankbarkeit und Liebe, mit kindlicher Ehrfurcht, sein ganzes Leben hindurch seine Mutter wartete und pflegte; noch nach seinem Tode genießt sie die Früchte seiner wohlwollenden Handlungen. Sie bewohnt in Berlin ein eigenes kleines Haus nebst Garten, welches ihr Wadzeck

von seinen Ersparnissen gekauft hat, und erwartet so in gemächlicher Ruhe den Augenblick, welcher ihrem Leben ein Ende machen, und sie auf ewig mit dem Verklärten vereinigen wird.

Wadzecks irdische Hülle ruht in Berlin auf dem Kirchhofe, am Prenzlauer Thore, nahe am Eingange in der Mauer, wo sein Grab mit einer auf drei eisernen Stufen erhabenen eisernen Platte, mit der Inschrift: Evangelium Johannis Kap. 15 Vers 13, bedeckt ist. An dem Kopfende erhebt sich ein, zehn Fuß hohes, eisernes Kreuz, in einer gemauerten gothisch gewölbten Nische; auf dem Kreuz steht sein Name und darüber das Zeichen einer zertrümmerten Cycloide, aus deren Theilen sich die Linie von Neuem gestaltet, mit der Jahrszahl 1823; an dem Gemäuer die Inschrift mit goldnen Buchstaben (Lieblingsworte des Verewigten): Jesaias Kap. 40 Vers 31.

Die Bewohner der Mudrachstraße in Berlin, in welcher die Wadzecksanstalt zur Verpflegung und zum Unterricht armer Kinder sich befindet, haben späterhin den Monarchen, welcher fortwährend dieser Anstalt die huldreichste Unterstützung angedeihen läßt, gebeten, daß diese Straße künftig den Namen Wadzeckstraße führen dürfe. Dieß ist genehmigt und dem edlen Verstorbenen dadurch ein bleibendes Denkmal gestiftet worden, so wie der fortdauernde, ja wachsende Eifer der mildthätigen Berliner für dieses Institut die freudige Hoffnung rege erhält, es werde nicht untergehen, sondern eine noch dankbarere Anerkenntniß und festere Begründung gewinnen. v. H.

Dr. Gottlieb Ludolph Krehl,

Pastor und Superintendent zu Pirna, Ritter des königl. sächs. Civil-Verdienst-Ordens.

geb. den 13. Jan. 1745.
gestorben den 10. März 1823.

Ob auch die Bescheidenheit der Verwandten und anderweitige Hindernisse eine ausführliche Darstellung dieses würdigen Geistlichen erschwerten oder vielmehr unmöglich machten; so kann der Verfasser dieses kurzen Abrisses sich und vielleicht auch manchem Leser doch nicht das Vergnügen versagen, einen flüchtigen Blick auf ein, im Stillen so verdienstlich wirkendes Leben zu werfen, da schon die lange, durch eine höchst festliche Amtsjubelfeier, ausgezeichnete, Bahn die Aufmerksamkeit erregt, von der Würdigkeit des Gefeierten aber, auch außer dem Kreise seiner Diöces, mehr als Ein edler Theilnehmer an jener festlichen Freude ein höchst achtungsvolles Zeugniß ablegte. Besonders anziehend dürfte es seyn, ihn selbst, den klaren und vielerfahrenen Mann, über sich sprechen zu hören. Wir entnehmen daher diesen selbst gefertigten Lebenslauf, so wie manche andere Notizen aus der empfehlungswerthen Schrift des Archidiaconus M. C. F. Bartzsch

zu Pirna *), dem ich mich für die, unter großen körperlichen Beschwerden, dennoch mir liebevoll mitgetheilten Nachrichten innig dankbar verpflichtet fühle. Die erwähnte Autobiographie lautet aber also:

„Der Ort Königrode, wo ich den 13. Januar 1745 geboren bin, liegt unweit der Anhalt-bernburgschen Bergstadt Harzgerode am Fuße des Harzgebirges, in demjenigen Theile der Grafschaft Mansfeld, welcher vormals unter kursächs. Hoheit stand, 26 Meilen von Pirna. Mein Vater Christian Ehrenfried Krehl ist zur Zeit meiner Geburt Pfarrer zu Königrode, und Decan im Amte Rammelburg gewesen, nachher aber nach Mansfeld gekommen, und als General-Decan der gesammten Grafschaft, erster Schloß- und Stadtprediger zu Mansfeld, und Consistorial-Assessor zu Eisleben, im Jahre 1771 gestorben. Die Mutter, Christiane Charlotte geb. Degner, hat kaum das 35. Lebensjahr erreicht, und mich als einen 4jährigen Knaben unter der Erziehung einer ältern Schwester, der vor 9 Jahren zu Wallhausen im Wittwenstande verstorbenen Pastor Erfurth hinterlassen, da mein Vater sich nicht wieder verheirathet hat.

Die ersten Begriffe und Eindrücke von Religion, Wissenschaftlichkeit und Sprachkenntniß verdanke ich dem gedachten Vater. Nachher aber habe ich die Domschule zu Halberstadt, unter dem Rec-

*) Die Amtsjubelfeier des Herrn Dr. Gottlieb Ludolph Krehl, Pastors und Superintendenten zu Pirna, auch Ritters des königl. sächs. Civil-Verdienst-Ordens, beschrieben und zum Besten der Waisenversorgungsanstalt zu Pirna herausgegeben von M. Carl Friedrich Bartzsch, Archidiaconus daselbst. Leipzig, in Commission bei Georg Joachim Göschen 1822. (Bestimmter Preis 12 gr.)

tor Struensee, und die beiden Universitäten zu Halle und Leipzig besucht, und mich eines für meine Bildung sehr ergiebigen nähern Zutritts zu Nösselt, Ernesti und Gellert zu erfreuen gehabt.

Nachdem ich noch so glücklich gewesen war, an dem letzten Orte einige von den interessanten Vorlesungen über verschiedene vorgeschriebene Gegenstände mit anzuhören, welche in den Meßwochen zu Michaelis 1768 vor des Königs von Sachsen Majestät gehalten wurden, und wovon mir die Gellertsche über den Vorzug der Alten vor den Neuern in den schönen Wissenschaften, besonders in der Poesie und Beredtsamkeit am meisten im lebhaften Andenken geblieben ist; so ging ich als Hauslehrer des einzigen 6jährigen Sohnes des Herrn von der Asseburg auf Neindorf 2c. nach Halberstadt ab, würde 1770 als Candidat des Predigtamts vor dem Consistorio zu Eisleben examinirt und recipirt, und nach dem Tode meines Vaters an die Stelle seines Nachfolgers als Diaconus zu St. Nicolai in Eisleben befördert.

Der um diese Zeit wüthenden Theuerung und ansteckenden Seuche gedenkt die Predigt. Zwar hatte ich von beiden wohl Manches gelesen und gehöret, aber einen anschaulichen Begriff, und wie schwierig und gefährlich besonders die Seelsorge am Krankenbette dermalen sey, erlangte ich erst auf einer vorläufigen Reise, die ich an den Ort meiner Bestimmung that. Ich gestehe also, daß mich der Antrag des Herrn von Asseburg, daß ich gegen eine Vergütung von tausend Thalern noch 6 Jahre in meiner angenehmen und sorgenfreien Lage bleiben möchte, ganz unentschlossen und wankelmüthig machte. Schon hatte ich die Feder angesetzt, um mich von dem Amte in Eisleben wiederum loszusagen, als jene oben gedachte ältere Schwester da-

zwischen trat, zu den eingeholten Gutachten eines Nösselt und Ernesti die wahrscheinliche Stimme des Vaters legte, und dadurch der wankenden Wagschaale auf einmal den Ausschlag gab.

Anderthalb Jahre darauf, nämlich zu Ostern 1774 verheirathete ich mich mit Eva Susanne, ältesten Tochter des Auditeur Ziegra zu Sangerhausen, und habe an ihr 42 Jahre lang eine verständige, eine geprüfte und in der Haushaltung wohlerfahrne, treue, blos ihrer Pflicht lebende, und vor ihrer spätern Kränklichkeit auch heitre, gesellige und lebhafte Gefährtin auf der Lebensbahn gehabt. Sie hat mir 7 liebe Kinder geboren, aber nur 2 davon am Leben zurückgelassen, nämlich die an den Pastor M. Wolf zu Hohnstein verheirathete älteste Tochter, und den als Pastor zu St. Afra, und Professor der hebräischen Sprache an der Fürstenschule zu Meißen angestellten ältesten Sohn. Ein Sohn, und 2 Töchter sind in zartester Kindheit, 2 Töchter aber theils in blühender Jugend, theils in angehender Reife mir vorangegangen, nämlich die eine als Gattin des damaligen sächs. Stabsmedicus, jetzigen preuß. Regierungsraths und zweiten Arztes an dem Charité-Krankenhause zu Berlin, Dr. Neumann, die andere als verlobte Braut des Gerichtsschössers Bernhard zu Rötha bei Leipzig. Ach, der Verlust dieser beiden reinen Seelen hat mich tief gebeugt, und mir ein bittersüßes Andenken zurück gelassen. Doch blühet mir in ihren 4 und den übrigen 7 Kindes-Kindern, von welchen einige schon erwachsen, und in die Laufbahn des thätigen Lebens glücklich eingetreten sind, die Hoffnung auf, daß der Verlust nicht unersetzt bleiben wird.

Wie durch einen Zauberschlag wurde ich im Jahre 1789 binnen 4 Wochen von einem Diaco-



nate, auf eine Superintendur, und von der einen Grenze des Vaterlandes an die andere, 23 Meilen weit versetzt. Das gute Andenken, worin mein Vater in seiner Umgebung stand, und der dort allgemein bekannte Hergang meiner ersten Beförderung hatte mir nämlich gleich zu Anfang meines amtlichen Lebens den nähern Zutritt zu einem Hause in Eisleben geöffnet, wo, um mich der Worte eines berühmten Augenzeugen zu bedienen, frommer Sinn neben heiterer Geselligkeit, und wie ich hinzusetzen darf, männliche Wissenschaftlichkeit neben weiblichem Zartgefühle wohnte. Mit Grunde der Wahrheit kann ich es rühmen, daß ich dem Hause des damaligen Oberaufsehers und nachherigen wirklichen Geheimen-Raths und Conferenz-Ministers Herrn von Burgsdorf manchen frohen Tag, manche Erweckung und Stärkung des Geistes, und manche ehrenvolle Bekanntschaft verdanke, namentlich mit einem Niemeyer, welche hierauf in die innigste, vertrauteste Freundschaft übergegangen ist.

Aber der Fürsten- und Grafenstamm zu Mansfeld erlosch; dadurch änderte sich die ganze bisherige Verfassung des kleinen glücklichen Landes ab; und mein Gönner wurde als Oberconsistorialpräsident nach Dresden versetzt, grade zu der Zeit, als ich im Jahre 1788 einen ganz ungesuchten, und unerwarteten Ruf als Domprediger und Assessor der domcapitularischen Kirchen- und Schulendeputation zu Halberstadt erhalten, und mit seinem Vorwissen und Willen abgelehnt hatte.

Dafür sollte ich im Lande entschädigt werden, und rechnete daher um so fester darauf, daß mir das zu Anfang des Jahres 1789 zur Erledigung gekommene Pastorat an der nämlichen Kirche, an welcher ich 17 Jahre gestanden hatte, zu Theil werden würde, da die Gemeinde ihre Bitte mit der

meinigen vereinigte, und den Herrn von Burgsdorf an sein mir gegebenes Versprechen frei erinnerte. Aber gewisse Collisionen setzten der persönlichen Geneigtheit des edlen Mannes solche Gründe entgegen, die ich selbst für tristig anerkennen muß. Inzwischen hatte sich neben zwei andern von der Collatur des hochpreislichen Kirchenraths abhängenden Superintendenturen auch die zu Pirna durch Küttners Tod erledigt. Um eine von jenen beiden nach eigner Wahl zu erhalten, wurde ich zu Ostern veranlaßt, nach Dresden zu kommen, und eine Gastpredigt in der evangelischen Hofkirche abzulegen, aber auch zugleich dem mir ganz unbekannten Rathscollegio zu Pirna Solches zu melden, und es zur Anhörung derselben einzuladen. Mehr aus Gehorsam, als aus eigner Entschließung that ich dieses; und siehe, es hatte die Folge, daß den 2. Mai diese Predigt von 4 Rathsmitgliedern, wovon noch eins am Leben ist und an der Spitze des Collegii steht, angehört wurde, den 4. die Wahl Statt hatte und einstimmig auf mich fiel, und den 21. als an dem Himmelfahrtsfeste mir nach abgelegter Probepredigt die Vocation zuging. Doch konnte das Amt selbst, wegen des abzuwartenden halben Gnadenjahres nicht eher, als zu Michaelis von mir angetreten werden.

Da aller Anfang schwer ist, wie hätte es nicht der meinige in einem sehr hohen Grade seyn sollen, da er mit lauter für mich ganz neuen Gegenständen, Personen, Geschäften und Pflichten umgeben war? Indessen sind mir beide mir anvertraute Aemter durch Gottes gnädigen Beistand je länger je lieber geworden; und aus den beiden abgedruckten höchsten und hohen Decreten, dem hinzugekommenen Diplome, und der übrigen glänzenden Feier des Tages geht hervor, daß die Art, wie jene

Aemter von mir verwaltet worden sind, bei den Menschen Gnade gefunden hat. Möchte dieß ein Morgenstrahl der Gnade bei Gott gewesen seyn!"

Schmucklos und einfach steht dieser Lebenslauf da, doch liegt mitten inne ein 50jähriges treues Sorgen, Eifern und Wirken, denn er hatte bis dahin 17 Jahre als Diaconus an der Nicolaikirche zu Eisleben und 33 Jahre als Pfarrer und Ephorus in Pirna mit unermüdlicher Treue sich einem Stande und Berufe gewidmet, von dem er in seiner Predigt bekannte, „er habe ihn von Kindesbeinen an geliebt und aus ganz freiem innern Triebe erwählet, auch nachher keinen andern kennen gelernt, zu dem er sich durch Neigung und Fähigkeit mehr hingezogen hätte fühlen können, so gewiß er auch überzeugt sey, daß alle rechtmäßigen Aemter und Stände von Gott, und zum gemeinen Besten geordnet sind." Sein Bemühen ging dahin, mit Klarheit und Kraft das lautere Gottes Wort zu verkündigen, und ohne sich von allerlei Wind der Meinungen wägen und wiegen zu lassen; ohne der kalten Verstandsansicht in Sachen der religiösen Ueberzeugung oder dem mystischen Dunkel einer ausschlüßlichen Gefühlsreligion zu huldigen, blieb er sich in seinen Religionsvorträgen gleich, trug in ächt protestantischem Geiste die reine Lehre Jesu vor, wie Offenbarung und Vernunft sie zu glauben und zu halten befehlen, und strebte, seine Zuhörer so wohl mit der christlichen Sittenlehre als mit dem wahren Evangelium, der christlichen Glaubenslehre bekannt und vertraut zu machen. So erlebte er denn auch die, nicht einem Jeden vergönnte, Freude, daß in seiner Stadt und Gemeinde, ja in dem ganzen, seiner geistlichen Aufsicht untergeordneten, Bezirke keine Spur von Vereinen sich zeigte, deren Glieder in der bestehen-

den äußerlichen Gottesverehrung etwa keine Befriedigung gefunden und sich darum, unter sich, in heimlichen Winkeln, zu diesem Zwecke versammelt hätten, und der angerühmte religiöse Sinn seiner Gemeinde, die Sittsamkeit der Jugend, die Ordnung und Eintracht in den Familien, die herrschende Anhänglichkeit an König und Vaterland, die ziemlich allgemein Statt findende Anständigkeit und Ruhe und die schnell sich zeigende Thätigkeit und Theilnahme, wo Hülfe Noth thut, Eigenschaften, welche Pirna besonders eigen seyn sollen, sind auch seiner treuen Mitwirkung ganz vorzüglich anzurechnen. Dafür leitete ihn auch überall eine, nie sich völlig genügende, Bescheidenheit und gewissenhafte Vorsicht. Jedesmal bereitete er sich mit Emsigkeit auf die öffentlichen Religionsvorträge vor, wenn ihn auch die dringendsten Geschäfte anderer Art in seinem beschwerlichen Amte abzuhalten schienen, und dann sprach er mit Leben und Wärme; so daß, was vom Herzen kam, auch wieder zum Herzen ging. Es gelang ihm aber auch bei dem achtungsvollen Vertrauen, welches er von allen Seiten genoß, um so leichter, manche Mißbräuche in Kirchen und Schulen abzuschaffen. Auf seinen Vorschlag wurde mit Bereitwilligkeit und Eile das neue dresdner Gesangbuch, bald nach dessen Erscheinen, eingeführt, zu seiner Freude die Begräbnißkirche wieder hergestellt und der Hauptkirche zu Pirna ihre helle, freundliche, jetzt so allgemein anziehende und wohlgefällige, Gestalt, blos durch freiwillige Beiträge, gegeben. Nach seiner Anordnung wurde eine Schulbibliothek angelegt, ein Schullehrer-Seminar unter den Chorschülern errichtet, mit deren Unterricht er sich selbst befaßte, und noch in den letzten Jahren ein vierteljähriger besonderer Kinder-

gottesdienst von ihm eingeführt. Vor Allem aber machte er sich durch die trefflich eingerichtete Wittwen- und Waisencasse sämmtlicher Prediger und Schullehrer seiner Diöces, die nur sein Werk ist, verdient. Sein Haus war der stille Wohnsitz der Frömmigkeit und des Fleißes, des Wohlstandes und der Zufriedenheit. Als Vorgesetzter ernst und doch freundlich in Behandlung seiner Untergebenen, als Geschäftsmann die Zeit rasch und weise benutzend, ein sorgfältiger Familienvater, als Amtsgenosse friedfertig und gefällig, dem Freunde mit Offenheit und Treue ergeben, heiter in würdigen, geselligen Kreisen und als Mensch und Christ voll Ehrfurcht gegen Gott und voll herzlicher Liebe gegen seinen Nebenmenschen. Willig eilte er zu den Kranken mit frommen Tröstungen, und manche Thränen der Nothleidenden hat er getrocknet; denn er verband mit einer pflichtmäßigen Sparsamkeit eine geräuschlose Wohlthätigkeit gegen Arme aller Art, besonders gegen solche Nothleidende, die ein zartes Ehrgefühl, um Almosen zu bitten, abhält, und die darum nur im Stillen seufzen. Am augenscheinlichsten bewies er dieß in den Tagen, da Feuers- und Wassersnoth ausgebrochen war, in jener Zeit der allgemeinen Noth des öffentlichen Druckes, als der Krieg mit seinen Verwüstungen auch jene Gegend in Schrecken setzte und als ansteckende Krankheiten und Seuchen so viele Bewohner hinwegrafften. In dieser verhängnißvollen Zeit empfahl er den Seinen unausgesetzt, durch Lehre und Leben, Ergebung in des Höchsten Willen und sein Vertrauen auf Gott leuchtete ihnen als ein heller Stern voran.

Sein fortschreitendes Streben nach höherer Erkenntniß beschränkte sich nicht bloß auf Gegenstände, welche zu seinem Berufe gehörten, ihm

durfte kein Gebiet des menschlichen Wissens ganz fremd bleiben. Wahrheit, fern von Aber- und Ueberglauben, hieß sein Ziel, und das köstliche Gut, das er nicht klar und eifrig genug seinen Pflegebefohlenen mittheilen zu können glaubte, damit sie schon hienieden die Kraft des Guten, die selige Gemüthsruhe sich aneignen möchten, welche uns des Lebens schwierigste Räthsel löst und seine Lasten und Mühen in einem heitern Lichte erblicken heißt. Sein wissenschaftlicher Geist erhielt sich daher auch nicht nur in fortgesetzter Vertraulichkeit mit den Fortschritten der Zeit, er unterhielt auch fleißig einen Briefwechsel mit seinem berühmten Jugendfreunde Niemeyer zu Halle, und selbst das hohe Alter hielt ihn nicht zurück, den Umfang seines Wissens zu erweitern. So konnte der Jubelgreis mit Wahrhaftigkeit zu seiner Gemeinde sagen: „solltet ihr meinen Gemüths-Character und Lebenswandel nicht ganz verwerflich gefunden haben, — es ist die Kraft der euch von mir verkündigten Wahrheit, welche das bewirkte: es ist, nach Pauli Ausdruck, das Gesetz des Geistes, das in Christo Jesu lebendig macht, welches mich frei gemacht hat von dem Gesetz der Sünde und des Todes." Darum konnte ihn auch der beredtsame Mund des ihn einweihenden Redners, ohne zu schmeicheln, also bezeichnen: „das Bild einer festen Gerechtigkeit, einer unermüdeten Amtstreue, einer treuen und frommen Liebe steht in schöner Wirklichkeit vor unsern Blicken" und der schon genannte Freund ihn mit den ausdrucksvollen Worten begrüßen: „αληθευειν εν αγαπη war stets die Regel Ihres Strebens." Von seinen Geistesarbeiten ließ er nur Wenige öffentlich erscheinen. Es sind ungefähr folgende bekannt: **Rede bei der Einweihung des neuen Schulhauses in Gott-**

leuba, d. 1. Nov. 1803 (in Rehkopfs Prediger-Journal für Sachsen, 2. Jahrgang 1804. 1. Heft S. 55—61). Rede bei der Pfarrprobe in Langenhennersdorf, am Sonntage Estomihi 1804 ebendas. 9. Heft S. 677—683. Rede bei der Vorstellung des Herrn Past. Löffler zu Ehrenberg, als Pfarrer zu Porschendorf und Liebethal am 1. Osterfeiertage 1816 gehalten, (in Ammons Magazin für christliche Prediger, 1. Band. 1. Stück 1816 S. 255—262.) Predigt bei der Einweihung einer wiederhergestellten Begräbnißkirche (ebendas. 2. Band. 2. Stück 1818. S. 448—458). Besonders gedruckt sind: Abschiedspredigt, in der Nicolaikirche zu Eisleben gehalten. Eisleben, 1789. Predigt an dem Dankfeste bei dem Einzuge der Verbündeten in Paris. Pirna; 1814. 8. Die Hoffnung des Vaterlandes. Eine Predigt bei der Rückkehr des Königs von Sachsen zu seinen Staaten. Dresden, 1815. 8. —

Der längst, mit Freuden ersehnte, achte Sonntag nach Trinitatis, der 28. Juli 1822 brach endlich an, an dem es ihm deutlich werden sollte, wie viele Herzen ihm mit ausgezeichneter Liebe und Hochachtung ergeben waren. An demselben Sonntage 1772 hatte er zu Eisleben sein erstes Predigtamt angetreten und ihm zu Ehren ward eine so sinnige Feier angeordnet, daß eine nähere Schilderung derselben Manchem, der sonst keine Kunde von ihr erhalten, vielleicht nicht unwillkommen seyn dürfte. — Schon Tags zuvor, Mittag 1 Uhr, ward eine Vorbereitungs-Betstunde nach vorherigem Geläute mit allen Glocken als zur Vesper vor einem Feiertage gehalten, und des Abends vom Thurme herab die Melodie des Liedes: Herr, der du mir

das Leben ꝛc. geblasen. Früh 4 Uhr des nachfolgenden Tags verkündigte ein viertelstündiges Geläute den Eintritt des Festes und die Melodie des Liedes: Vor deinen Thron tret' ich ꝛc. und der Hymnus: Lobt den Herrn, die Morgensonne ꝛc. erschallten vom Thurme. Kaum, daß der Jubelgreis seine Morgenandacht verrichtet hatte, ward er auf das Angenehmste dadurch überrascht, daß er in seinem Vorzimmer eine mit einem alabasternen Gehäuse verzierte und unter einer Glasglocke stehende Uhr mit einem Compensations-Pendul vorfand, mit der Aufschrift versehen: Dem Herrn Sup. M. G. L. Krehl bei seinem 50jährig. Amts-Jubiläo den 8. p. Trinit. 1822, von der Stadt Pirna. Bald dann stimmte das Schüler-Chor unter seinen Fenstern das Lied: Stets warst du meine Zuversicht ꝛc. und dann eine Cantate an. Oberhofprediger Dr. Ammon begrüßte nicht lange darnach, dem Hocherfreuten, zugleich als Schwiegervater seiner Tochter, mit herzlichen Wünschen und einem Belobungsschreiben des Kirchenraths. Selbst der Conferenzminister Graf von Hohenthal, der Geheimerath und Oberconsistorial-Präsident von Globig, so wie der Oberconsistorialrath Dr. Weber fanden sich ein, nachdem ihn Tags zuvor schon sein würdiger Freund, der Canzler und Professor der Theologie, Dr. August Herrmann Niemeyer, zu Halle-Wittenberg mit seiner Ankunft erfreu't hatte. In einem feierlichen Zuge durch eine Doppelreihe uniformirter Bürger ward nun der Jubelgreis in der Mitte seiner beiden Kinder und des Schwiegersohns so wie unter ansehnlichem Gefolge zur Kirche geführt, an deren Hauptportal ein von grünem Tannenreisig gebundener, architectonisch verschnittener Ehrenbogen, mit Festons von Eichenlaub verziert, auf zwei eben so gebildeten toscani-

schen Säulen ruhete, an denen sich Epheuranken hinaufwanden. Ueber dem Bogen befand sich ein weißes mit einem Lorbeerkranze umwundenes Schild und darauf stand das einzige, doch bedeutsame Wort: Revirescat! Canzel und Altar waren festlich geschmückt; zu beiden Seiten des letztern standen hohe blühende Orangerie- Lorbeer- und Lebensbäume, durch Epheu und Tannenreisig mit den zunächst stehenden Pfeilern verbunden. Auf dem Altar lag eine von dem Gefeierten dankbar verehrte neue Bibel in Quart. Der Jubelgreis hielt eine kräftige gemüthvolle Predigt in treuer Anwendung auf sein Leben, welcher die Geist und Gemüth innig ergreifende Weihrede des Oberhofpredigers Dr. Ammon folgte. Schon an der Treppe der Wohnung, wohin sie zurückkehrten, empfingen ihn die Mädchen aus der dasigen Töchterschule, während sie ihm Blumen streuten, mit einem auf Rosaband gedruckten Festgedichte. Das größere Gesellschaftszimmer, welches er nach einiger Erholung von den vielfältigen Anstrengungen betrat, war geschmackvoll verziert und der Thür gegenüber hing sein 1774 gemaltes, damals wohlgetroffenes Bildniß mit der auf weißen Grund mit lebendigen Blumen gestickten Unterschrift: Als Jubelgreis, darunter ein Altar mit verschiedenen Weihgeschenken der tiefgerührten Familie. Darauf wurde ihm vom Geheimen-Rath und Präsident von Globig das Ritterkreuz des königl. sächs. Civil-Verdienstordens, und vom Canzler Niemeyer das Diplom eines Doctors der Theologie und die besonders abgedruckte Dedication der eben damals erscheinenden 6. Ausgabe seines Handbuchs für christliche Religionslehrer mit gehaltvollen Worten überreicht. Die Repräsentanten sämmtlicher Prediger in der pirnaischen Ephorie übergaben ihm einen Ring, auf welchem in

einem mit Brillanten à jour gefaßten Amethyst das Citat Dan. XII. 3., darüber ein Palmzweig, und eine darum hängende Epheuranke eingeschnitten sind, nebst einer lateinischen Ode. Selbst im Namen der zur allgemeinen Straf- und Versorgungsanstalt verordneten Commission, besonders auf Veranstaltung des Directors derselben, Conferenzministers und Geheimenraths von Nostiz und Jänkendorf, wurden ihm zwei geschmackvoll gearbeitete silberne Leuchter, und durch einen Abgeordneten von sämmtlichen Schullehrern und Kirchnern der Diöces ein silberner Becher mit der Aufschrift auf der einen Seite des Schildes: Ihrem hochehrw. Ephorus Herrn M. Krehl, Sup. zu Pirna, am Tage Seiner Amtsjubelfeier, auf der andern Seite: gewidmet von den Schullehrern und Glöcknern der Diöces Pirna den 28. Juli 1822 nebst einem Gedichte, so wie von Seiten einiger Candidaten des Predigtamts ebenfalls ein Glückwunschgedicht dargebracht. Diesem Beispiele folgten die dasige Kaufmannschaft, Bürgerschaft, Kinderlehrer, eingepfarrte Dorfschaften und mehrere Einzelne mit gleicher Herzlichkeit, und Allen wußte der würdige Greis mit erneueter Kraft und ungesuchter Gewandtheit seine Dankesgefühle zu erwidern. Selbst Entferntere, als der Amtmann Löser in Schandau, der 80jährige Pfarrer Nicolai zu Lohmen, Otto, Director des Schulseminars zu Friedrichstadt u. A.; Hohe und Niedere, Alte und Junge beeiferten sich schriftlich oder mündlich, ihren Antheil zu bezeugen, wie denn auch bei dem heitern und zahlreich besetzten Gastmahle, wo dem Jubelgreise gegenüber ein festlich behangener Altar stand, dessen Postament mit den schönsten Blumentöpfen besetzt war und der die Inschrift trug: Aus Dankbarkeit! ihm zwei Kinder des

Kaufmanns Schörmer daselbst, die eine Tochter einen schönen geschliffenen gläsernen Pocal mit der Inschrift: Dem treuen Arbeiter im Weinberge des Herrn blinke lange noch des Weinbergs Gold. Am 28. Juli 1822, die andre ein gläsernes Fruchtkörbchen mit so eben angekommenen frischen Weintrauben vom Rhein überreichten. Eine Abendmusik, von der uniformirten Bürgerschaft, in Begleitung des Schülerchors dargebracht, und theilnehmende Glückwünsche, selbst von Seiten der anwesenden Officiere, beschlossen den seltenen, feierlichen Tag. Denselben Nachmittag, so wie der Archidiaconus Bartzsch den Sonntag darauf, sprachen sich die Collegen des Gefeierten in den gemüthvollsten Reden von der Canzel aus, über die Bedeutung des schönen Tags und den hohen Werth des Mannes, dem sie mit aufrichtiger Verehrung anhingen.

Bis hierher hatte der Jubelgreis, wie er selbst in seiner Predigt dankend erwähnte, eine ausgezeichnete Gesundheit genossen und setzte auch nach diesem frohen Ereigniß seine Ephoral- und Pastoralgeschäfte mit der gewohnten Thätigkeit fort, bis ihn die Kräfte verließen, und ein Uebel eintrat, das er schon lange vorher befürchtet hatte, nämlich die Brustwassersucht. Von 1—12. Januar 1823 predigte er noch drei Mal, und am 12. Januar, an welchem er jedesmal seinen Geburtstag feierte, zum letzten Mal. Nun betrat er die Kirche nicht mehr. Seine Leiden begannen, mehrten sich mit jedem Tage, und erreichten zuletzt einen so hohen Grad, daß Jeder, der ihn kannte und dieses Elend sah, ihm baldige Erlösung wünschen mußte. Sechs Wochen kam er in kein Bett, und nur sein Glaube und sein unerschütterliches Vertrauen auf Gott hielten ihn aufrecht. „Wer den Willen Gottes thut",

sprach er oft, „also auch die Trübsale, die er nach dem Willen Gottes duldet, mit Gelassenheit und Ergebung trägt, der bleibt in Ewigkeit!" Das war seine Ueberzeugung und durch dieselbe kämpfte er rühmlich seinen harten Kampf bis an's Ende, welches im Beiseyn seiner 2 noch lebenden Kinder am 10. März früh um 1 Uhr erfolgte. Allgemein, wie zuvor die Freude, war auch der Schmerz, den nicht blos die Kirchengemeinde zu Pirna, sondern die ganze Diöces über seinen Hintritt empfand. Seine Beerdigung war nach seiner eigenhändig aufgesetzten Anordnung einfach, aber die Zahl derer, die seinem Sarge folgten, sehr groß. Auch viele Prediger und Schullehrer aus der Diöces hatten sich dazu eingefunden. In der Begräbnißkirche wurde am Altare ein Aufsatz von ihm vorgelesen und dieser mit einigen herzlichen Worten vom Archidiaconus M. Bartzsch begleitet. So ging der hochgeehrte, vielgeliebte Greis nach schnellem Wechsel von Freud' zu Leid' ein zur wohlverdienten ewigen Ruhe.

M. Christ. Gottf. Heinrich Burdach,

evangelischer Prediger zu Kohlo bei Pförten in der Niederlausitz.

gebor. den 25. Nov. 1775.
gest. den 11. März 1823.

Der frühe Tod dieses, durch schriftstellerische Thätigkeit der gelehrten Welt nicht unbekannten, Mannes, so wie die von bangen Sorgen nicht freie Lage der Hinterlassenen, und ganz besonders der Umstand, daß diese Biographie größtentheils von seinem ältern, von Jugend auf ganz blinden Bruder, Abraham Burdach, ebenfalls Verfasser einiger, jedoch noch ungedruckten, schön wissenschaftlichen Werke ernsterer Art z. B. die Natur und ihr Schöpfer, ein Lehrgedicht in Ottarimen; morgenländische Erzählungen &c. in die Feder dictirt worden ist, dürften wohl auf eine besondere Theilnahme an dem Verewigten Anspruch machen. Möchte sie sich doch in dem Herzen mancher Begüterten durch eine thätige Fürsorge für die Hinterlassenen bewähren, wozu auch die edelmüthig übernommene Herausgabe einiger seiner nachgelassenen Manuscripte vielleicht eine Veranlassung geben könnte. Dann sähe sich der Herausgeber dieses einfachen, kurzen Lebensabrisses für seine Veröffentlichung reich belohnt.

Christian Gottfried Heinrich Burdach war den 25. Nov. 1775 zu Kohlo bei Pförten in der Nie-

derlausitz geboren. Sein Vater, Benedict Christian Burdach, so wie sein Großvater Joh. Christ. Burdach und sein Urgroßvater Andreas Burdach, waren seit 1687 seine Vorgänger in demselben Amte gewesen. Hier verlebte er die ersten Jahre seiner Jugend unter der Leitung seines Vaters und seiner Mutter Christiane Elisabeth geb. Petri. Nicht nur in den ersten Anfangsgründen menschlicher Erkenntniß, sondern späterhin auch in den ältern und neuern Sprachen und Wissenschaften, genoß er die Unterweisung seines Vaters, der es für die Ausbildung und Befestigung seines sittlichen Characters vortheilhaft hielt, ihm so lange, als möglich die väterliche Aufsicht und Erziehung zu erhalten. Er fühlte sich auch dazu geeignet, denn er hatte in früherer Zeit auf der Universität Wittenberg den Wissenschaften eifrigst obgelegen, daselbst einen Hofmann, Weigmann, Hüller, Ritter und Andere gehört, und sich eine sehr ausgebreitete und gründliche theologische Gelehrsamkeit erworben. Mit dieser und einer großen Vorliebe für dieselbe, vorzüglich für das ältere theologische System, verband er eine tiefe Ehrfurcht gegen die Religion selbst, und einen hohen Grad von Werthschätzung gegen die äußere Ausübung ihrer Gebräuche. Der unter seinen Zeitgenossen überhand nehmende irreligiöse Leichtsinn, war ihm im höchsten Grade zuwider. Frivole Scherze und unanständige Spöttereien über Gegenstände, die einem ernsten Gemüthe ehrwürdig und heilig seyn sollten, waren dem väterlichen Hause so fremd und unbekannt, daß der Character des aufblühenden Jünglings in dieser Hinsicht keine schiefe Richtung erhalten konnte. Er genoß den Umgang nur weniger Jugendfreunde; aber diese wenigen waren wür-

dig, mit ihm Sinn und Herz zu theilen. Zwei derselben, August und Friedrich Rigmann, Söhne eines würdigen, benachbarten Predigers und nahe Verwandte von mütterlicher Seite, waren seine Gespielen von frühster Kindheit an. Dazu kamen späterhin Moritz und August Ulrici, die Söhne eines in der Nähe lebenden, sehr rechtschaffenen und hochgeachteten Rechtsgelehrten; und Ernst Tillich, der der Welt hinlänglich und rühmlichst bekannt ist. Mit Ausnahme des Erstgenannten und Aeltesten von Allen, der noch als Prediger in einer fernen Gegend lebt, sind sie ihm Alle in der schönsten Blüthe ihres Lebens aus diesem dunklen Thale in das Land des ewigen Lichtes längst vorangegangen. Im Umgange mit diesen Edlen und der ihm innig befreundeten Natur entwickelten sich nach und nach seine Anlagen, besonders das Talent zur Dichtkunst, wofür er eine große Vorliebe zeigte, und das er zuerst in kleinen Gelegenheits-Gedichten, später in ernsten und größern Schöpfungen der dichterischen Phantasie übte. Nachdem er im 15. Jahre seine zärtlich für ihn sorgende Mutter durch den Tod verloren hatte, wurde seinem Vater unter vortheilhaften Bedingungen der Vorschlag gethan, ihn die Apothekerkunst erlernen zu lassen. So sehr aber auch die häuslichen Verhältnisse die Annahme dieses Vorschlags anriethen; so stellte es ihm sein Vater, der den Grundsatz hatte, seinen Kindern in der Wahl ihrer künftigen Bestimmung keinen Zwang anzuthun, dennoch frei, den Antrag anzunehmen, oder den Stand des Gelehrten zu wählen, und der zum Höhern aufstrebende Geist des Jünglings wählte den Letzteren.

Durch eine zweite Verbindung seines Vaters mit der Tochter des damaligen Diaconus Fischer

in Golzen, Christiane Wilhelmine, die einigermaßen mit Glücksgütern ausgestattet war, und die vorzüglich durch wirthschaftliche Thätigkeit dem sinkenden Wohlstande des Vaters wieder aufhalf, wurde es leichter, die Wünsche des Sohnes auszuführen. Ostern 1795 kam er auf das Lyceum zu Sorau, und, da er in Sprachen und Wissenschaften, selbst im Hebräischen schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte, so erhielt er seinen Platz sogleich in der ersten Classe. Unter dem damaligen gründlich gelehrten Rector Rüffer und Conrector Leißner bereitete er sich zur Academie vor, die er auch Ostern 1797 und zwar, auf den Rath seines Vaters, die Universität Wittenberg bezog. Die beiden Gebrüder Nigmann, die schon auf der Schule seine treuen Gefährten gewesen waren, begleiteten ihn dahin. So verschieden an Anlagen auch diese drei Jünglinge waren, (der ältere Nigmann war nämlich ein enthusiastischer Freund der Musik, der jüngere widmete sich mehr der Mathematik und den historischen Wissenschaften, und Burdach selbst trieb die Dichtkunst, das Studium der Philosophie und der Sprachen) so blieben sie doch in unzertrennlicher Freundschaft treu verbunden. Die Theologie aber hatte er theils auf Empfehlung des Vaters, theils nach dem Beispiele seiner beiden Freunde erwählt, indem auch er einsah, daß dieses Studium das angemessenste für seine *übrigen* Verhältnisse war.

Mit unermüdetem Fleiße und reger Wißbegierde benutzte B. die Vorträge seiner Lehrer, *besonders* eines Nitzsch, Schleißner, des in der *Kirchengeschichte* berühmten Schröckh, so wie *eines* Ebert, Langgut, Gromann, Rudolf und Krug bei welchem Letztern er die Philosophie hörte, und von dem er immer mit besonderer Achtung sprach.

Die für Manchen so heiteren Universitäts-Jahre wurden ihm indeß auf mannichfache Weise getrübt. Er erfuhr hier den Tod eines seiner Jugendfreunde Moritz Ulrici, der auf der Schule zu Lauban starb, und das bisher so unzertrennte Kleeblatt verschwisterter Seelen wurde auf eine traurige Art zerrissen. Der jüngere Rigmann, ein stiller, sanfter Jüngling mit den schönsten Anlagen versehen und von den würdigsten Grundsätzen belebt, mußte wegen eines Schadens am Fuße in das väterliche Haus zurück kehren, wo der Tod ihn nach langen Leiden ebenfalls in voller Lebenskraft dahin raffte.

Nach einem zweijährigen Studium fand B. es rathsam, Wittenberg, wo er die Magisterwürde erhalten hatte, zu verlassen, und die Universität Leipzig zu beziehen, um sich dort für einen noch weitern Wirkungskreis vorzubereiten, und die Wege zur schriftstellerischen Laufbahn zu eröffnen. Hier waren Rosenmüller, Burscher, Keil, Plattner und Beck seine vorzüglichsten Lehrer. Sein jüngerer Freund Tillich, mit dem er hier wieder zusammen traf, schloß sich immer inniger und fester an ihn an, und wurde größtentheils durch ihn in dem wankenden Entschlusse befestigt, die Laufbahn eines theoretischen Gelehrten, wozu er großen Hang hatte, zu verlassen, und sich dem, für die Menschheit so segensreichen, Fache eines practischen Pädagogen zu widmen und den Weg zu betreten, den der unsterbliche Pestalozzi und Olivier, mit dem er in engere Verbindung trat, ihm vorgezeichnet hatten. Sein Aufenthalt in Leipzig dauerte jedoch nicht lange, denn schon im Herbste 1799 verließ er die Universität, und ging als Hauslehrer nach Rations, einem kleinen Städtchen zwischen Plotzk und Bialistock, im damaligen Südpreußen, zu einem Rittmeister v. Willig, um dessen Kinder und

zwei junge Schweden, Neffen des Rittmeisters, zu unterrichten. Der Aufenthalt daselbst scheint für die Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntnisse sehr vortheilhaft gewesen zu seyn, und er erinnert sich desselben noch oft mit lebhaftem Interesse. Auch hier verweilte er nicht zu lange, denn eine langwierige asthmatische Brustkrankheit seines Vaters, die ihm von der Ausübung seiner amtlichen Geschäfte, besonders vom Predigen, zurückhielt, machte es nöthig, daß er zur Unterstützung herbeieilte.

Im Frühjahr 1800 kam er in das väterliche Haus zurück, und wurde, den Wünschen des Vaters gemäß, ihm bald darauf adjungirt. Von dieser Zeit an verlebte er seine Tage ununterbrochen an dem Orte seiner Geburt. Nach dem im Jahr 1804 erfolgten Tode seines Vaters, wurde er am Schlusse dieses Jahres als dessen Nachfolger im Amte bestätigt. Im Herbste desselben Jahres verheirathete er sich mit einer Schwester seines Jugendfreundes, Caroline Eleonore Rigmann, deren Mutter eine Schwester der seinigen war, und deren Vater, ein würdiger Zögling Gellerts, mit vielseitigen Kenntnissen eine ungeheuchelte Frömmigkeit verband. Von Geist- und Gemüthreichen Aeltern erzogen, entsprach sie als Gattin seinen Wünschen, denn, da sie schon früher mit den classischen Werken unsrer vaterländischen Dichter vertraut worden war; so theilte sie auch sein reges Gefühl für Poesie. Es waren die schönsten Stunden, wenn er ihr die trefflichsten Meisterwerke deutscher Dichtkunst vorlesen konnte. Doch auch seinem eigentlichen Berufe lebte er mit Liebe und Eifer.

Den ersten Versuch im Predigen hatte er in der Christnacht 1796, in Sorau gewagt, als er noch auf der Schule war, wo er auch dem Vater

durch die Lebhaftigkeit seines Vortrages wohlgefiel. Auf der Universität Wittenberg und Leipzig hatte er zwar einige Male gepredigt, in seinem kurzen Candidatenstande aber nicht Gelegenheit gefunden, sein Predigertalent zu entwickeln. Die Uebung desselben fällt daher in die ersten Jahre seiner Amtsführung, und die fortwährende Kränklichkeit des Vaters sollte ihn bald in volle Thätigkeit setzen. Er bemühte sich, in seinen Vorträgen die strengste logische Ordnung zu beobachten; und, wenn sie sich auch in den ersten Jahren seiner Amtsführung nicht so, wie in den spätern Jahren durch Reichhaltigkeit und Fülle der Gedanken, und durch eine lebhafte, kräftige Diction auszeichneten; so herrschte doch in ihnen ein religiöser Geist, und das reinste Gefühl für alles wahrhaft sittlich Edle. Fremde homiletische Hülfsmittel, als Vorarbeiten berühmter Canzelredner, war er nicht gewohnt zu benutzen. Sein freier, selbstständiger Geist verschmähte jede Fessel, und wollte sich ungebunden von fremder Autorität in seiner eigenthümlichen Sphäre bewegen. Späterhin strebte er immer mehr, den Forderungen seiner Zuhörer Genüge zu leisten, und gewöhnte sich, jeden vorgetragenen Hauptsatz, in so weit es passend war, mit einem, dahin gehörigen Spruche zu belegen. Diesem Umstande kann man es mit beimessen, daß seine Predigten bei seiner, mit der Bibel bekannten und vertrauten, Gemeinde ausgezeichneten Beifall erhielten.

Vorzüglich gern predigte er in der Christnacht, wo die feierliche Stille und die ernste Aufmerksamkeit seiner zahlreichen Zuhörer, seinem Phantasiereichen Geiste wohl that. Besonders in der letzten Predigt dieser Art sprach er über die Worte: „Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Er-

den und den Menschen ein Wohlgefallen" mit vieler Wärme und Begeisterung. Seine Gemeinde, die schon durch seinen Vater an gute Canzelvorträge gewöhnt, und ihm, wie der ganzen Familie, mit großer Anhänglichkeit ergeben war, bewahrte diese Liebe auch ihm und den Seinigen mit wachsender Innigkeit, und würde es schmerzlich empfunden haben, wenn er an einen andern Ort versetzt worden wäre. Seine Vorträge wurden ihr immer werther und verständlicher; denn, obgleich die fromme Begeisterung ihn öfters hinriß, etwas schnell zu sprechen, so drückte er sich doch immer deutlich und verständlich aus. Freilich war aber auch die Gemeinde durch einen guten Schulunterricht vorbereitet, die Vorträge des Predigers zu verstehen, indem eine lange Reihe von Jahren hindurch der vormalige, und dann der jetzige Schullehrer, Namens Schmidt, ein Zögling des Seminariums zu Luckau, bemüht gewesen waren, Verstand und Herz der heranwachsenden Jugend sorgsam zu bilden, und dem Prediger trefflich vorbereitete Catechumen zur Confirmation zu überliefern.

Jetzt wagte es B. auch, die schriftstellerische Bahn zu betreten. Nachdem er durch eine Monatsschrift, betitelt: Niederlausitzer Volksfreund, in Verbindung mit seinem Freunde und Nachbar S. Rigmann, im Jahre 1803 den ersten Versuch gemacht hatte, folgte die Herausgabe einer in das policeiliche Fach einschlagenden Schrift: über das Armenwesen in Sachsen. Pegnig 1804.*) Sonst schrieb er, außer einigen Aufsätzen in Merkels Freimüthigem und Sprengels Gartenzeitung, in den nächst folgenden Jahren

*) Er soll nach andern Angaben schon früher, 1797 ein Bändchen franz. Romane und Friedensfeier an Franz II. am 1. Febr. 1801 (Guben 1801) herausgegeben haben.
d. H.

nicht viel, da durch den Krieg von 1806 der Buchhandel gelähmt, und B. selbst durch eine ziemlich anhaltende Kränklichkeit daran verhindert worden war. Erst im Jahre 1811 fing er wieder an, einige Schriften herauszugeben, als: Predigten über die neuen Texte des Jahres 1811 im Königreiche Sachsen (1811). Der Erdbewohner nach seinen mannichfaltigen Beziehungen zu sich selbst, zu seines Gleichen, zu der Welt. Berl. 1811 mit illum. Kpfrn., 2 Aufl. 1818. Das Menschenleben, oder Morgenunterhaltungen im Kreise der Hellbachschen Familie. Berlin in der neuen Societäts-Buchhandlung 1812. Ueber die endliche Erhebung Germaniens. Berlin 1814. Museum für Kinder. Ein Weihnachtsgeschenk für junge Söhne und Töchter, an gebildete Erzieher, zur Beförderung geselliger Freuden in Familienzirkeln bei langen Winterabenden. Berlin 1816. Systematisches Handbuch der Obstbaumzucht 1818. Eos, Musenalmanach für 1818. Frau von Krüdener und der Geist der Zeit. Zur Beherzigung für Gläubige und Ungläubige. Leipzig, bei Hartmann 1818. Der Jahreskranz, ein Lesebuch für Kinder edler Bildung ꝛc. Berlin 1820. Sammlung von Gedichten zu Declamationsübungen ꝛc. Berlin 1821. Der neue Achill, oder der Sohn der Natur. Seine letzte im Druck erschienene Schrift war Lebensgemälde in Erzählungen und Sagen. Außerdem arbeitete er an mehreren Journalen, als an Löfflers Prediger-Magazin, Vermehrens Musenalmanach, der Abend- Jugend- und landwirthschaftlichen Zeitung, an Horns Luna, Biedenfelds und Kuffners Feierstunden, dem Morgenblatte, dem Freimüthigen für Deutschland, dem Colibri, dem Mu-

seum des Witzes und manchen andern. Die damals ungünstige Lage des Buchhandels erlaubte ihm nicht, nach seinem Wunsche eine Sammlung von Predigten heraus zu geben, die er sorgfältig bearbeitet hatte, so wie nicht wenige seiner vorzüglichsten Schriften auf eine glückliche Gelegenheit warten, um an's Licht treten zu können, z. B. eine Uebersetzung von Voltaires Henriade; der Tod Cäsars; eine bedeutende Sammlung lyrischer Gedichte, und mehrere noch unvollendet gebliebene Geistesproducte, als Judas Maccabäus ein Trauerspiel, das bis zum Anfang des 4. Acts gediehen, und eine seiner werthvollsten und geistreichsten Arbeiten ist, deren Ausführung und Vollendung von einer kunstverwandten Hand zu wünschen wäre.

Aber nicht nur in seinen Schriften, auch in seinem Leben, sprach sich sein Geist auf eine wohlgefällige Weise aus. Thätigkeit, rastloses Streben nach Realisirung der ihm vorschwebenden Ideale, rege Dienstfertigkeit zum Besten Anderer, frischer heiterer Lebensmuth, auch unter den drückendsten Verhältnissen, die ihn, wenigstens in den letzten 17 Jahren seines Lebens fast ununterbrochen umgaben und bedrängten, waren die wesentlichen Grundzüge seines Characters.*) Er bedurfte solch einer Seelenstärke, denn die Kriegsjahre 1806 und 1813 hatten seine häusliche Lage ungleich erschwert, und, so innig er sich auch an seine Gemeinde angeschlossen fühlte, so sah er sich dennoch genöthigt, eine einträglichere Stelle zu wünschen, um der Er-

*) Eine Biographie desselben findet man in des Freiherrn von Erlach Charis (April 1822) abgedruckt; doch hielt es zu schwer, sie zeitig genug benutzen zu können. d. H.

ziehung seiner, immer zahlreicher werdenden, Kinder, deren er bei seinem Absterben 6 hinterließ, und eins nach seinem Tode geboren wurde, mit größerer Sorgfalt vorstehen zu können. Da ward ihm im Herbste des Jahres 1822 von der königl. preußischen Regierung zu Frankfurt, um ihn mit freundlichem Wohlwollen für die erlittenen Drangsale der verhängnißvollen Zeit auf eine thätige Weise zu entschädigen, die Predigerstelle zu Mallnov bei Lebus, 3 Stunden von Frankfurt, angetragen. Er hielt am 2. Adventsonntage seine Gastpredigt in der Mutterkirche über das gewöhnliche Evangelium, und auf dem dazu gehörigen Filiale zu Schönfließ über die Epistel, denn er war gewohnt, eine und dieselbe Predigt nie zwei Mal zu halten. Niemals memorirte er wörtlich, sondern er entwarf eine vollständige Disposition und sprach dann frei mit anmuthiger Wohlredenheit. Zu Ostern 1823 wollte er sein neues Amt antreten, allein nahe dem ersehnten Hafen, sollte sein Lebensschiff scheitern. Wie er gelebt, so endete er auch, ein harrender Dulder. Während der Vorbereitungen zu seiner Ortsveränderung wurde er drei Wochen zuvor von einer Lungenentzündung befallen, und nach einer dreitägigen Krankheit, nach dem unerforschlichem Rathe der Vorsehung, am 11. März früh um halb 8 Uhr zu einer höhern Bestimmung abgerufen.

Das gute Andenken, in welchem die sämmtlichen, als Pfarrer in Kohlo angestellten Burdache seit 135 Jahren, im ganzen Umfange ihrer Verhältnisse gestanden haben, bewies sich auch besonders in der innigen, selbst thatsächlich sich aussprechenden Theilnahme sämmtlicher Gemeindeglieder bei dem Hinscheiden ihres letzten Lehrers aus dieser Familie. Am Vorabende seiner Beerdigung stimmte die Schuljugend an seinem Sarge einen rührenden

Abschiedsgesang an, und heiße Thränen der Liebe und des Dankes entflossen den Augen der ihm so innig befreundeten Gemeindeglieder, die ihn zwar verlieren sollten, aber so schmerzlich nicht von ihm zu scheiden gefürchtet hatten. Um wie viel angreifender muß aber noch der Schmerz der Wittwe und zahlreichen Kinder seyn, denen mit dem treuen Seelsorger Gatte, Vater, Freund und Versorger ihre Hoffnung und Stütze in das Grab sank!

Gabriel Christoph Benjamin Busch,

fürstl. Schwarzburg-sondershäusischer Kirchen- und Consistorialrath, und Oberpfarrer zu Arnstadt.

geb. den 19. October 1759.
gest. den 17. März 1823.

Die namhaften Verdienste dieses Mannes um mehr als Einen Zweig der Wissenschaft berechtigen zu einer dankbaren Darstellung seines Lebens, dem auch in den allernächsten Kreisen seiner Berufsthätigkeit volle Achtung gebührt und noch lange die liebevollste Erinnerung treuer und innig verehrender Freunde, Amtsbrüder und Gemeinden auch über's Grab hinaus folgen wird. Was Kindesliebe, die wenigen eignen Worte des Verewigten und Freundes Erinnerung aus glücklichen Jugendjahren mir darboten, werde zu einem immergrünen Kranze des Andenkens um seinen Grabhügel gewunden.

Gabriel Christoph Benjamin Busch ward den 19. Oct. 1759 zu einer Zeit geboren, da der wackere Vater, Johann Benjamin Busch, das Amt eines Predigers an der Bonifaciuskirche zu Arnstadt bekleidete. Er sowohl, als die sorgsame Mutter, Friederike Sophie Marie, geborne Stüber, ließen es weder an verständiger Einsicht noch an treuer Sorgfalt fehlen, ihre Kinder, namentlich diesen talentvollen Sohn zweckmäßig her-

anzubilden. Mit dem eigenen Unterrichte in deutscher und lateinischer Sprache verband der Vater die besondere Unterweisung des nachherigen Subconrectors Heinrich Hieronymus Frank. Bald darauf ließ er ihn das Arnstädter Lyceum unter Beumelburg, Oeler, John, Langbein, und vorzüglich den Director Lindner besuchen. Dem Letztern verdankte unser B. unter manchem wesentlichen Guten auch zu seiner großen Freude den ersten Unterricht in der syrischen, wie dem Vater in der chaldäischen Sprache und die morgenländischen Sprachen erfreueten sich von nun an seiner besondern Liebe und seines ausgezeichneten Fleißes.

Im J. 1776 bezog er die Universität Jena, hörte Philosophie bei Hennings, Naturgeschichte bei Succow, Universalgeschichte und deutsche Antiquitäten bei Müller, Cosmologie und Moralphilosophie bei Wideburg, benutzte Hetzels treffliche Anleitung in der hebräischen und arabischen Sprache, Eichhorns Einleitung und Exegese des A. Testaments, so wie er Hermeneutik, Einleitung und Exegese in das N. Testament bei Griesbach hörte. Auch war er ein fleißiger Zuhörer Danovs, Schmids und des Prof. und Rectors Blasch über Dogmatik, Moral, Homiletik und Exegese. Hier schon versuchte er sich in analytischen Entwickelungen der Sprichwörter und später der 4 ersten Capitel der Genesis, welche in desselben: „Anweisung zur arabischen Sprache bei Ermangelung alles mündlichen Unterrichts, nach des Verfassers erleichterter Grammatik und Chrestomathie, Leipz. bei Böhme 1784" und in seiner „Anweisung zur hebräischen Sprache, bei Ermangelung alles mündlichen Unterrichts &c.", abgedruckt stehn.

Zum Beweis, wie Busch indeß, bei allem li-

terärischen Eifer und Ernst die jugendliche Heiterkeit nicht verleugnete und zu näherer Bezeichnung seiner damaligen Gemüths- und Lebensweise führe ich die eignen Worte eines seiner für jene Zeit intimsten und würdigsten Freunde an, der sich also über ihn ausspricht: „ich lernte B. zuerst in Jena in einer Studentengesellschaft kennen, die im Hause des Professors Müller, wo ich logirte, gehalten wurde. Busch war da wild und brausend, und, weil ich mich darüber aufhielt, wurde er gegen mich anzüglich. Es würde damals bis zur Thätlichkeit gekommen seyn, wenn die andern fröhlichen Genossen nicht vernünftiger gewesen wären, und ihn mit Gewalt aus der Gesellschaft entfernt hätten. Am folgenden Morgen, nachdem er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, kam er zu mir, bat mich wegen den gestrigen Beleidigungen um Verzeihung und zugleich dringend darum, daß ich sein Stubenbursche werden möchte. Wir wurden, als ich nähere Erkundigung bei seiner Hauswirthin, der Frau Doctorin Schickert, eingezogen, und von dieser gehört hatte, daß er an sich ein gutes Herz und Gemüth habe, über das gegenseitige Verhalten einig und zog zu ihm in das Schickertsche Haus, wo ich mit ihm 2½ Jahr lang sehr freundschaftlich und friedlich gelebt habe. Ich kann mich während dieser Zeit nicht eines einzigen beleidigenden oder sonst heftigen Wortwechsels erinnern. Wir lebten da mit einander nicht wie Brüder, (die leider! einander oft hassen) sondern wie, der Vermuthung nach, Engel mit einander leben mögen. Busch besuchte seine Collegien unausgesetzt und studirte überhaupt fleißig in der sich eigensinnig gesetzten Zeit. Besonders waren die orientalischen Sprachen sein Steckenpferd. Ich habe mich nachher, als ich Herdern über die hebräische Sprache,

oder den Geist der Davidschen Psalmen las, im Stillen geärgert, daß ich das Buschische orientalische Pferd nicht mitbestiegen habe, wozu mich B. oft aufforderte, wenn auch nicht so reizend und lieblich, als Herder gethan haben würde, und so ließ ich Busch immer fortreiten, wie er Lust hatte; nur dann nicht, wann er zuweilen ein tolles Pferd reiten wollte.

Einmal entstand Abends 9 oder 10 Uhr Danov's wegen ein Studententumult. B. zog sogleich seinen umgewendeten Schlafrock an, schnallte den Hieber um, und wollte, die weiße Mütze über das Ohr gezogen, unter den tobenden Studentenschwarm eilen; ich ließ ihn aber nicht fort, und die Hauswirthin verschloß sogleich die Hausthür, so, daß keiner ihrer Hausbursche hinauskommen konnte. Darüber wurde Busch allein empfindlich und aufbrausend; aber damit richtete er nichts aus, und nachher war er sehr dankbar, daß wir ihn an der übelabgelaufenen Studentenunruhe keinen Antheil hatten nehmen lassen. Nachmittags, von 2 oder 3 Uhr an, wo er keine Collegien hatte, suchte er heitere Gesellschaft auf, und ich ging auch zuweilen mit, oder er mußte sie bei sich haben, um zu spielen. Alles, nur die lustig meine Sieben-Gesellschaften duldete ich nicht leicht auf unsrer Stube, wo es galt unter jubelndem Gesang ein großes Glas Bier auszutrinken, und mein leicht exaltirter Freund seine Perücke emporschwang, so, daß Manche auf solche Weise total ruinirt wurde, und er deshalb immer mehrere in Reserve hatte, die mehr, als 3 Rthlr. kosteten.

Im letzten Sommerhalbjahre besuchte er keine Collegien mehr, sondern studirte von den frühesten Stunden an bis 12 Uhr Mittags, wo wir jedes Mal aus der Küche der Frau Dr. Schickert

mit einander aßen, sehr emsig, trank dabei 5 bis 6 Portionen Caffee und rauchte anhaltend aus einer langen, thönernen Pfeife Tabak. So traf ich ihn stets, wenn ich um 12 Uhr aus meinem Collegio zurückkam, im Großvaterstuhl unter seinen Büchern und Scripturen und dem Caffeegeschirre sitzend und rauchend an. Bisweilen nahm er auch bei meinem Eintritt noch die letzte Tasse Caffee, in welchen (nämlich in jede Portion) ein Theelöffel Rhabarberpulver gethan wurde, nicht des guten Geschmacks halber, sondern um ihn von seinem Obstructionsübel frei zu erhalten. Zu Michaelis jenes Jahres ging er von Jena ab, und ich blieb noch ein halbes Jahr auf derselben Stube allein. Auch derselbe Großvaterstuhl war auf demselben Platze, worauf ich Busch so oft vorher sitzend, rauchend und studirend angetroffen hatte. Als ich einmal Mittags 11 Uhr aus dem Collegio zurückkam, die Stubenthür aufgeschlossen hatte, und eintrat, so sitzt mein Busch leibhaftig im Großvaterstuhl, so daß ich ein paar Secunden frappirt in der Thür stehen blieb. Die Erscheinung verschwand nun, und ich schrieb dieß B., um zu erfahren, ob ihm etwas begegnet sey. Zur Antwort erhielt ich, daß er wohl und munter sey und sich meiner oft erinnere.

Im Jahre 1779 kehrte er nach Arnstadt zurück und versuchte sich als Candidat häufig im Predigen; doch von dem regen Triebe nach höherer Vervollkommnung beseelt, besuchte er noch ein Halbjahr die Hochschule zu Leipzig, um Dathe, Morus, Ernesti zu hören, und gab manchem Studirenden Unterricht im Hebräischen und Französischen; besonders glücklich fühlte er sich durch die Bekanntschaft mit Weißen, der den hoffnungsvollen Jüngling mit vorzüglichem Wohlwollen aufnahm. Durch ihn erhielt er auch eine Hofmeisterstelle bei dem

kurfürstl. sächs. Cammerrath Oeler in Crimmitschau. Da dessen Tochter ihrer Confirmation nahe war, schrieb er ihr zu Liebe: „Katechetischer Unterricht vom heiligen Abendmahle zum Nuzzen derjenigen Kinder, welche sich zum ersten Genuß desselben vorbereiten. Leipzig im Schwickertschen Verlage, 1783.“

In demselben Jahre machte er, auf dessen inständiges Begehren, mit seinem Prinzipal eine Reise nach Dresden und entschloß sich rasch, da es im Vaterlande der Exspectanten Viele gab, ein Candidatenexamen zur Erweiterung seiner Aussichten für die Zukunft daselbst zu bestehn, und empfing, nach mehrtägiger Prüfung, vor drei andern zugleich Geprüften die zweite Censur. Ziemlich in diese Zeit fällt auch eine Schrift von ihm: „Ueber die geheime Polizei Frankreichs.“ Ein Franzose hatte ihm die Materialien dazu geliefert, doch ermangelt, da sie sich völlig vergriffen hat, hierbei die nähere Angabe der Zeit wie des Druckortes.

Im J. 1784 vertauschte er die bisherige Anstellung mit der Hofmeisterstelle bei den Kindern des Geheimenraths Baron von Beust zu Eisenach. Acht Jahre verweilte er in diesem gebildeten Hause. Hier sammelte er sich im Stillen einen reichen Vorrath von eignen Beobachtungen und fremden Erfahrungen, stellte sie unter einen Gesichtspunkt und gab sie unter dem Titel heraus: „Briefe über die Erziehung, allen Eltern und angehenden Hofmeistern gewidmet. Gera, bei Christoph Friedr. Beckmann 1786.“ Er predigte oftmals, und ließ, auf angelegentliches Verlangen zahlreicher Zuhörer, eine dieser Predigten, welche eine vorzügliche Einwirkung auf die Gemüther hervorgebracht hatte, im Druck erscheinen. Sie ist betitelt: „Von dem Eindruck einer ernsten

Betrachtung des allgemeinen Weltgerichts auf unsre Herzen. Eine Predigt über die ordentliche Epistel am 3. Adventssonntage in der Kreuzkirche zu Eisenach gehalten. Eisenach, bei Joh. Georg Ernst Wittekindt 1787. „Mitten im Unterrichtertheilen über einzelne Zweige der Wissenschaften und Künste drängte sich ihm die Frage lebhaft auf, woher denn diese oder jene wohl entstanden seyn möchten, und, da zugleich sein Prinzipal sehnlichst wünschte, seine Kinder möchten mit den Erfindungen alter und neuerer Zeit vertraut gemacht werden, so leitete dieß den emsigen Sammler an, sorgfältige Forschungen darüber anzustellen, sie alphabetisch zu ordnen und der Erfolg war der Anfang seines gerühmten Werks: „**Versuch eines Handbuchs der Erfindungen, von G. C. B. Busch,**" dessen erster Theil A — F. 1790 bei Wittekindt in Eisenach herauskam, und 1798 mit dem 8. Theile endigte.

Endlich schied er aus dem Kreise der verehrten Familie, um Prediger an der Bonifaciuskirche zu Arnstadt zu werden, und erlebte die seltene und rührende Freude, von dem greisen Vater, als damaligen Consistorialassessor und Superintendenten, in sein erstes öffentliches Amt den 11. p. Trinit. 1792 feierlich eingewiesen zu werden. Zwei Jahre darauf verehelichte er sich mit der ältesten Tochter des Schwarzburg-sondershäusischen Raths Dr. Henkel, Johanne Friederike Antonie, die ihm 1797 den einzigen Sohn gebar. Da das Handbuch der Erfindungen nicht wohl alle, seit Jahren wieder gesammelten, Nachträge fassen konnte, gab B. ein ähnliches, doch anders geordnetes, Buch heraus: „**Almanach der Fortschritte in Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken,** von Ostern 1795 bis Ostern 1796, mit

10 Kupfern und verschiedenen Figuren. Erfurt, bei Georg Adam Kayser 1797."

Die heitern Lebenstage wurden durch manche trübe Stunden unterbrochen. Die geliebte Gattin fing an zu kränkeln, er selbst sah seine Gesundheit durch die zu großen Anstrengungen wankend werden, denn er mußte Sonn- und Festtags jedesmal zwei Predigten halten, und lag den literärischen Beschäftigungen mit großem Eifer ob. Schon sah er der Zukunft mit Bangigkeit entgegen, doch wollte ihn die Vorsehung noch zu manchem treuen und gesegneten Wirken aufbewahren, und sendete baldige Hülfe; denn im J. 1798 bekam er als Subdiaconus an der Hauptkirche seiner Vaterstadt einen ungleich erleichterten Dienst und im März 1802 erhielt er das erste Diaconat. Eben in diesem Jahre sollte er auch das schmerzliche Ereigniß erleben, daß sein würdiger Vater den 23. October in dem 50. Jahre seiner Amtsführung und in dem 76. seines Lebens von seiner Seite schied. Als sollte indeß sein wundes Herz einige Linderung für den herben Schmerz empfangen, ward ihm in demselben Jahre durch fürstliche Huld der Character eines Consistorial-Assessors ertheilt. Des Vaters allgemein geliebter Nachfolger, Consistorialrath und Superintendent John, überlebte diesen nicht volle 3 Jahre, und die Vicariatsgeschäfte ruhten nun auf den Schultern unsers thätigen Busch. Damals war es auch, wo er eine, mit allgemeinem Beifall gehaltene, Rede: Predigt am Gedächtnißtage des großen Brandes zu Arnstadt, am Montage nach dem 7. August in der Barfüßer-Kirche zu Arnstadt, gehalten von G. C. B. Busch, Rudolstadt, bei Langbein und Klüger 1805, drucken ließ. Seine Verdienste wurden ehrenvoll anerkannt und ihm daher den 19. November 1805 das Ober-

pfarramt so wie die Superintendenturgeschäfte zu Arnstadt huldreich anvertraut, denen den 11. April 1811 die Würde eines Consistorialraths und den 9. März 1821 der Character eines Kirchenraths beigefügt wurde, wie dieß Letztere ein, damals von den hocherfreuten Zöglingen des Lyceums überreichtes, lateinisches Carmen näher bezeugt.

Von diesem Zeitpunkte an befaßte er sich nicht mehr mit der Herausgabe des Almanachs der Erfindungen ꝛc. von dem 1799 eine neue verbesserte, so wie 1802 von dem Handbuche der Erfindungen eine ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Aufl., mit dem jedoch nicht ähnlichen Porträt des Verfassers, herausgekommen war. Letzteres Werk ließ er unter seinem Namen durch Andere fortsetzen, so daß erst in neuester Zeit der letzte Theil der 4. Ausgabe erschienen ist. Ihm selbst erlaubten die vermehrten Geschäfte keine fernere thätige Theilnahme. Hinsichtlich des Almanachs, welcher in 16 Jahrgängen bis 1822 herausgekommen ist, entstand ein Rechtsstreit zwischen ihm und dem Verleger Kayser zu Erfurt. Letzterer, sich auf die erste Angabe der Idee hiezu berufend, ließ es für sich fortsetzen; der Prozeß fiel jedoch zu seinem völligen Nachtheile aus, und die Sache ward endlich durch einen Vergleich beseitigt. Schon in frühern Jahren verhinderte B. indeß sein Wirkungskreis nicht, seine besondere Thätigkeit auch den nächsten Umgebungen zuzuwenden. So gab er der sogenannten Leichencasse eine zweckmäßigere und dauerndere Einrichtung und sicherte zur Freude der Bürger den Wittwen einen größern Beitrag auf den Fall des Todes ihrer Gatten.

Seine literärische Thätigkeit hielt sich jetzt mehr in den Grenzen seines geistlichen Berufs. Bei dem Mangel eines guten Gesangbuchs beschäftigte er

sich zunächst in seiner jetzigen Laufbahn mit der Herausgabe eines neuen unter dem Titel: Arnstädter Gesangbuch zur Beförderung der öffentlichen und häuslichen Erbauung, Arnstadt 1811, das eine günstige Aufnahme und fast allgemeine, dankbare Anerkennung fand. Zu größerer Brauchbarkeit fügte er demselben ein christliches Gebetbuch bei, worin die in Arnstadt gebräuchlichen öffentlichen Kirchengebete nebst Gebeten zur Beförderung häuslicher Andacht enthalten sind.

Doch, mitten in seinen literärischen Arbeiten, sah er sich unsanft gestört und 1811 von zwei heftigen Unglücksschlägen getroffen. Den 11. Juli starb sein geliebter Bruder, Johann Christian Busch, Pfarrer zu Altenfeld, ein Mann von umfassenden Kenntnissen und seltenen Geistesgaben, und d. 19. Nov. verließ ihn seine treue Lebensgefährtin, die theure Gattin. Tief beugte ihn diese doppelte Heimsuchung, ihm war es, als würden die Hauptäste von dem Baume seines Lebens abgeschlagen, daß der Stamm saftlos und verödet allmählig nachsterbe; doch sein thatkräftiger Glaube richtete ihn wieder empor, verlieh ihm neue Kraft und Ermuthigung im unendlichen Schmerz. Vier Jahre hindurch blieb er Wittwer, und verband sich alsdann mit der Verewigten Schwester, Ernestine Henkel, welche den Abend seines Lebens zu erheitern wußte. Vor Allem sollte ihn die Arbeit den trüben Gedanken über den erlebten Verlust entreißen, denn, kurz nach der Herausgabe des Gesangbuchs ward ihm der hohe Auftrag ertheilt, für die Herrschaft Arnstadt eine neue Kirchenagende zu besorgen. Mit dem ihm eignen beharrlichen Eifer widmete er sich diesem ehrenvollen Geschäfte, und nachdem die Agende den 10. Mai 1817 die höchste Genehmigung erhalten hatte, wurde sie 1818 gedruckt unter dem Titel:

Kirchenagende für die Herrschaft Arnstadt, oder Gebete zur öffentlichen Gottesverehrung und Formulare zu den feierlichen Religionshandlungen. Auf höchsten Befehl zum künftigen allgemeinen Gebrauche in der Herrschaft Arnstadt besorgt von G. C. B. Busch, und bei B. Fr. Voigt in Sondershausen verlegt. Für ihre Brauchbarkeit entschieden bewährte Critiken in der jenaischen, leipziger und hallischen Literaturzeitung, so wie in den breslauer Annalen und in dem Journal für Prediger, wenn sie auch die salbungsreiche Kraft und Kürze der alten Agenden nicht in allen Stellen erreicht haben möchte. Nachdem von verschiedenen Seiten an ihm Nachfragen ergangen waren, gab er diesem Buche eine neue für allgemeinere Brauchbarkeit geeignete Gestalt unter dem Titel: Agende für evangelische Kirchen, besorgt von G. C. B. Busch 1821, bei B. Fr. Voigt in Sondershausen. Sie ward auch allmählig in sämmtlichen fürstl. Schwarzburg-sondershäusischen Landen so wie im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz eingeführt. Mit Uneigennützigkeit hatte er dieses Werk unternommen und sich alle hierzu nöthigen Quellen aus eigenen Mitteln angeschafft, auf jede Vergütung höheren Orts aber Verzicht geleistet. Hiermit schließt sich seine schriftstellerische Laufbahn, und es ist nicht uninteressant auf dieselbe zurückzublicken. Mit einem philosophischen Versuche, der Stütze ächter Gelehrsamkeit, begann er sie, streifte selbst an das Politische an, wendete sich zu dem eben vorliegenden Hauptsache der Erziehung, sprach sich auch in einigen Proben geistlicher Beredtsamkeit aus, fand aber bald ein neues wissenschaftliches Feld, in dem geschichtlichen Hergange und Ursprunge des Wissens und der Kunst, womit er sich geraume Zeit beschäftigte, und lenkte wieder ein in die rein kirchliche Bahn durch Zusam-

menstellung eines Gesangbuchs und einer Agende; er begann mit Exegese, und endete mit der Liturgie, und so zeigte sich an dem Beispiele eines Einzelnen der Jugend Scharfsinn und Forschergeist, sowie des Alters Liebe für festbestehende Formen.

Mildthätigen Sinnes, dessen sich mancher Arme zu erfreuen hatte, bestimmte er auch die Herausgabe einiger Predigten diesem Endzwecke, und nahm sich der Leidenden vorzüglich in der Zeit drückender Theurung an, da er, die gewöhnlichen Hausarmen ungerechnet, zwei Mal in der Woche unter 60 Arme, besonders Kinder, Brote austheilen ließ. Mit seltner Treue und ungebeugter Beharrlichkeit stand er seinem Amte vor und ließ es nie an Pünktlichkeit in Besorgung seiner Geschäfte fehlen, so, daß sie den literarischen Arbeiten nicht nachstehen durften. Auch nahmen manche erhebliche Einzelnheiten seine Thätigkeit in ganz besondern Anspruch. Denn abgesehen davon, daß er ebenfalls die seltene Jubelfeier des Reformationsfestes, so wie zuvor die endliche Friedensfeier mit voller Regsamkeit hielt, beging er im J. 1814, in der Oberkirche den Geburtstag des Kaisers von Oesterreich im Beiseyn der österreichischen Garnison durch eine feierliche Rede; weihete er die Kirche des Waisenhauses, nachdem das darin eingerichtete Lazareth wieder aufgehoben worden war, neu ein, so wie eine Glocke auf dem Thurme der dasigen berühmten, alterthümlichen lieben Frauenkirche, und taufte einen Israeliten. Von seiner Hand wurden nicht nur mehrere Kinder des Prinzen Carl von Schwarzburg getauft, sondern auch der Fürst von Detmold und die Prinzessin Emilie von Schwarzburg wurden bei ihrer Vermählung von ihm eingesegnet. So wurde auch die abgebrannte, wieder aufgebaute Kirche zu Möhrenbach, und die neue

Kirche zu Jesuborn von ihm geweihet, wie er selbst das Amtsjubiläum des Consistorialraths Mailand in Breitenbach durch Rede und Einsegnung feierte, und in Verbindung mit dem Geheimenrathe von Kauffberg dem Waisenhause eine vortheilhafte Verbesserung ertheilte, so, daß noch einmal soviel Kinder, als vorher darin unterhalten werden konnten. Der damals erst gebildeten Armenanstalt stand er nebst mehreren thätigen Gliedern mit Eifer vor, und vorzüglichen Antheil hatte er an der neuen zweckmäßigen Einrichtung der Schulanstalten. Ja, er zeigte sich bereit, in dem neu geordneten Arbeitshause, bei allen sonstigen Geschäften, Religionsvorträge zu halten, und machte auch mit Einigen den Anfang.

Fast sämmtliche Amtsbrüder gingen ihm in die Ewigkeit voran, so, daß er drei dasige Stadtgeistliche, in der arnstädter Diöces, ausgenommen ihrer drei, und, den Jubelgreis ungerechnet, auch in der gehrener Diöces sämmtliche Geistliche in ihre Aemter eingewiesen und geweihet hat. In redlicher Gewissenhaftigkeit suchte er vor Allem seine Gottesfurcht an den Tag zu legen und, wie er lehrte, bemühte er sich auch zu leben. Mit dem Ernste seines Sinnes und der Würde seines Verhaltens verband er Milde und Sanftmuth einer stillen, ruhigen Seele, war heiter im Umgang, und Launen jeder Art möglichst unzugänglich. So vorzüglich treu sich sein Gedächtniß aus bewies, erlittenes Unrecht vergaß er doch leicht und gern, und, wenn ihm auch manche Unannehmlichkeit begegnet war, er sich verkannt und unverdient gekränkt sah, war es doch bald verziehn, sich damit tröstend, daß diesem Loose ja die meisten Menschen unterworfen seyen; ruhig vertheidigte er sich und ließ sich, ohne die Beschuldigungen allzuhoch anzuschlagen, auf der Bahn der

Pflicht nicht wankend machen; wohl aber legte er Anderer zweideutige Handlungen gern zum Besten aus. Bei gründlichen Kenntnissen verhielt er sich bescheiden, und Niemand schien darauf weniger Werth zu legen, als er selbst. In Freuden und Genüssen hielt er sich mäßig, in Leidensstunden duldsam und schweigend. So strebte er als Lehrer, Gatte, Freund und Vater nach einem höhern Ziele.

Selbst sein äußeres Leben war gleich dem innern geregelt. Früh 6 Uhr stand er auf, arbeitete bis gegen 12 Uhr Mittags, ging nach dem Essen 1 Stunde spazieren und beschäftigte sich wieder bis Abends 7 Uhr mit literärischen Gegenständen. Von da an verweilte er bis gegen 9 Uhr in dem Kreise der Seinen und arbeitete wieder bis 11 Uhr in seiner Studirstube, emsiger vielleicht, als es seiner Gesundheit zusagte, die öfter gesellige Erheiterung bedurft hätte. Noch stand seinem liebenden Vaterherzen eine mit inniger Freude erwartete Handlung bevor, er hatte schon die dazu nöthigen Worte bis fast zum Schluß aufgesetzt; er gedachte nämlich den einzig geliebten Sohn, Amtscommissair zu Arnstadt, mit seiner künftigen Lebensgefährtin ehelich zu verbinden. Nur wenige Monate noch und der ersehnte Tag war eingetreten; doch die göttliche Vorsehung beschloß ein Anderes, ein Höheres über ihn; denn schon im Herbste des Jahrs 1822 zeigte sich eine Anwandlung von Nervenschlag. Sie ging leicht vorüber, ließ aber einige Spuren in dem sonst so außerordentlichen, jetzt etwas geschwächten Gedächtnisse zurück. Seitdem sah er sich genöthigt, die Predigten, welche er nicht mehr memoriren konnte, abzulesen. Seinem Geist verblieb aber die volle Munterkeit und im Winter von 1822—1823 arbeitete er seine sämmtlichen sonntägigen Predigten bis zum Marienfeste im Juli 1823 aus.

Den 17. März letzten Jahres besuchte er noch die öffentliche Schulprüfung und äußerte bei'm Hinausgehen gegen einen würdigen Freund, der sich theilnehmend nach seinem Befinden erkundigte: „meine letzte Krankheit war zwar ein Anfall von Schlag; aber ich habe ihm vorgebeugt, und ich glaube keine Wiederholung fürchten zu dürfen.“ So sicher hielt er sich an demselben Tage, dessen Abend sein irdisches Leben endigen sollte. Bis halb 9 Uhr Abends war er froh und gesprächig im Kreise der Seinen, und klagte, wie bisher immer gesund, über keine körperliche Beschwerde. Dann ging er in seine Studirstube — um seine Familie in dieser Welt nicht wieder zu sehen. Gegen 10 Uhr fand ihn unvermuthet die Gattin auf dem Erdboden liegen, die Tabakspfeife nahe dem Munde, sein Trinkglas neben der einen Hand, zum Beweis, daß er das Herannahen seines Todes nicht gespürt haben mochte. Noch gab er schwache Zeichen seines Lebens von sich. Wenige Stunden darauf, in welchen er nicht wieder zur Besinnung gelangte, hauchte er unter den eifrigsten Bestrebungen der Aerzte seinen Geist aus. So schied der ehrwürdige Greis sanft und ohne Leiden aus diesem Leben und seine irdischen Ueberreste ruhn an der Seite seiner ersten Gattin; eine Trauerweide beschattet Beider Grabhügel. Auch diese werden von der zerstörenden Zeit geebnet werden und ihre Stätte wird einst vergessen seyn, doch sein treues Wirken wird sich nie ganz spurlos verlieren.

Ludwig von Baczko.

geb. den 8. Juni 1756.
gest. den 27. März 1823.

Wenn in diesen Blättern des Andenkens, ihrem Plane zu Folge, irgend merkwürdige, in dem J. 1823 verstorbene, Deutsche wo möglich nicht fehlen sollen, so darf auch das Leben eines v. Baczko nicht übersehen werden, das in mehr, als Einer Hinsicht gerechte Ansprüche darauf geltend zu machen weiß. Sein schriftstellerischer Name hat ihm zunächst, besonders als Geschichtsschreiber, einen nicht unbedeutenden, wenn auch hier und da verkümmerten, Namen in der Welt bereitet; die Eigenthümlichkeiten seines Geistes aber und der Erziehung, welche er genossen, vorzüglich die mannichfaltigen Schicksale, welche er erduldet, lenken die volle Aufmerksamkeit auf ihn. War er doch jener Unglücklichen Einer, die von dem Jünglingsalter an das Licht der Sonne nicht widerschauen sollen und in der düstern Nacht der Blindheit verharren müssen. Indeß gehörte er auch zugleich zu den Würdigen, welchen das Unglück, das schwache Seelen leicht fassungslos nieder beugt nach manchen gefahrvollen, endlich überwundenen Versuchungen, zu einer stärkenden Aufmunterung ward', im Reiche des Geistes zu erringen, was ihnen das äußere Reich der Anschauungen versagt, und trostreich darzuthun, daß selbst

ein Blinder, wie ein im Lichte Wandelnder, ein thätiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft seyn könne. Diese verschiedenen Beziehungen nun, welche in psychologischer Hinsicht nicht ohne reichen Gewinn sich darbieten, veranlaßten den Herausgeber, für eine Biographie desselben sich eifrigst zu bemühen. Lange sollte er, ungeachtet der Bereitwilligkeit mancher würdigen Männer, denen er sich dankverpflichtet fühlt, vergeblich harren, bis mit überraschendem Wohlwollen gegen dieses Unternehmen der älteste Sohn des Verewigten, Oberlandsgerichtsrath zu Königsberg, die, dem Willen des Vaters gemäß, nach seinem Tode herausgegebene Autobiographie*) ihm freundlichst zusendete, um einen Auszug derselben benutzen zu dürfen. Dieser ist hier durch eine gewandte Hand in freilich kurz zugemessener Zeit gefertigt worden, und er möge nun desto lebhafter anreizen, das ausführlichere Werk selbst, welches sich mit seiner Bescheidenheit und seltenen Offenheit mannichfaltig empfiehlt, zur Hand zu nehmen, und auf diese Weise das Dankgefühl vermehren, welches der Herausgeber dem dienstgefälligen, uneigennützigen Uebersender hiermit darbringt. — Wohl aber ist es ein Schweres, fast Unmögliches, sonst von Urtheil und Nachrichten über den Vollendeten verlassen, sich lediglich auf ein Selbstbekenntniß stützen zu müssen, das in all' seiner aufrichtigen Meinung doch der Einseitigkeit nicht ermangeln kann, und sich über diese subjectiven Ansichten objectiv zu erheben. Es wolle der Leser sich selbst überzeugen, in wie weit dieß dem Verfasser dieser Scizze gelungen sey.

*) Geschichte meines Lebens, von Ludwig von Baczko. 3. Bde. Königsberg 1824, in Commision bei August Wilhelm Unzer.

Der Vater des Verstorbenen stammt aus Ungarn ab; doch scheinen die Vorfahren in Polen gelebt zu haben, da erst der Großvater unseres Ludwig von Baczko vom Kaiser Leopold im Jahre 1699 das ungarische Indigenat erhielt, so wie er sich der kaiserlichen Huld und Gnade in hohem Maaße erfreuen durfte. Von drei Söhnen hatte sich Adolph, der Jüngere und Vater des Verstorbenen, der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet, während der Zeit seiner practischen Vorbereitung zum Advocatenstande aber, aus Anhänglichkeit für den Soldatenstand, das Panier der Themis verlassen, um seit dem Jahre 1737 unter dem Schutze der kaiserlichen Adler gegen die Türken zu dienen. Eine frühere Bekanntschaft mit der gräflichen Familie Palfy verhalf ihm zu der Adjutanten-Stelle in dem Regimente des Grafen Rudolph Palfy, und unter diesen Verhältnissen wohnte er, nach Karl VI. Tode, zwei Feldzügen in Baiern bei. Als sich aber Graf Palfy, in Folge seiner Verheirathung und eines längeren Urlaubes, auf seine Güter nach Ungarn begeben und seinen Adjutanten dahin mitgenommen hatte; drückte den unruhigen Feuerkopf gar bald die peinigendste Langeweile und er entschloß sich, da er einige hundert Ducaten Vermögen besaß, auf Reisen zu gehen. Doch nahm er zuvor seine Entlassung aus den kaiserlichen Kriegsdiensten. Um den großen Friedrich kennen zu lernen, ging er auch nach Berlin und trat in preußische Dienste. Er wurde nach Köpenick gesandt, wo damals zwei neue Husarenregimenter errichtet werden sollten. Da er aber dabei vor der Hand keine Beschäftigung fand, bat er den König um eine für ihn geeignetere Anstellung. Darauf schickte ihn Friedrich zu dem schwarzen Husarenregiment nach Preußen, mit dessen Commandeur, Obrist-Lieutenant Arner,

zusammen zu kommen, für den Vater unsers Verstorbenen nicht angenehm seyn konnte, da Arner, kriegsrechtlichem Urtheil gemäß, als Rittmeister aus österreichischen Diensten entlassen worden war. Auch Arner freute sich nicht, ihn wieder zu sehen, und gab ihm ein Patent, wodurch er der jüngste Seconde-Lieutenant wurde. Der rasche, feurige Ungar fühlte sich dadurch zurückgesetzt und schrieb dem König um seine Entlassung. Der König aber befahl, ihn auf 14 Tage in Arrest zu setzen und ihm unter Androhung der königlichen Ungnade das fernere Schreiben zu untersagen. Bald darauf erhielt v. Ruesch, den Baczko's Vater ebenfalls österreichischen Diensten als Rittmeister persönlich gekannt hatte, das schwarze Husarenregiment, und von diesem wurde er, als ein alter Bekannter, mit vieler Güte behandelt. Dieser entschlossene Mann forderte seinen jungen Landsmann auf, sich mit den, ihm noch unbekannten, Details des preußischen Dienstes vertrauter zu machen und suchte seine Hoffnung auf eine günstigere Wendung seines Schicksals immer aufrecht zu erhalten. So brach der zweite schlesische Krieg aus und Baczko's Vater hatte mehrere Mal Gelegenheit, sich als einen muthigen und entschlossenen Officier zu zeigen. Er wurde auch wahrscheinlich vom General Winterfeldt dem König empfohlen. Doch dieser schien keine Rücksicht darauf zu nehmen, denn er wurde in seiner Reihe Premier-Lieutenant und jetzt kam er auf den Gedanken, sich zu verheirathen. Baczko's Vater hatte nämlich in dem Hause des Bürgermeisters Deutschmann in Goldap Eingang gefunden und dort eine Waise und entfernte Verwandte von Letzterem, Namens Dulo, kennen gelernt, und ihre inneren und äußeren Vorzüge hatten ihm ihren Besitz wünschenswerth gemacht. Zwar legte ihm

der General Ruesch, der ihn mit einer Verwandtin seiner eignen Gemahlin zu verheirathen wünschte einige Hindernisse in den Weg; allein er besiegte sie glücklich und die Liebenden wurden vereinigt.

Kurze Zeit nach seiner Verheirathung wurde Baczko's Vater commandirt, auf Remonte zu gehen und er mußte die türkischen Provinzen selbst bereisen, weil er bosnisch und wlachisch sprach, wogegen früher Türken und Juden die Pferde über den Dniester dem polnischen Gebiete zugeführt hatten. Er erhielt wegen der gekauften Pferde allgemeinen Beifall und wurde 1750 Staabsrittmeister. Bald darauf erhielt er eine erledigte Escadron und nun lebte er einige Jahre lang ruhig und zufrieden. Der General fühlte für ihn das herzlichste Wohlwollen; die meisten Officiere im Regimente waren seine Freunde und seine Subalternen behandelte er wie Mitglieder seiner Familie. Dennoch sollte er nicht lange Ruhe haben; es entsponnen sich unter den Officieren des Regimentes Cabalen und Intriguen gegen ihn und beinahe hätte er sein Vertrauen mit seinem Leben bezahlt.

Unterdessen wurde unser Ludwig von Baczko am 8. Junius 1756 zu Lyk geboren. Der 7jährige Krieg brach aus und die Mutter flüchtete sich mit den Kindern nach Königsberg, während der Vater bei'm Regimente blieb, wo ihm die Rachsucht des Majors von Beust, Eines jener drei, so eben erwähnten, Officiere, nochmals der Lebensgefahr aussetzte. Als die Preußen das Land verließen, folgte die Mutter ihrem Gatten, und, während dieser gegen die Schweden stand, hielt sie sich mit ihren Kindern in dem Städtchen Garz auf. Hier bekam Ludwig die Blattern, wenigstens wurden sie von einem dortigen Arzte und einem Escadron-Chirurgus dafür erklärt, und es blieben auch wirklich ei-

nige Narben zurück. Zugleich verrieth sich ein anderer körperlicher Fehler, den man bis dahin nicht bemerkt hatte. Ludwig schleifte bei'm Gehen den rechten Fuß nach und wollte gar nicht auf denselben auftreten. Woher dieses Uebel gekommen, ließ sich nicht mehr genau bestimmen; indessen erklärten die Aerzte die ganze Sache für unbedeutend, wohl auch gar nur für einen kindischen Eigensinn. Die Officiere und selbst mancher Unterofficier und Gemeine gaben sich mit dem muntern Knaben viel ab. Sie setzten ihn auf die Pferde, lehrten ihn eine Pistole abdrücken, und in einem Alter, wo er kaum deutlich zu sprechen vermochte, brannte er schon eine Pistole mit Vergnügen los und fühlte sich nicht glücklicher, als wenn er auf einem Pferde sitzen konnte.

Unerwartet wurde die Escadron Baczko, mit denen seiner beiden Gegner Stensch und Beust, im Anfang d. J. 1758, mit dem Herzoge Georg Ludwig von Holstein-Gottorp nach dem Meklenburgischen commandirt, und hier war es, wo der Vater in einem Landedelmann einen Jugendfreund aus kaiserlichen Diensten wiederfand. Zu diesem, nach Hohenlucko, ließ er die Gattin mit den Kindern kommen, bis er über seinen künftigen Aufenthalt etwas Näheres bestimmen konnte. Bald war der Vater jedoch überzeugt, daß er zur alliirten Armee detaschirt sey und er ließ nun seine Familie in einer gewißen Ferne hinter der Armee nachfolgen. Es ist leicht zu begreifen, daß dieser Entschluß ein unstätes Leben herbei führen mußte; bei dem Allen wurde dennoch unserem Ludwig und seinem Geschwister ein Lehrer gehalten. Aber, wie den Aufenthaltsort, so wechselte man auch mit den Lehrern und bei dem beständigen Gewühl von Menschen, worin sich der lebhafte Knabe befand, sah

und hörte er viel, lernte aber doch eigentlich wenig. Jetzt hatte er übrigens auch noch keinen andern Gedanken, als Husar zu werden, worin er von allen Seiten bestärkt wurde. Das that man schon, dem Vater zu gefallen, denn dieser hatte eine außerordentliche Vorliebe für den Soldatenstand, und er dachte nur mit Schmerz daran, daß der lahme Fuß dem sonst kräftigen und wohlgebildeten Knaben ein Hinderniß werden könne, sich ebenfalls dem Militairdienste zu widmen.

Uebrigens gewann sich Baczko's Vater in dem Feldzuge am Rhein auf die rechtlichste Soldatenweise einen nicht unbedeutenden Wohlstand, so wie das Wohlwollen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und die Liebe und Achtung Aller, mit denen er in Verbindung stand. Als Cavallerie-Officier und überhaupt als gebildeter Mann zeichnete er sich so vortheilhaft aus, daß ihm mehrmals die lockendsten Anträge gemacht wurden, den preußischen Dienst zu verlassen, und in englische Dienste zu gehn; allein er war zu lebhaft für Friedrich den Großen und den preußischen Dienst eingenommen. Zum Theil war er auch zu eifriger Catholik, um in ein Land zu gehen, worin seine Kinder, wenn sie in seiner — der catholischen — Kirche erzogen wurden, nur eine sehr trübe Aussicht vor sich hatten. Sie aber in der englischen Kirche erziehen zu lassen, war seinen Grundsätzen entgegen, und doch wäre sein Verdienst in dem Inselreiche wahrscheinlich lebhafter anerkannt worden, als es in Preußen geschah. Das Glück des Rittmeisters Baczko hatte ihm Neid und Feinde erweckt und diese setzten ihn mit dem jetzigen Commandeur des Regiments, Obrist-Lieutenant von Lossow, in die heftigste Spannung, die erst damit endigte, daß ihn dieser als unfähig zum Dienste, aus dem Regi-

mente und in Ruhestand brachte, da er noch ein thätiger kraftvoller Mann war. Indessen mußte sich der Verkannte mit seinem rechtmäßig erworbenen Vermögen trösten, das ungefähr in 80,000 Thalern, und außerdem noch in einer durch Lieferungs-Vorschüsse entstandenen Forderung von 10,000 Thalern an Friedrich den Großen bestand. Eben wollte er sie geltend machen, als der Friede erfolgte und der Befehl kam, nach Preußen zu marschiren.

Der bisherige Lehrer blieb in Minden zurück. Ludwig hatte bis dahin noch nicht viel gelernt, dagegen seinen Körper, trotz seines lahmen Fußes, möglichst abgehärtet und ausgebildet. Besonders vermochte der Knabe eben sowohl Mangel als Ueberfluß zu ertragen, weil der Vater den Grundsatz hatte, daß seine Kinder Alles genießen sollten, um nie nach einer Speise oder einem Getränke lüstern zu werden, und einen besonders hohen Werth darauf zu setzen. Wie man dem Vater den Antrag gemacht hatte, in englische Dienste zu gehen; so gefiel auch der offne, muntre Knabe dem englischen Artillerie-Obersten Philipps so sehr, daß er ihn adoptiren und mit nach England nehmen wollte. Besonders suchte er die Aeltern und das Kind dadurch für seinen Plan zu gewinnen, daß er versicherte, mit Hülfe geschickter Aerzte und der Wasser zu Bath, den lahmen Fuß sehr bald in England herstellen zu wollen. Allein die Aeltern mochten sich doch wohl nicht dazu verstehen können, sondern unser Ludwig reiste in dem Wagen der Frau von Santha nach Preußen zurück, nachdem er noch mehrere Beweise von seinem kindischen Muthe und seiner Liebe für's Soldatenleben abgelegt hatte. Da diese gute Dame aber keine Kinder hatte und ihr unser Ludwig so wohlthätig zu schmeicheln wußte, wenn er sie „liebe Mama" nannte; so

benutzte er ihre Schwäche; seine gutmüthige Pflegemutter ließ ihm allen Willen und ziemlich verwildert kam er in Preußen an.

In der Zeit, als Ludwigs Vater nach Königsberg zum General von Bülow geeilt war, um sich bei diesem, als General-Inspekteur einer anderweitigen Anstellung wegen zu melden, stattete die Mutter in der Nähe einen Besuch ab. Der wilde muntre Knabe war ohne Aufsicht. Er fütterte ein englisches Windspiel, und, als dieß über einen Zaun sprang, wollte er ihm nach und es wieder holen. Allein er fiel und zerschmetterte sich zwischen einem losgesprungenen Brette den rechten Arm unweit des Ellbogens. Man kann sich leicht denken, was der Knabe litt, denn, ehe die Splitter sich trennten und herausgenommen werden konnten, vergingen fast 8 Monate. Auch blieb der rechte Arm schwach und wurde etwas kürzer, als der Linke, den er dagegen desto geschickter benuzzen lernte.

Als Ludwig wieder hergestellt war, beschloß der Vater, nach Königsberg zu ziehen, und hier wandte sich der Letztere an den Doctor Gervais, Regiments-Chirurgus bei dem damaligen Regimente von Syburg, weil Ludwigs Arm noch steif war. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch zugleich des Knaben rechter Fuß gewiesen, an dem schon viele Aerzte fruchtlose Versuche gemacht hatten. Gervais versicherte aber, daß er den Fuß mit Hülfe einer Maschine, in welcher der Fuß eine Zeit lang liegen müsse, wieder zum regelmäßigen Wachsthume zwingen wollte. Und nun mußte der arme Knabe, der eben erst mehrere Monate lang am Arme gelitten und diese Zeit größtentheils liegend verbracht hatte, wieder beinahe 6 Monate hindurch unaufhörlich sitzen, weil der Fuß in einen

hölzernen Kasten gesteckt wurde! Und wenn er nur noch einigen Unterricht und Zerstreuung gehabt hätte; aber so erhielt er erst, 3 Monate nach diesem Unfall, einen Lehrer. Auch Bücher hatte er nicht ein Mal und aus Mangel an denselben las er das Kochbuch seiner Mutter und ihre Gebetbücher mehrere Mal durch, um nur nicht müßig zu seyn. Eben so verfiel er aus Langeweile darauf, allerlei Figuren aus Papier und Karten zu schneiden, oder aus Wachs zu bilden. Es gelang ihm auch ziemlich gut; allein der Vater sah es nicht gern, er schalt wohl sogar, denn es that ihm wehe, den einst so muntern und kräftigen Knaben jetzt mit so kleinlichen Dingen beschäftigt zu sehen.

Es folgten wieder zwei Lehrer rasch hinter einander, bei denen ebenfalls der allzuflüchtige Ludwig nicht viel gelernt hatte. Auch entkam er jetzt endlich dem Kasten, worin er nach und nach, wenn er allein war, zu gehen und zu springen gelernt hatte, einst aber auch dabei von seinem Vater überrascht und dafür hart gezüchtigt worden war. Jetzt wurden ihm nun eiserne, mit Hirschhaut gefütterte Schienen an den Fuß gelegt und mit einer Binde daran befestigt. Auch mit diesen lernte er bald springen, und der Doctor Gervais konnte immer nicht begreifen, woher das Eisenblech so oft brach. Vor des Arztes und des Vaters Augen durfte er freilich nur langsam gehen und so lernte der Knabe zuerst sich beobachten und — verstellen. Sobald er nicht beobachtet wurde, hielt er sich schadlos, was dem Unterricht höchst nachtheilig wurde, da er, bei seinem raschen wilden Wesen beständig mit seinen Gedanken umherschweifte. Und doch sollte der Knabe jetzt fleißiger seyn, da sein beschädigter Arm alle Hoffnung benahm, ihn Soldat werden

zu lassen, und ihm Nichts übrig blieb, als sich den Wissenschaften zu widmen.

Was die religiöse Bildung unsers **Ludwig** belangt; so hatte sich der Vater während der Kriegs-Unruhen über diesen Punkt sehr tolerant geäußert und die Mutter und die Hauslehrer hatten dieß freudig zu Gunsten der lutherischen Kirche gedeutet. Um so unerwarteter und trauriger mußte es für die Mutter seyn, als der Vater später erklärte, daß seine Söhne catholisch werden sollten, und dieses frühe Hinüberschwanken von einem Religions-Unterrichte zum andern mußte nothwendig einen Indifferentismus herbeiführen, der sich auch später, im Wechsel mit peinlichen Zweifeln und Vorwürfen, bei unserem Baczko offenbarte.

Als sein Vater erst die Gewißheit erhalten hatte, daß er wohl nicht hoffen durfte, wieder in preußischen Militair-Diensten angestellt zu werden, machte er auch die früher erwähnte Forderung von 10,000 Thalern noch ein Mal rege; allein durchaus nicht mit dem gewünschten Erfolge. Er kaufte jetzt für 12,000 Thaler — einen damals hohen Preis das Gut Borken bei Sensburg, verstand aber nicht das Geringste von der Landwirthschaft und wurde daher von Pächtern und Verwaltern vielfältig betrogen. Dazu kamen noch unerwartete Unglücksfälle, und, weil der brave Major von B. sein Gesinde väterlich behandelte, die Unterthanen in Wohlstand erhielt, dennoch aber nicht die Abgaben erhöhen und doch auch nicht gern den Freuden des Umgangs entsagen wollte, an die er ein Mal gewöhnt war; so nahm sein eigner Wohlstand unaufhörlich ab.

Ludwig war mit seinem ältesten Bruder und seiner ältesten Schwester im Hause des Dr. Gervais zu Königsberg geblieben, weil dieser noch

immer seinen lahmen Fuß zu heilen hoffte. Der älteste Bruder sollte mit Beihülfe eines Lehrers Mathemathik studiren, die älteste Schwester aber war zurückgeblieben, weil die Frau Doctor Gervais eine weibliche Pensionsanstalt errichtet hatte.

Hier blieb sich der Knabe größtentheils selbst überlassen und höchstens wurde die französische Sprache etwas ernstlich betrieben, weil diese in Gervais'schen Hause viel galt. In allen übrigen Wissenschaften that er so gut wie Nichts. Doch las er selbst Manches zur Verscheuchung der Langenweile und besonders gewährte ihm die Geschichte der Kriege viel Vergnügen. Sein Fuß wurde indessen nicht besser, im Gegentheil, zwischen eiserne Schienen durch Binden zusammengepreßt, war der Umlauf der Säfte nur noch mehr verhindert worden und er blieb seit dieser Zeit noch weit beträchtlicher im Wachsthume zurück. Der gebrochne Arm erhielt dagegen durch ein äußerst wirksames Tropfbad die vorige Biegsamkeit wieder. Daß der jüngste Sohn des Doctor Gervais, etwas älter als Ludwig, aber in dem Unterrichte noch mehr vernachlässigt als dieser, der Spiele- und Schulgefährte desselben wurde, war für den Letztern nicht gut. Es entsprang aus diesem Bewußtseyn der Ueberlegenheit ein stolzes Selbstgefühl, das, ist es nur erst in des Knaben Brust geweckt, ihn wohl selten wieder ganz verläßt. Dazu kam noch der Uebelstand, daß er, als ein munterer, dreister Knabe, der Liebling der weiblichen Kostgängerinnen wurde, und diese Eitelkeit und vorzeitige Gefühle, wenn auch noch dunkel, doch nachtheilig, in ihm erweckten. Namentlich war auch durch die Mädchen der Trieb zu kleinen Spöttereien in ihm rege gemacht worden, weil ihm immer von der

Einen oder Andern Beifall zugelächelt wurde, wenn er sich über Eine ihrer Schwestern lustig machte.

Nachdem er auf diese Weise anderthalb Jahre, zu welcher Zeit er auch jene verheerende Feuersbrunst von Königsberg d. 11. Novemb. 1764 mit erlebte, im Hause des Doctor Gervais zugebracht hatte, nahm ihn und die ältere Schwester der Vater wieder zu sich auf's Land, während der älteste Bruder Junker bei dem Regimente Anspach-Baireuth wurde. An die Stelle des früheren Lehrers Goburreck trat im Jahre 1765 der nachherige, jetzt auch schon verstorbene, Justizamtmann Roland. Er war damals erst 19 Jahr alt und, als ein Sohn armer Aeltern, hatte er sich auf der Universität größtentheils durch Unterricht in der Musik erhalten müssen. Dadurch hatte er sich wohl Gewandtheit im Umgange, aber nicht Erziehungskenntnisse erworben und dabei war er ein kränklicher Mann, dem die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und der Tonkunst mehr zugesagt hatte, als der trockne und mühsame Schulunterricht. Sehr nützlich wurde er jedoch unserem Ludwig mit seiner ziemlich gewählten Bibliothek, in der sich die besten Dichter der damaligen Zeit, geschichtliche Werke, einige alte Classiker und auch einige Werke in französischer Sprache befanden. Ohne diese Bücher, über die Ludwig in seinen wenigen Freistunden mit seltner Wißbegierde herfiel, würde er vielleicht nie seine nachherige Bildung erworben haben. Roland war übrigens ein Mann für Ludwigs Vater, denn durch seine allgemeine Bildung und seine angenehmen Talente verschaffte er ihm viel Aufheiterung und Unterhaltung. Nur mit dem Fortschreiten Ludwigs in den nothwendigen Kenntnissen wollte es nicht nach Wunsche gehen. Natürlich fiel alle Schuld auf den Knaben, der jetzt in des Vaters Meinung

um so tiefer sank, als sich dieser mit den erfreulichsten Hoffnungen geschmeichelt hatte, welche aber der Knabe selbst — wie der Vater wenigstens glaubte — durch sein Springen in der Maschine des Doctor Gervals und seinen Armbruch zertrümmert hatte. Dazu kamen noch mehrere wichtige Unglücksfälle. Der biedre ehrliche Soldat hatte einen bedeutenden Theil seines Vermögens auf Ehrenwort in die Hände vermeintlicher Freunde gelegt und wurde darum betrogen. Unter diesen mißlichen Umständen stieg des Vaters Religiosität, deren Aeußerem und Ceremoniellen er im wilden Drängen des Krieges wohl nicht immer die schickliche Ehrfurcht gezollt haben mochte, obschon er jederzeit den tieferen Grundlehren seiner Kirche aufrichtig ergeben geblieben war. Jetzt nährte er desto eifriger diesen frommen Sinn. Die katholische Geistlichkeit des benachbarten Ermlandes befand sich dabei nicht übel und selbst Bettelmönche kamen in das Haus von Baczko's Vater nicht vergeblich. Die Officiere aus den benachbarten Garnisonen, die es ebenfalls oft besuchten, behandelten diese Leute in des Vaters Gegenwart mit Achtung oder doch mit Schonung, lachten und spotteten aber desto lauter, wenn sie auf Rolands Zimmer kamen, und Roland und sein Zögling lachten und spotteten mit. Man urtheile, was dieß für Folgen bei dem Knaben hervorbringen mußte! Auch schien der Vater Etwas davon gemerkt zu haben, und dieß, so wie die Unkunde, die Ludwig von den Ceremonien der catholischen Kirche an den Tag legte, als ihn sein Vater ein Mal nach Bischoffsburg mitnahm, reizten den Letztern noch mehr gegen sein Kind, obwohl er sich selbst zum größten Theil die Schuld von diesem Allen beizumessen hatte. Ludwig wurde jetzt ein

Paar Jahre lang nicht mehr in die Kirche mitgenommen und die unzweckmäßig strenge Behandlung des Vaters machte ihn nur noch verlegen er und schüchterner, mußte ihm sogar den Vorwurf der Verstocktheit oder doch stumpfsinniger Gefühllosigkeit zuziehen. Roland indeß benahm sich sehr fein, um allen Schein, als habe er selbst auf des Knaben Religionsbegriffe nachtheilig eingewirkt, von sich abzuwenden. So ließ er den Knaben, ohne von dem Vater dazu den Auftrag erhalten zu haben, den Catechismus des Jesuiten Petrus Canisius und nachher des Dominicaner-Mönchs Raymund Bruns auswendig lernen. Die Geistlichen belobten darum den Lehrer bei dem Vater und Roland gewann noch mehr, indeß der arme Ludwig nur noch mehr verlor, als ihm ein älterer Schulgefährte, von Keller, zugegeben wurde, der ihn in allen Außendingen und wohl auch in den meisten Kenntnissen übertraf. Dieser 14 jährige Knabe hatte dabei einen Hang zur Falschheit, war zu schmeicheln gewohnt und kriechend demüthig, indeß seine Knabenstreiche, wenn er sich frei fühlte, Ausgelassenheit bewiesen. Aber bald holte ihn unser Ludwig in Kenntnißen ein, übertraf ihn sogar in vielen Stücken, und diese Schulcameradschaft hatte wenigstens das Gute, daß sich Roland von Ludwigs Fähigkeit und Eifer, einen Gegenstand mit ganzer Seele zu ergreifen, überzeugte. Von nun an beschäftigte er ihn fast ununterbrochen; nur selten wurde dem Knaben eine Freistunde gegönnt und, hätte Roland verstanden, seine Gedächtnißkraft auf die zweckmäßigsten und nöthigsten Dinge zu lenken und ihm noch besser gewählte Lectüre vorzulegen, so würde Ludwig sehr bald einen ausgezeichneten Reichthum von Kenntnissen gewonnen haben. Dennoch gab es auch einiges Empfehlungswerthe in Rolands Lehr-

methode. So verlangte er z. B. daß der Knabe bei dem Auswendiglernen nicht die Lippen bewegen durfte, sondern blos mit den Gedanken lernen sollte, was in der Folge den Vortheil hatte, daß Baczko durch kein Geräusch in seinem Studiren gestört wurde. Ferner, wenn Ludwig aus dem Deutschen in's Lateinische oder Französische übersetzen sollte; so wurde ihm nur das deutsche Buch, ein Lexicon und eine Grammatik gegeben, womit er sich nun selbst forthelfen mußte. Roland corrigirte nachher die Fehler, sein Schüler mußte aber niederschreiben, worin jeder Fehler bestanden habe und warum er verbessert worden sey.

Indessen führte das Beisammenseyn mit jenem Keller für unsern armen verkannten Ludwig nur die traurigsten Folgen herbei. Weil sich Jener in den Lehrer mehr zu fügen wußte, wurde er auch von ihm gelinder behandelt, und jetzt fing Ludwig erst an, sich für unterdrückt zu halten. Daraus entsprang ein geheimer Haß gegen seinen Lehrer, von dem er auch wohl gegen Keller etwas verlauten ließ. Dieser aber trug dem Lehrer jedes heftige Wort getreulich zu, und so konnte es nicht fehlen, daß Lehrer und Zögling gegen einander erbittert wurden. Mancher Härte und ungerecht erlittenen Strafe setzte der Knabe den möglichsten Trotz entgegen. Das Gefühl der Rache erwachte und mehr, als ein Mal stand der Unglückliche im Begriff, dem Lehrer sein Taschenmesser in den Leib zu stoßen. — Um so schöner und rühmlicher aber für den Geschilderten, daß er als Jüngling und Mann die bösen Leidenschaften niederkämpfte, und sich später sagen durfte, auch nicht ein einziges Mal — trotz den tausend Veranlassungen dazu — seinem Drang nach Rache freien Spielraum gelassen zu haben! —

Jetzt, in den Jahren, wo das Kind gewöhnlich nur der Freude lebt, wurde sein Schicksal noch härter, da sich die sanfte gefühlvolle Mutter von der Verarmung des Vaters immer mehr überzeugte und in ihrem Gram darüber in tiefe Schwermuth sank. Um so weniger mochte sie der zehn- bis eilfjährige Knabe, durch seine Leiden und Klagen noch tiefer betrüben und er schwieg und duldete so lang, als möglich. Als ihn aber wieder einst Roland mit Unrecht schlug, stürzte er sinnlos zu Boden und von dieser Zeit an wurde er gelinder behandelt. Keller kam auch, als sich Ludwig im 12. Jahre befand, aus dem Hause und dafür wohnten nun seine beiden jüngern Schwestern täglich einigen Lehrstunden bei, was ihm doch einigermaßen vor groben Mißhandlungen schützte.

Bei dieser verkehrten und mangelhaften Erziehung war der arme Knabe — nach des Verewigten eignem Ausdrucke — beinahe zum Halbwilden herabgesunken. Zwischen seinen vier Mauern eingeschlossen, — denn nur höchst selten wurde ihm Theilnahme an einem Spaziergange gestattet, oder erlaubt, in den Garten zu gehen, — blieb er, ohne vernünftige Begriffe von Religion und Moral, nur seinem eignen Gefühle überlassen und, da er von Niemanden zum eigentlich Guten angeleitet wurde; so freute er sich nur, seinen Unwillen auslassen zu können.

Auch wirkte die Abgezogenheit, worin er zu leben gezwungen war und das viele Sitzen nachtheilig auf seine Phantasie und den Unterleib. Er wurde Schwärmer und sah und hörte überall Gespenster, wozu nun freilich auch das Gesinde das Seinige beitrug, indem es ihm manche Gespenstergeschichte erzählte, die sich im Hause zugetragen haben sollte.

Welchen Eindruck aber unter dieser Stimmung die ungewählte Lectüre aus Rolands Bibliothek auf den empfänglichen Knaben hervorbrachte, läßt sich leicht erachten. So fiel ihm z. B. das Systeme de la nature in die Hände, und sein Glaube an Gott und Unsterblichkeit schwankte. Hätte er sich seinem Lehrer vertrauen dürfen; so würde ihn dieser hoffentlich wieder auf den rechten Weg zurückgeführt haben, aber dazu ermangelte es alles gegenseitigen Vertrauens und dann durfte er diesem auch nicht entdecken, daß ihm, bei seinem leichten Auswendiglernen, so viel Zeit zum Lesen übrig blieb, weil ihm dann auch noch dieser einzige Genuß beschränkt und verkümmert worden wäre. Ehe ihm noch jenes Werk in die Hände fiel, war schon ein sonderbarer Kampf in ihm entstanden. Denn er hatte auch bisweilen in der Bibel gelesen und von den Lehren der reformirten und lutherischen Kirche einige Begriffe empfangen, war aber, wie wir wissen, später vom Vater zur catholischen Kirche bestimmt worden. Da quälte ihn denn oft der Gedanke, ob er auch auf dem rechten Wege sey, denn der Eifer, womit er den Vater als Catholik, die Mutter als Anhängerin Luthers den Weg zum ewigen Heile suchen sah, erschien ihm als offenbarer Widerspruch. Bei diesen Bedrängnissen wünschte er sich oft den Schutz und Fingerzeig der Vorsehung und häufig bat er in dieser traurigen Finsterniß den Himmel mit Thränen und Seelenangst um höhere Erleuchtung.

Das Studium der griechischen und römischen Geschichte und das Lesen der lateinischen Classiker, so wie des Vaters stolze und republikanische Stimmung, und die freien Urtheile, die der Knabe schon früh von Engländern und andern Officieren gehört hatte, gaben ihm wieder einen gewissen repu-

blikanischen Schwung, der sich freilich für jetzt nur noch in Kinderspielen äußerte. So machte er sich Griechen und Perser, Römer und Carthaginienser aus Wachs oder Papier und lieferte nun zwischen ihnen auf seinem Tische die ewig denkwürdigen Schlachten von Plataea, Cannae und Marathon. Er hatte seine Lieblingshelden, über deren Schicksal er bisweilen Thränen vergoß — und es war natürlich, daß endlich auch in ihm der Wunsch erwachte, selbst ein so großer Mann zu werden. Ganz Europa gedachte er in eine große Republik zu verwandeln, und das Brüten über diesem Plane machte ihm große Freude. Besonders arbeitete er sich Reden aus, die er gleich den römischen Feldherrn des Livius zu gelegener Zeit zu halten gedachte — jetzt aber nur von einem Stuhle herab, an seine papiernen und wächserne Armeen, hielt.

Noch war dieß nicht das Schlimmste. Jetzt aber fielen dem, sich selbst überlassenen, Knaben auch unsittliche Bücher in franz. und deutscher Sprache in die Hände, die sein Lehrer wahrscheinlich von einigen Officieren erhalten hatte, und er fieng nun an, nicht nur an Gott, sondern auch an der Tugend zu zweifeln und alle Menschen für Heuchler zu halten. Da schwebte der 13jährige Knabe am Abgrunde des Verderbens — und er würde unwiederbringlich verloren gewesen seyn, hätte ihm nicht die Vorsehung einen guten Menschen als Rettungsengel gesendet. Das war von Lonczinski, Erzpriester zu Wartenburg, späterhin Erzpriester zu Heilsberg und Canonicus zu Frauenburg, ein sanfter, rechtschaffener Mann und aufgeklärter catholischer Geistlicher. Diesem gelang es, durch seine sanften und eindringlichen Vorstellungen, des verwahrloßten Knaben Herz für Religion und Tugend wieder zu erwärmen, und seinen gesunkenen Glau=

ben an Gott und Unsterblichkeit zu erheben. — Der ehrwürdige Mann suchte es so einzuleiten und Ludwig selbst wünschte es sehnlichst, nur bei ihm zur Beichte gehen zu können, und, wenn der Knabe bei dieser Gelegenheit ein Paar Tage in dem Hause des biedern Geistlichen gewesen war, kehrte er immer besser und reiner in das Haus des Vaters zurück. Dieses ehrende Wohlwollen, und das gute Zeugniß, das der treffliche Priester den Fähigkeiten und dem Verstande des Knaben gab, erweckte ihm auch einigermaßen die frühere Liebe des Vaters wieder. Wenigstens lernten sich jetzt Lehrer und Zögling besser verstehen und kennen. Auch hatte sich in dieser Zeit allmählig ein Theil seiner Heftigkeit verloren und dagegen einigem Hange zur Schwermuth das Feld geräumt. Eulers Briefe an eine deutsche Prinzessin und Herveys Betrachtungen über die Schönheit der Schöpfung, Dusch moralische Briefe, Youngs Nachtgedanken und ähnliche Werke aus der kleinen — für die damalige Zeit auserwählten — Bibliothek seiner ältern Schwester — vermehrten seine Ehrfurcht für die Gottheit und hielten den Gedanken an Tod und Unsterblichkeit wach. Mutter und Schwester — bisweilen auch Roland besuchten die lutherische Kirche; der Vater nahm ihn nur einige Male nach Wartenburg und höchst selten an einem großen Festtage nach Bischoffsburg mit, wohin dieser aber alle Sonn- und Feiertage fuhr. Wenn dann all die Seinigen abwesend waren, fühlte er sich oft so verlassen und verwaist, und gewöhnlich ging er dann im Sommer in den Garten hinab. Dort legte er sich auf Einer der Terrassen in's Gras und, wenn er nun Alles aus dem Dorfe in Sonntagskleidern nach der Kirche wallen sah, dann betete er zuweilen mit inniger Rührung, daß Gott doch

auch aus ihm einen guten Menschen machen und ihn die Freude seiner Aeltern werden lassen möchte. Dabei quälten ihn aber auch oft wieder schmerzliche Gefühle, denn jene schlüpfrige Lectüre hatte frühzeitig den Geschlechtstrieb bei ihm erweckt, und, ließ er sich ein Mal von üppigen Gedanken und Bildern überraschen; so machte er sich dann wieder die peinigendsten Vorwürfe. Daß es ihm aber wirklich um seine Besserung Ernst war, wird auch eine Stelle aus seinen damaligen Gedichten beweisen, denn um diese Zeit war es, daß er zuweilen versuchte, irgend einen Dichter, der ihn am meisten ansprach, nachzuahmen.

Ich wünsch', o Gott, mich zu erfreu'n,
Kein glänzend' Glück auf Erden;
Laß mich nur gut und edel seyn
Und täglich besser werden.

Also ausgerüstet und vorbereitet wurde Baczko noch vor Vollendung seines 15. Jahres in das Collegium Fridericianum zu Königsberg gesendet. Leider konnte ihn sein Vater, bei seinen gesunkenen Vermögensumständen, nur mit dem Allernothwendigsten versehen und das geringe Taschengeld war bald ausgegeben. Jetzt mußte sich der emporwachsende Jüngling auf's Kümmerlichste behelfen und gern hätte er noch gehungert und gefastet, wenn nur nicht auch mit der Zeit seine Kleidung unansehnlich geworden wäre. Er schämte sich oft, als ein Junker so armselig gekleidet zu gehen; allein die lustigen und witzigen Streiche, durch die er sich unter seinen Cameraden auszeichnete, verschafften ihm bald ihre Liebe und Anhänglichkeit in eben dem Maaße, als der Inspector Domsien von der guten Meinung zurückkam, die er anfangs für den jungen Baczko gefaßt hatte. Hier wirkte auch

noch manches Andere auf ihn nachtheilig ein. So besuchte er die catholische Kirche, bei der damals noch Jesuiten standen. Unmöglich konnten ihm ihre Predigten zusagen und, da er noch überdieß dem protestantischen Lehrunterricht in der Schule beiwohnen mußte; so wurden neue Zweifel gegen den Catholicismus bei ihm rege. Daraus entsprang Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse und, da er zumal noch sah, daß die den Schülern zugegebenen Inspicienten, in dieser und anderer Hinsicht, meist nur Heuchler waren; so kam der schwankende Jüngling ebenfalls auf den gefährlichen Punkt, ein Heuchler zu werden. Seitdem Baczko in die erste Classe gekommen war, ließ auch sein Fleiß bedeutend nach. Dagegen jagte er nach Lectüre jeder Art, wo er sie nur auftreiben konnte. Namentlich wurden ihm von seinen Mitschülern auch viele Romane zugetragen; doch konnte er nie rechten Geschmack daran finden. Dagegen machten Milton's verlornes Paradies und Klopstocks Messias tiefen Eindruck auf ihn, und diesen beiden Meisterwerken hatte er es auch wohl mit zu verdanken, wenn nicht auch er von den verführerischen Umgebungen, auf die er bei jedem Schritte stieß, zum Laster und Verderben hingezogen wurde.

Nachdem er sich schon manchen muthwilligen Streich zu Schulden hatte kommen lassen, den Verdacht aber, schlau und gewandt, von sich fern gehalten hatte, wurde er auch ein Mal, der Unart, einen Mitschüler mit einem Spottnamen belegt zu haben, beschuldigt, wobei ihm aber wirklich Unrecht geschah, da er einen solchen Muthwillen unter seiner Würde hielt. Dieser Vorfall wurde darum merkwürdig, weil er zu seinem früheren und in Hinsicht der Zeit, ungewöhnlichen Abgang vom Collegium Veranlassung gab, und es bleibt

für diesen Zeitabschnitt nur noch zu bemerken, daß B. auch im Zeichnen ungemeine Talente verrieth und sich dadurch die Liebe des Zeichnenmeisters Neumann erwarb, der ihm später, als B. die Universität Königsberg bezogen hatte, die Erlaubniß ertheilte, seine Zeichnenstunden so oft zu besuchen, als er nur wolle. Roland aber, der sich, nach seines Zöglings Abgange auf das Fridericianum, auf ein juristisches Amt vorbereitete, war bei dem plötzlichen Austreten desselben aus jener Anstalt als Vermittler zwischen Vater und Sohn aufgetreten; und er war es auch, der seinen einstigen Zögling von der Neigung zur Dichtkunst zum Studium der Geschichte und Geographie zurück zu führen suchte.

Weil der arme Vater, bei seinen zerrütteten Finanzen, dem Sohne nur wenig auf die Universität mitgeben konnte, langten auch die Mutter und die ältere Schwester ihre Sparpfennige hervor und, da es Baczko, unter Neumann's Anleitung, zu nicht geringer Fertigkeit in der Pastellmalerei gebracht hatte; so wurde ihm auch diese eine Erwerbsquelle, aus der er manche kleine Ausgaben bestreiten konnte. Für den Körper war so zur Noth gesorgt, aber nur der Geist hatte nicht hinlängliche Nahrung; denn zum Ankauf von Büchern blieb freilich nichts übrig und die Collegia und ihre Repititionen füllten dem Schnellfassenden nicht alle Zeit aus.

Kant hatte damals seine glänzende Periode angetreten, und las eben, als B. die Universität bezogen hatte, Metaphysik unentgeltlich. B. besuchte die Vorlesungen und verstand sie nicht. Davon konnte nur er selbst die Schuld tragen — wie B. immer ein großes Mißtrauen in seine Kräfte setzte — und nun fragte er einen Jeden seiner Bekannten,

ob er nicht eine Metaphysik oder irgend ein anderes Werk philosophischen Inhalts habe. Er erhielt die Werke von Wolf, Meyer und Baumgarten, aber auch manches untaugliche Buch, das er, bei dem ein Mal gefaßten Vorsatze, nichts Angefangenes liegen zu lassen, oft mit unglaublicher Anstrengung zu Ende las. So durchwachte er ganze Nächte, brachte oft 20 Stunden und länger ununterbrochen bei einem Buche zu und lernte — Nichts. Daß er aber irgend Jemanden um Räth und Hülfe gefragt hätte, dieß ließ sein Stolz und Eigenwille bei den kleinsten, wie bei den wichtigeren Dingen nicht zu. Wenn er in solchen Fällen am Ende merkte, daß es durchaus nicht gehen wollte, so warf er Alles weg, schüttete, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bade aus, und so machte er es auch mit der Metaphysik. Er glaubte jetzt fast, daß die Leute nur deshalb in Kants Vorlesungen eilten, um sich ein Ansehen zu geben, und er fing an, alle Philosophie für unnütz zu erklären. Helvetius vom Geist des Menschen, d'Argents Philosophie der gesunden Vernunft, Bruckers Geschichte der Philosophie und Einiges von Grotius, Hobbes, Gassendi und ähnlichen Schriftstellern war jedoch in dieser Zeit nicht ganz ohne Frucht und Nutzen von ihm durchlesen worden, obschon auch ein Theil der damaligen Lectüre den Keim zu der spätern Schwärmerei legte.

Zu seiner Erholung beschäftigte sich B. nicht nur mit Zeichnen und der Malerei, sondern er studirte auch die Werke eines Leonardo da Vinci, Sandrart, Winkelmann u. A., die ihm Neumann, mit dem er in einem Hause wohnte, sehr gern zum Lesen überließ. Das hatte nun mannichfachen Vortheil, besonders auch den, daß er sich in seinem Innern ein Ideal vollkommner Schönheit aus-

bildete, das er freilich nirgends im Leben antraf, und das ihn darum oft mit Sehnsucht und Trauer erfüllte, dagegen aber auch vor allen sinnlichen Verirrungen bewahrte. Seine Fertigkeit im Zeichnen bewährte sich auch durch ein glückliches und täuschend ähnliches Entwerfen von Carricaturen, so wie er auch einige glückliche Versuche in der Holzschneidekunst machte. Ueberhaupt neigte sich jetzt sein Sinn mehr zum Technischen hin, und so hatte er auch einmal den Plan gefaßt, sich als Seefahrer berühmt und nützlich zu machen. Er besuchte die Schiffswerfte und viele Handwerksstätten, wo ihn die Arbeiter gern mit allem Wissenswerthen bekannt machten, da er sie freundlich und artig behandelte. Dabei benutzte er, was er im Schauplatz der Künste und Handwerke, besonders aber, was er in der franz. Encyclopädie darüber fand, und eben so fleißig hörte er zugleich Vorlesungen über Mathematik und Physik. Immer aber wandte er noch alle Zeit, die ihm von seinen Studien und sonstigen Beschäftigungen übrig blieb, auf die Malerei, und mit vieler Keckheit wagte er, besonders Zeichnungen zu großen historischen Gemälden zu entwerfen. Wollte ihm auch nie die Kreide das Bild hinzaubern, wie er es in seinem Innern trug, und vernichtete er auch darum die Meisten dieser Productionen; so konnte er doch immer den Gedanken noch nicht aufgeben, sich vielleicht zum Künstler zu bilden und einen Theil seines Lebens auf classischem Boden unter Italiens reizendem Himmel zuzubringen, und vielleicht schon darum würde er den gut gemeinten Vorschlag des edlen Lonczinsky angenommen haben, sich dem geistlichen Stande zu widmen und einst, auf den äußersten Fall, sein Coadjutor zu werden, wenn dieser erst Domherr geworden war.

So lebte der Jüngling bei all' seiner Armuth, die ihn auch die kleinste Ausgabe zu vermeiden rieth, in seinen schuldlosen, ja seinen Muth und seine Kraft nur noch mehr erhebenden, Träumen recht glücklich. Mochten ihn auch manche einen Sonderling schelten; er ging ruhig seinen Weg, und wenn sie es ihm gar zu arg machten; so fand er sie wohl auch mit einer harten und bittern Antwort ab. Dieß gab einige Mal zu Duellen Anlaß, worin er jedoch, da er nicht schnell zu Fuße war, auch in seinem rechten Arme nicht die erforderliche Stärke hatte, gewöhnlich den Kürzern zog. Dadurch wurden ihm die Händel verhaßt und er wurde in seinem Benehmen und Ausdrücken vorsichtiger. Weil man ihm dieß aber für Feigheit anrechnete, erlaubte man sich noch größere Beleidigungen gegen ihn und auch B. war Einer der unglücklichen Jünglinge, welche der Rohheit ihrer Commilitonen zum Opfer fielen. Aerger und Unwillen nämlich über einen ziemlich ernstlichen Vorfall dieser Art hatten ihn krank gemacht; und, da er seinem und seines Vaters altem wohlwollenden Freunde, Dr. Gervais, nicht die wahren Ursache seiner Krankheit entdeckte; so hatte dieser den falschen Weg eingeschlagen und dadurch wurden die, jetzt erst wirklich ausbrechenden, Blattern nur noch bösartiger. An seinem Geburtstage, den 8. Junius, war er erkrankt und am 29. Sept. verließ er das erste Mal das Lager. Oft hatte er in wilder Fieberhitze geraſ't und, da er kurz zuvor in Klopstocks Messias gelesen hatte, so phantasirte er meist, zum Schrecken seiner Krankenwärterin, vom Teufel und von Engeln. — In den Augenblicken der Besinnung aber hatte er einen catholischen Geistlichen rufen lassen, um sich zum Tode vorzubereiten. Denn dieser war ihm äußerst nahe, so wie er auch

lange Zeit des Gesichts beraubt war. Bei seiner Genesung war das rechte Auge völlig erloschen, auf dem linken aber hatte sich eine Erhabenheit gebildet, die sich durch den Gebrauch mancher Arzneimittel noch mehr zusammenzog und endlich die Größe eines kleinen Nadelkopfs hatte. Die Haare und selbst die Augenbraunen waren ausgefallen, so wie das, früher, gar nicht unangenehme, Gesicht völlig entstellt worden war.

Baczko reiste jetzt zu seinen Aeltern auf's Land, und der gefühlvolle Leser wird sich den Jammer leicht denken können, den die arme Mutter bei dem Anblicke des entstellten Sohnes empfand. Der Vater tröstete sich mit dem Gedanken, es sey der Wille des Himmels. Auch fanden sich die Kräfte schnell wieder, aber plötzlich stellte sich ein fürchterlicher Schmerz auf dem rechten Auge ein; es erhob sich auf seiner Mitte ein Staphylom, so wie sich die Erhabenheit auf dem linken Auge vergrößerte. Der bekümmerte Vater schickte ihn deshalb nach Rastenburg, wo der Regimentschirurgus Haudi das Uebel doch wenigstens so weit beschränkte, daß das linke Auge wieder entzündungsfrei wurde und B. wieder lesen und schreiben konnte. Da der Vater hoffte, Königsbergs Aerzte würden das linke Auge noch völlig heilen, und B. sehnlichst wünschte, seine Studien fortzusetzen, so kehrte er nach Königsberg zurück, wo er aber nur zu bald die Erfahrung machte, daß derjenige Mensch sehr unglücklich ist, für den man Nichts, als Mitleiden empfindet. Jedes Bedauern und Beklagen beugte ihn tief und erregte in ihm eine wehmüthige Stimmung, während man ihm zu Thätigkeit und Lebensgenuß hätte ermuntern, mit Aussichten und Hoffnungen hätte erfreuen sollen. —

Das Traurige dieser Lage veranlaßte ihn zu-

gleich zu einer gewissen Bitterkeit in seinen Aeußerungen, die ihm eben keine neuen Freunde erwerben konnte. Nur die, die ihn näher kannten, blieben ihm treu und hatten Geduld mit ihm. Doch waren derer nur Wenige, und, damit der arme Jüngling ganz verlassen dastehe; so verloren selbst die sanften Tröstungen der Religion durch Manches, was er las und hörte, die beruhigende Kraft für ihn. Sein sehnlichster Wunsch war sein Tod.

Die Aerzte gaben ihm zwar immer noch einige Hoffnung, das linke Auge zu erhalten, aber bei dem Allen bemerkte doch Baczko, daß der kleine, zuvor höchst unbedeutende, Fleck des linken Auges bis zu der Größe eines Hanfsamenkorns stieg, und, wie er immer bei Allem so gern nach Gewißheit strebte, so wollte er sich auch über seine Augenkrankheit selbst Rath und Unterricht suchen. Er gerieth dadurch immer tiefer in medicinische Lectüre und diese wurde ihm so interessant, daß er von dem juristischen Studium gern zu dem der Medicin übergegangen wäre, wenn es ihm sein Vater erlaubt hätte. Wenigstens machte er sich jetzt mit ihr als Lieblingswissenschaft bekannt, und er las viel Nützliches und Gutes von Haller, Hoffmann, Stahl, Börhave, Unger, Pott, Richter, Linné, Reaumur, Trembley, Tournefort, Rösel, Pristley u. A., kurz, was er nur über Arzneigelahrtheit, Naturgeschichte, Physik und Chemie auftreiben konnte.

Dieses Studium führte ihn aber auch in das Gebiet der Alchymie, und schwärmerisch-mystische Lectüre wollte ihn bereden, als sey jene Wissenschaft noch die Einzige, die ihm zu Glück und Ruhm verhelfen könne. War das auch Thorheit; so hatte es doch wenigstens das Gute, daß es ihm wieder das Leben lieb und werth machte, und sein

bisher in sich verschlossener Unwille fand einen Ausweg in Sarcasmen und Spöttereien. Um diese Zeit fing er auch an, sich mit der italienischen Sprache bekannt zu machen und sich von Neuem mit der Dichtkunst zu beschäftigen. Da war es zur guten Stunde, daß sein alter Lehrer Roland nach Königsberg kam, der ihm auch sogleich vor Allem, was ihm am meisten Noth that, — bei'm Schneider und Tuchmacher Credit verschaffte und dann wieder auf den, ein Mal betretenen, Pfad der Rechtswissenschaft zurückführte.

Baczko wurde jetzt mit dem Buchhändler Kanter bekannt, und dieser wies ihm nicht nur manches Gelegenheitsgedicht zu, so wie er jetzt auch anfing, einige Recensionen für die Kantersche Zeitung zu schreiben, sondern er erhielt auch von ihm die Erlaubniß, ungebundene Bücher mit nach Hause, zum Durchlesen, nehmen zu dürfen. Ein noch größerer Vortheil aber erwuchs ihm aus diesem Verkehr, daß er die Bekanntschaften mehrerer Gelehrten machte, die häufig in den Buchladen kamen. Vor Allem sey Hamann darunter genannt, der sich namentlich dadurch um B. verdient machte, daß er ihn unvermerkt von jener Neigung zur Alchymie und Theosophie heilte. Als B. aber dieses heilige und theure Gut aufgegeben hatte; so entstand — wie dies natürlich ist — eine gewisse Leere in seiner Seele und, da sich durch jene Schwärmerei doch wenigstens seine Religiosität wieder erhoben und befestigt hatte; so sehnte er sich nach religiöser Lectüre. Diese brachte ihm wieder neue Zweifel und Unruhen und nun sollte die Philosophie die Lücken und Mängel ausfüllen, die ihm auf dem Gebiete der positiven Religion begegnet waren.

Kant, der damals im Kanterschen Hause wohnte, wo B. ebenfalls seine Bekanntschaft ge-

macht hatte, ermunterte ihn zu jenem Studium; und namentlich zu dem der Anthropologie, und, daß B., wie es ihm Kant vorausgesagt hatte, in dieser Wissenschaft nicht etwas ganz Gewöhnliches leisten würde, bewies ein späterer Aufsatz unter dem Titel: „Versuch eines Commentars zu Kants Anthropologie," der im 4. Stück der Vesta abgedruckt wurde. — Unter die interessanteren und auf sein späteres Leben Einfluß habenden Bekanntschaften gehörte auch die des nachherigen, jetzt verstorbenen, Professors Kraus, der damals, wie einige andere Studirende, im Kanterschen Hause wohnte. Sie gewannen sich Beide bald recht innig lieb, und stellten namentlich mit einander Uebungen in der Dialectik an.

Wovor B. später so dringend warnte, eben, weil er das Nachtheilige davon an sich selbst erfahren hatte, — wir meinen das Schuldenmachen — das wurde ihm jetzt um so leichter, als ihm Roland früher Credit verschafft, B. aber seine Gläubiger bisher pünktlich bezahlt hatte. Es mußte jedoch ein hochzeitliches Kleid zu der Verbindung seiner ältesten Schwester angeschafft werden und die Mutter, die nach Königsberg gekommen war, das Erforderliche zu besorgen, konnte die dringenden Wünsche ihres lieben Sohnes nicht Alle zur Stelle befriedigen. Da war es wohl zu verzeihen, doch machte er zugleich die warnungreiche Erfahrung, daß man sich schwer, zuweilen gar nicht, von einer Schuldenlast wieder loszuwinden weiß.

B. hatte auch, um mit mehreren Studenten, die musicalisch waren und mit denen er in einem Hause wohnte, Quartetts spielen zu können, das Violoncell zu erlernen gesucht; allein, so schnell er auch das Notenlesen begriff und jede Note auf sei-

nem Instrumente auszudrücken vermochte; so konnte er es doch nie zum richtigen Tact und reinen Ausdrucke bringen, und, verdrüßlich darüber, gab er die ganze Sache wieder auf. (Schon im väterlichen Hause hatte ihm Roland Unterricht im Clavierspielen geben sollen, womit es aber ebenfalls nicht gegangen war.) Dagegen besaß er eine außerordentliche Fertigkeit im Nachahmen fremder Stimmen und ein bewundernswürdiges Gedächtniß, mit welchen beiden ausgezeichneten Talenten er auch manchen recht artigen Scherz ausführte. So giebt der Himmel einem Jeden irgend einen Vorzug, den er sich als Trost- und Lebensblümchen auf dem Pfade durch dieß dunkle Thal erziehen und ausbilden kann.

Möchte es aber auffallen, daß B., der meist traurig und niedergeschlagen war, mitunter lustige Streiche ausführen konnte; so ist dieß namentlich seinem, von Jugend auf genährten, Hange zu ununterbrochener Thätigkeit zuzuschreiben, die er jedoch, bei seiner Lebhaftigkeit nun auch gern, so oft und schnell wie möglich, von einem Gegenstand auf den Andern übertrug.

B. trieb jetzt auf's Neue das Studium der Rechte, konnte ihm aber durchaus keinen Geschmack abgewinnen. Da indessen vom Hause alle Unterstützung ausblieb und er immer tiefer in Schulden gerieth; so mußte er eilen, sobald wie möglich, ein Amt zu erlangen, um jene in diesem wieder zu bezahlen, und diese, an sich eben nicht erfreuliche, Aussicht spornte ihn an. Er versuchte, die Institutionen des Heineccius und Hellfelds Pandecten auswendig zu lernen. Sein Gedächtniß faßte sie wohl auch, aber für die Wissenschaft selbst erhielt er keinen Sinn. Noch ging ihm in dieser Zeit ein neuer Hoffnungsstern auf. Der Fürst Orlow

reiste nämlich durch Königsberg nach Italien und suchte einen jungen Mann, der die wohllautreiche Sprache jenes Landes nicht nur zu sprechen, sondern auch zu schreiben verstand. B. bot sich dazu an und der russische General=Quatiermeister Bauer empfahl ihn auch noch besonders dringend; allein den Fürsten schreckte Baczko's Aeußeres zurück — und der schöne Stern ging unter. B. war nun desto fleißiger. Auch nahte jetzt der Sommer des Jahres 1775, der letzte, den B. nach dem Willen seiner Aeltern auf der Universität zubringen sollte, da er dann (mit Einschluß seiner Krankheit) 4 Jahre in Königsberg gelebt hatte. Zu seiner Erholung beschäftigte er sich jetzt mit der englischen Sprache, so wie er viele Dichter, vorzüglich italienische las.

So war er auch an einem der ersten, schönen Frühlingsabende in einen öffentlichen, aber wenig besuchten Garten gegangen und hatte sich, da er ihn ganz menschenleer fand, in ein Gartenhäuschen gesetzt und den Ariost (in Duodez) aus der Tasche gezogen. Er hatte sich dabei so ganz vergessen, daß ihn erst die Abendkühle an den Heimweg erinnerte. Die außerordentlich feine Schrift hatte aber sein Auge angegriffen; eine, bald darauf ausbrechende Feuersbrunst, wo er ziemlich leicht gekleidet auf die Straße lief, um sich zu erkundigen, wo es brenne, zog eine nachtheilige Erkältung herbei, und an seinem Geburtstage — den 8 Junius — stieg die Entzündung des linken, ihm nur noch allein gebliebenen Auges bis zum höchsten Grade, bis zu völliger Erblindung.

Doch wurde er von dem Doctor Bruinvisch nach Verlauf mehrerer Wochen so weit hergestellt, daß er wieder gut lesen und schreiben konnte, und mehrere Beweise von Theilnahme, namentlich von Sei-

ten eines edlen Juden — würden seine Hoffnungen und seinen Glauben an Menschenliebe, wieder kräftig emporgerichtet haben, wenn nur nicht auch zugleich seine Gläubiger, welche seine Krankheit erschreckt hatte, ungeduldig auf ihn eingestürmt hätten. Jetzt mußte er auf manche, sehr drückende Weise Geld leihen, um nur die Dringendsten zu befriedigen, und seine Lage würde noch bedenklicher geworden seyn, wenn ihm nicht der menschenfreundliche Buchhändler Kanter 100 Thaler in Gold vorgeschossen, und der damalige Tuchhändler Schlunk, so wie einige andre brave Männer ihre Forderungen bis auf bessere Zeiten creditirt hätten. Weniger noch der eigentliche Vorschuß, als der Gedanke, diesen Männern das Ihrige zu bezahlen und nicht in ihren Augen zu verlieren, trug den reichsten Segen für den armen Jüngling. Denn dieser Gedanke hielt ihn in den höchsten Leiden aufrecht und spornte ihn zu jener rastlosen Thätigkeit, die ihn vor Verzweiflung schützte, weil sie seine Aufmerksamkeit von Allem, was ihn niederdrückte, wohlthätig ablenkte. Die nicht so schonenden Gläubiger, sah er sich genöthigt, so schwer er auch daran ging, seinem Vater anzuzeigen, der leider! schon so weit zurückgekommen war, daß er sein schönes und großes Gut Borken hatte verkaufen müssen und dagegen ein kleines Gütchen, Stablack bei Schippenbeil, gekauft — und auch wieder, wie das frühere — zu theuer bezahlt hatte. Immer mehr und mehr fühlte der unglückliche Jüngling die Kraft seines einzigen Auges abnehmen, und er sehnte sich daher nur noch dringender nach einem Amte, weil er dann doch wenigstens, auf den Fall des Erblindens, ein kleines Jahrgeld zu erhalten hoffte.

Endlich kam seine Schwester im Februar 1776 nach Königsberg, um ihn von dort zu dem Vater

abzuholen. Dieser empfing ihn auch nicht so hart, als er es befürchtet hatte und alle Schulden wurden bezahlt. — Was aber für den unglücklichen Jüngling noch schrecklicher seyn mußte, der Vater sah die zunehmende Schwäche seines Auges für eine Strafe des Himmels an, weil er seinen Sohn wohl für gebildet aber nicht religiös genug hielt, und dieser Gedanke entzog dem Unglücklichen den süßen Trost des väterlichen Mitleidens.

Unterdessen hatte er sich vorläufig bei der Regierung zu Marienwerder gemeldet und war auch dem damaligen Großcanzler Fürst von Kupferberg, dringend empfohlen worden. Sicher würde er auch eine baldige Beförderung in Westpreußen erhalten — und eine glückliche Carrière gemacht haben, allein die Abnahme seines Gesichts verhinderte ihn, nach Marienwerder zur Prüfung zu gehen und seine Lage wurde immer schrecklicher! —

Noch eine Hoffnung blieb übrig. Dr. Bruinvisch hatte ihn auf den Fall zunehmender Gesichtsschwäche gerathen, sich ein Haarseil im Nacken stechen zu lassen und der damalige Major, nachherige General-Lieutenant Graf von Herzberg, bestimmte Baczko's Vater, seinen Sohn in dieser Absicht nach Schippenbeil gehen zu lassen, wo ein geschickter Chirurgus lebe und wo der bedauernswürdige Jüngling in dem Hause des Grafen für die Zeit seines Aufenthalts freien Tisch finden sollte. Der Lieutenant von Lenzke bot ihm seine Wohnung an, und so zog er denn im Jahre 1777 nach dem genannten Orte. Bald hatte sich ein kleiner Zirkel von Bekannten um ihn gebildet, die ihn mit aller ersinnlichen Liebe und Freundschaft seine Leiden vergessen zu machen suchten. Gelang dieß auch zuweilen; so hatte ihn doch das Stechen des Haarseils und der Gebrauch von den angreifendsten Me-

dicamenten bis auf's Aeußerste erschöpft und entkräftet. Häufig lag der Gedanke an Selbstmord in seiner Seele, aber nur die kindliche Liebe zu seiner Mutter, die er mit diesem furchtbaren Schritte nicht betrüben wollte, und der Stolz, seine Gläubiger nicht unbefriedigt zu lassen, hielt ihn von diesem letzten Befreiungsmittel zurück, besonders seitdem ein Schimmer von Hoffnung erwacht war, vielleicht durch Schriftstellerei jene bezahlen und sein Leben fristen zu können.

Unter manchen medicinischen Werken, die in der damaligen Periode gelesen, unter den verschiedenen Versuchen die angestellt wurden, machten seine Freunde auch einen Versuch mit der von Richter und Janin in diesem Falle empfohlenen Spießglanzbutter; allein der Erfolg entsprach durchaus den Erwartungen nicht und B. hält es in seiner Autobiographie für Pflicht, vor der Anwendung derselben zu warnen.

Als er sah, daß alle Mittel und Versuche vergeblich waren; ging er auf das väterliche Gut zurück, wo ihm die Herausgabe einer periodischen Zeitschrift, Tempe genannt, einige Freude und Zerstreuung und für den ersten Jahrgang 300 Thaler Gewinn brachte, den er aber mit dem zweiten Jahrgange wieder einbüßte, so, daß sie mit diesem auch wieder einging. Er hatte auch eine kleine Leseanstalt begründet und feilte „die academischen Freunde," aus, einen Roman, der schon in den Jahren 1775 und 76 niedergeschrieben worden war und nachher im Hartungschen Verlage erschien.

Indessen hatte doch die Unternehmung einige Aufmerksamkeit erregt und ihm das Andenken seiner Freunde wach erhalten. Er reiste auch in dieser Zeit mit seinem Schwager einige Male nach Königsberg, wo ihn Kant und Hamann sehr gütig und

theilnehmend behandelten und namentlich der brave Buchhändler Kanter sich auf's Thätigste für ihn verwendete. Er war es auch, der es dahin brachte, daß sich die eben anwesenden Brüder Pellier erboten, ihn für 50 Thaler zu operiren, da sie anfangs 100 Ducaten verlangt hatten, zu deren Bezahlung sich auch Graf Henkel, damaliger Chef des 4. Regimentes, auf den äußersten Fall verstanden hatte. Die Operation war furchtbar schmerzlich, noch fürchterlicher der Schmerz in den folgenden Tagen und doch Alles — vergebens. Die Herren Pellier reis'ten davon, B. blieb aber noch einige Wochen lang unter den Händen des Arztes und Wundarztes im Kanterschen Hause. Manchen rührenden Beweis von Liebe und Theilnahme empfing er hier und von der Ferne. So nahm sich ein junger Mann, Namens Meden, seiner unaufgefordert an und begleitete ihn auch, nach seiner völligen Erholung, auf das Landgut des Vaters. Mit dem Beistande dieses jungen, höchst gefühlvollen Mannes fing er jetzt an, über preußische Geschichte und Alterthümer zu lesen. Besonders unvergeßlich aber wurde er ihm an dem Kranken- und Sterbebette seiner Mutter, die im Herbste des Jahres 1781 an der Brustwassersucht starb. Am Begräbnißtage der Mutter bot ihm sein Schwager Kurowsky, der selbst in bedrängter Lage war, freien Unterhalt in seinem Hause an. So innig ihn auch dieß Anerbieten rührte, so konnte er sich doch nicht zur Annahme entschließen, da ihm dort nur ein vegetirendes Pflanzenleben erwartete. Die Lage des 25jährigen Jünglings aber war wirklich furchtbar, denn das Vermögen des Vaters war kaum noch hinreichend, sich selbst zu unterhalten und doch sollte er noch seine jüngste, an einem langwierigen Wechselfieber erkrankte, Tochter und seinen blinden Sohn ernähren!

Alles konnte anders seyn, wenn des Vaters Forderung befriedigt worden wäre. Darauf, oder doch auf eine Pension hatte er seine letzte und einzige Hoffnung gesetzt und der General von Lossow, der den alten Baczko aus der Armee gebracht, später aber achten gelernt hatte, erbot sich von selbst, sein Unrecht gut zu machen und ihm bei dem Könige das vortheilhafteste Zeugniß auszustellen. Der einst so stolze und kräftige — jetzt aber tiefgebeugte Husarenmajor nahm dieß Anerbieten seines ehemaligen Feindes an; Friedrich aber schickte das Zeugniß, ohne eine Sylbe darauf zu antworten, zurück. Da war es, daß der junge Baczko oft nahe daran war, seiner leidenden Schwester und vielleicht dann sich selbst den Tod zu geben. Schauderhafte Bilder und phantastische Gestalten umschwebten seine zerrüttete Phantasie und sein dumpfes Hinbrüten grenzte an Wahnsinn; die Nächte brachte er unter Jammern und schlaflos zu, und händeringend flehete er oft zu Gott um Hülfe oder ein baldiges Ende.

Doch, wo die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten. Dieses alte, kräftige Wort bewährte sich auch an unseres Baczko's Schicksale. Denn jetzt schien der Schmerz die höchste Stufe erreicht zu haben, um alsdann milder zu werden. Er lernte, sich in sein Unglück fügen und suchte von nun an, zu nützen, wo er wußte und konnte, was ihn aber, seltsam genug, als ob dieß einem Blinden gar nicht zukomme und dieser für sich selbst zu sorgen habe, — sehr oft übel gedeutet wurde.

Zuerst sandte ihm der damalige Cammerherr, nachherige Landhofmeister Graf von Lehndorf auf Steinort 6 Ducaten und bot ihm zugleich auf die zarteste und anständigste Weise sein Haus zum Aufenthalt an, bis sich irgend ein schicklicher Ausweg für ihn

gefunden haben würde. Die arme leidende Schwester fand ebenfalls bei der kranken Gemahlin des Rittmeisters von Domhardt ein gewünschtes Unterkommen als Gesellschafterin und ihm selbst sagte dieser in Gemeinschaft mit dem verstorbenen Minister, damaligen Hauptmann von Schrötter, ein bestimmtes Jahrgeld von 800 Gulden auf 3 Jahre zu, als B. geäußert hatte, daß er noch Vieles nachzuholen habe, wenn er später ein Mal auf ein academisches Lehramt Anspruch machen wolle. Mit dem innigsten Danke nahm er dieß Anerbieten an und zog nun nach Königsberg. Anfangs hielt er sich einen Knaben, der ihm vorlas; allein, da er bald sah, daß diese Hülfe nicht ausreichte, so trug er einem jungen Studirenden, Namens Otto, freie Wohnung auf seinem Zimmer und ein kleines monatliches Einkommen an, wenn er zu ihm ziehen und ihm einigermaßen bei seinen Studien behülflich seyn wolle. Später nahm er noch den kleinen Sohn des verstorbenen Dragoners Ungerbühler zu sich und zog ihn auf. Dieß gab Veranlassung, eine Idee auszuführen, auf die ihn Kant zuerst aufmerksam machte, obschon dieser sonst gegen Blinde eine gewisse Abneigung hatte, — zu denen er aber Baczko, wie er meinte, bei seiner Thätigkeit und Selbstständigkeit, füglich nicht rechnen könne. Baczko nahm mehrere junge Studirende in Kost und Aufsicht, wobei er sehr richtige Ansichten verfolgte und demnach natürlich bewährt fand. Uebrigens beschäftigte sich B. jetzt eine Zeit lang mit dem Studium alter und neuer, besonders der slavischen und orientalischen Sprachen, und stellte dazwischen mancherlei Versuche an, den Mangel seines Gesichts zu ersetzen.

Leider wurde er nur bald in seinen Studien unterbrochen, indem er im Januar 1783 in ein

heftiges fäulichtes Fieber fiel, wo er lange Zeit in Lebensgefahr schwebte. Indessen erholte er sich doch wieder nach und nach, und, nachdem er eine geräumigere und freundlichere Wohnung bezogen hatte und die Zahl seiner Kostgänger auf Acht gestiegen war, verlebte er eine der heitersten Perioden seines Lebens. Besonders machte ihm eine Naturaliensammlung von Landesproducten viel Freude.

Auch seines Vaters Umstände verbesserten sich jetzt. Zwar hatte er sein Gütchen Stablack übereilt und zu wohlfeil verkauft und war mit den, ihm übrig gebliebenen, 2000 Thl. nach Königsberg gezogen, wo er sehr eingeschränkt lebte; aber er durfte doch wenigstens nicht Mangel leiden, und später wurde ihm auch auf des edlen General-Lieutenants von Bülow Verwendung eine Pension von 300 Thl. ausgewirkt, vom König Friedrich Wilhelm II. aber eine Entschädigung von 3000 Thl. gewährt. Endlich hatten sich auch die Verhältnisse der Geschwister des jungen Baczko erträglich gestaltet, bis auf die des jüngsten Bruders, der sich aber durch eigne Schuld, in Folge einer unbesonnenen Heirath, in Sorge und Noth gestürzt hatte.

Baczko beschäftigte sich jetzt auch verschiedentlich mit Schriftstellerei. Er nahm an einigen Journalen Theil und ließ Manches, jedoch Nichts unter seinem Namen, drucken, so z. B. Folgen einer academischen Mädchenerziehung und mehrere andre Kleinigkeiten. Indessen blieb immer Geschichte sein Hauptstudium, einige Versuchungen abgerechnet, zur Medicin zurück zu kehren. Er bereuet in seiner Autobiographie, es nicht gethan zu haben; aber es möchten doch wohl die zu günstigen Hoffnungen, die er von dem Glück und Ansehen eines blinden adelichen Arztes gefaßt hatte,

nicht gänzlich erfüllt worden seyn. Bald darauf kehrte eine frühere und für seine Lage ungleich geeignetere Neigung zurück, die Liebe zum Studium der Cameralwissenschaften. Namentlich war er im Nachbilden physikalischer Instrumente in Wachs sehr glücklich, und so betrieb er auch jetzt die Mathematik sehr fleißig.

In diese Zeit fällt die Bekanntschaft mit Biester, der ihm einst schrieb, daß der Minister von Zedlitz den Wunsch geäußert habe, Baczko nützlich zu werden. Als daher Kreutzfeld als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst starb, bewarb sich B. um dieses Lehramt; allein diese Stelle wurde bei den geringen Einkünften der königsberg'schen Professoren dem verdienstvollen Professor Mangelsdorf mit zu gegeben, und, da dieser 10 Kinder am Leben hatte, so gönnte B. ihm gern diese Verbesserung. Nur ward es ihm ein neuer Anreiz, alle Kräfte aufzubieten, um das sich fern gesteckte Ziel zu erreichen. Unerwartet fand sich aber auch jetzt eine andere Unterstützung; diese war ein Jahrgehalt von 200 Thalern aus der Szembeck'schen Stiftung, die ihm auch bis zur Zeit des Generalmoratoriums richtig ausgezahlt wurden.

Alle Zeit, die ihm unter diesen Verhältnissen und Begebenheiten übrig geblieben war, hatte er auf die Ausarbeitung seines Handbuchs der Geschichte, Erdbeschreibung und Statistik Preußens verwendet, das er jetzt, als Vorläufer eines größeren Werkes, wozu er noch die Materialien sammelte, auf Pränumeration heraus- und dann der Gelehrten-Buchhandlung, die damals in Dessau errichtet worden war, in Verlag gab. Erst bei dem zweiten Theile stieg die Zahl der Pränumeranten; doch gewann er an diesem Werke beinahe 200 Thaler und diese wurden der eigentliche Fonds seiner

Leihbibliothek. Ein trauriger Vorfall, der ihn jetzt betraf, war das Ertrinken seines lieben Otto, an den er sich noch oft mit Liebe und Dank erinnerte, an dessen Stelle aber Schmidt, der als Pfarrer zu Allenburg starb, zwei Jahre lang mit gleichem Eifer und gleicher Rechtschaffenheit trat. Dieser Schmidt hatte einige Neigung zur Physik und Ungerbühler, der jetzt immer mehr heranwuchs, besaß viele Anlagen zu kleinen mechanischen Arbeiten. Darum beschäftigte sich B. bisweilen zur Erholung mit Physik und ein großer Theil seines physikalischen Apparats wurde in seinem Hause von ihm und seinen Gehülfen selbst zu mannichfaltiger Erheiterung verfertigt.

Allmählig verließen seine Kostgänger die Universität und, da auch Schmidt an eine Versorgung dachte; so beschloß B. seine ganze Lage zu verändern, weil jetzt die Szembeck'sche Stiftung allein nicht hinreichte, ihn und seinen Gehülfen zu erhalten. Er legte zu dem Ende eine Lesebibliothek an, an der — wenigstens an einer gewählten und zweckmäßig eingerichtete — es damals noch in Königsberg fehlte. Einige hierbei entstandene Mißverständnisse wurden bald beseitigt.

Sein sehnlichster Wunsch, zu dessen Ausführung ihn seine Blindheit ganz besonders zu eignen schien, bestand darin, Lehrer an einer Academie zu werden. Doch, ob er auch vorzügliche Empfehlungen nach den österreichischen und pfalzbaierschen Staaten erhalten und sich um die Promotion bei der philosophischen Facultät mit dem lebendigsten Eifer bemüht hatte; es sollte ihm — war nun der Catholicismus, zu dem er sich bekannte, oder seine Blindheit das hauptsächlichste Hinderniß — durchaus nicht gelingen. Diese vereitelte Hoffnung schmerzte ihn sein Leben lang.

Zu diesem innern Gram gesellte sich die trübe Erfahrung, daß die Leihbibliothek nicht den raschen, freudigen Fortgang gewann, als B. gehofft hatte. Einmal hatten sich mehrere Institute dieser Art gebildet und dann hatte Baczko auch hier seine Ansicht etwas zu hoch gestellt. Er hatte nämlich nur lediglich sittlich gute und — soviel, als möglich — auch wissenschaftliche Bücher angeschafft. Er gedachte, auf diesem Wege das Publicum zu einem bessern Geschmack und auf eine höhere Stufe der Bildung zu leiten; aber dieß begehrten Viele seiner Leser nicht. Den Meisten lag mehr an Unterhaltung und — Sinnenreiz, und darum suchten sie in andern Leihbibliotheken, was sie bei B. nicht finden konnten. Da mußte er nothgedrungen wieder zur Schriftstellerei zurückkehren, so sauer sie ihm auch wurde. In diese Periode fallen neben einigen Uebersetzungen „Müller, der Menschenverächter," „Carl von Adlerfeld, oder Gespräche über das menschliche Glück," und „kleine Biographien und Züge aus dem Leben großer, wenig bekannter Menschen" so wie die „Abentheuer eines Maurers zur Warnung für Profane und Geweihte," unter denen das letztere Werk besonders viele Aufmerksamkeit erregte, obschon B. kein Maurer war. Um die, damals noch nicht berichtigte, Forderung seines Vaters noch ein Mal geltend zu machen, und sie der Gnade des Königs zu empfehlen, unternahm er jetzt eine Reise nach Berlin. So manchen Beweis der Liebe und Achtung er auch hier erhielt; so erreichte er doch in der Hauptsache seinen Endzweck nicht. Dagegen sah er, wenn auch nicht stets auf die erfreulichste Weise, seine Welt- und Menschenkenntniß vielfältig bereichert.

Ueberhaupt begegneten ihm nach seiner Rückkehr von Berlin so manche Unannehmlichkeiten.



Dahin gehören seine Streitigkeiten mit der Censur bei der Herausgabe der Beschreibung von Königsberg, wobei gereiztes Privatinteresse ihm selbst seine Wahrhaftigkeit zum Vorwurfe machte. Zu seinen Bestrebungen dagegen, dem Vaterlande und seinen Mitbrüdern zu nützen, gehören sein Vorschlag eines Direct-Handels zwischen Spanien und Preußen, und sein Plan zu einer zweckmäßigen Aufhebung der Erbunterthänigkeit. Ob es in der Natur und Ausführbarkeit dieser Plane und Vorschläge lag, daß man wenig oder keinen Gebrauch davon machte; oder in der vorgefaßten Meinung, daß sich ein blinder Gelehrter eben nicht in Alles mischen dürfe — müssen wir billig unentschieden lassen. Dagegen konnte er sich nicht entschließen, oder wagte es auch vielleicht nicht, eine von ihm begehrte Deduction zu Gunsten der Catholiken zu schreiben, die ihm von unbekannter Hand mit einem Versprechen von 100 Ducaten angetragen wurde.

Jetzt erhielt B., statt der erbetenen und versprochen erhaltenen Präbende, einen Panisbrief auf das Kloster Huisburg im Halberstädtischen. Bekanntlich hatte der deutsche Kaiser das Recht, welches auch Frankreichs Könige vormals ausgeübt hatten, einen Weltlichen durch einen Panisbrief in's Kloster zu schicken, wo er dann bis an seinen Tod ernährt wurde — und in den österreichischen Staaten wurde dieses besonders alten kaiserl. Hoflakaien als eine Invaliden- oder Spitalversorgung zu Theil. Dies konnte wohl nicht nach B's. Sinne seyn, und zu seinem Glücke wurde das Kloster von der Pflicht, Panisbriefe vom Könige von Preußen anzunehmen, freigesprochen. So verstrichen aber wieder drei Jahre, ohne daß die Zusage erfüllt wurde, bis der Minister v. Wöllner das geistliche Departement erhielt. Dieser wünschte B. zu hel-

sen und vermittelte ihm auch wirklich 200 Thaler Jahrgehalt.

Dadurch verbesserte sich seine Lage zusehends. Er hatte sich eine kleine Wohnung in einer heitern Straße gemiethet; hinter dem Hause war ein großer Garten, den zu besuchen und zu benutzen, ihm gestattet war, und Ungerbühler war jetzt so weit gebildet, daß er alle Geschäfte eines Gehülfen versehen konnte. Durch mancherlei kleine Fähigkeiten konnte dieser sogar noch Vieles zur gegenseitigen Unterhaltung beitragen. Besonders wurde auch das Naturaliencabinet mit einer Sammlung von Amphybien und Versteinerungen bereichert, und, was sehr Viel zu seinem Wohlbefinden beitrug, war ein Einspänner, (der sich, nach der Mobilmachung der Armee, wo das erste Pferd zum Fuhrwesen abgeliefert werden mußte, sogar in eine vollständige Equipage verwandelte,) den er 3 Jahre lang, ohne den mindesten Streit mit dem Assessor und Hofchirurgus Fallier in Gemeinschaft besaß.

Seine schriftstellerischen Arbeiten waren in dieser Zeit unbedeutend, bis auf einige kleine Theaterstücke, die ihm und seinem Begleiter freien Eintritt verschafften. Man wird sich wundern, (wie es auch damals wirklich geschah), daß ein Blinder in's Theater ging und dort Unterhaltung finden konnte. Allein B. versichert, daß er, so lange noch seine Phantasie lebhaft genug war, sehr viel Vergnügen daran gefunden habe, weil er sich die Scene und alle Umgebungen ganz nach Wunsch gedacht habe, und darum weit seltner einem störenden Contraste begegnet sei, als es dem Sehenden bisweilen begegnen soll. Besonders aber erfreute ihn der öftere freundschaftliche Umgang mit mehreren guten

und gebildeten Menschen, worunter er namentlich auch der achtzigjährigen Frau von Pelet gedenkt, deren religiöser Sinn und heitere Laune einen vortheilhaften Eindruck in seinem Gemüthe zurückließen.

Jetzt begann er aber auch ernstlich an seine größere preußische Geschichte zu denken, zu der er schon seit Jahren die Materialien gesammelt hatte, und wozu ihm noch eine ganz unerwartete Unterstützung aufforderte. Professor Kreutzfeld hatte nämlich denselben Plan, munterte aber dennoch B. zur Ausführung seines Vorhabens auf und theilte ihm sogar manche schon genommene Abschriften von wichtigen Urkunden mit. Als Kreutzfeld über der Ausführung dieses Plans gestorben war, erhielt B. von Kreutzfelds Stiefbruder alle hinterlassene Manuscripte, die auf dieses literärische Unternehmen Bezug hatten. Um die Urkunden schnell und selbst zu lesen, war B. auf eine merkwürdige Erfindung gekommen. Er ließ sich nämlich von seinem Gehülfen die Züge der Mönchsschrift mit dem Finger in die linke Hand schreiben, formte sie indeß mit der rechten aus Wachs und klebte sie auf den Tisch. Wenn ein Paar Reihen fertig waren, betastete er sie, benannte jeden Buchstaben und so entstand ein Alphabet, dem gemäß die Urkunde abgeschrieben wurde. Wie B. überhaupt sein Gedächtniß von Jugend auf gestärkt hatte und wie das im Zustande der Blindheit, wo so manche, von der Aufmerksamkeit abziehende, Zerstreuung wegfiel, nur noch stärker werden mußte; so konnte er auch, nach einer eigenen Vorrichtung, Schach spielen, wo er freilich seine und des Feindes Stellung fortwährend im Gedächtniß behalten mußte. Dennoch traute er diesem niemals gänzlich, sondern er hatte sich auch manche kleine Hülfs-

und Erinnerungsmittel, vorzüglich in Tabellenform entworfen, wo er Alles, was in Bezug auf Preußen stand, unter gewisse Abtheilungen ordnete, und, da er sich Alles genau, oft mehr, als ein Mal vorlesen ließ, ehe er dictirte; so geschah es auch wohl, daß bisweilen aus dem Geiste und der Sprache einer Quelle, besonders, wenn ihn diese lebhaft anzog, Manches in seinen Vortrag überging und daraus eine, nicht ganz zu rechtfertigende, Verschiedenheit seines Styles hervorging.

Aber gleichsam, als sollte sich B. nicht lange einer ruhigen und sorglosen Lage erfreuen dürfen; so trafen ihn auch jetzt wieder neue Unfälle und Störungen. Ungerbühler hatte sich durch eigenen Fleiß so weit gebildet, daß er die Universität zu beziehen beschloß und auch Dachs, der bisherige Verwalter der Leihbibliothek, ging plötzlich ab. An dessen Stelle trat der nachherige, durch seinen Eifer für die Naturgeschichte vortheilhaft bekannte Inspector Nanke, der dem armen Baczko auch beistand, als er während des Winters 1790 an einer höchst schmerzlichen Augenentzündung litt. Aber, was ihn am meisten schmerzte, war ein neuer Angriff, den der Geheimerath Metzger, im Journal „von und für Deutschland" in Bezug auf das Werk des Abts Denina „la Prusse litteraire" gegen ihn unternommen hatte. Dieser hatte nämlich dort B's. lobend erwähnt und dabei angeführt, daß demselben seiner Religion wegen eine academische Lehrerstelle zu Königsberg verweigert worden sey; — Geheimerath Metzger aber berichtigte dieß und äußerte unter Anderem, daß dies nicht wegen des verschiedenen Religionsbekenntnisses, sondern wegen Mangel an Kenntnissen geschehen sey. Eine so leidenschaftliche, als ungegründete Aeußerung beugte den armen Blinden tief.

Indessen erholte er sich auch von diesem Schlage — und B. wünschte sich jetzt von einigen ersparten hundert Thalern nicht nur ein Haus zu kaufen, — sondern, es wandelte ihn auch die Sehnsucht an — zumal, als sich erst Ungerbühler von ihm getrennt hatte — ob er sich's kaum selbst zu gestehen wagte, — ein Weib zu nehmen; aber doch fürchtete er sich noch gleichsam vor diesem Schritte und gedachte, durch recht fleißiges Arbeiten sich dieser seltsamen Gedanken zu entschlagen. Er gab jetzt in Verbindung mit dem Geheimerath Schmalz die preußischen Annalen und den ersten Band seiner preußischen Geschichte heraus, und schon hatte er einen Plan zu einer Reise nach Schweden entworfen, um mit Ungerbühler's Hülfe die diplomatischen Sammlungen in Upsala zu benutzen und mit einer unerwarteten Ausbeute für Preußens Geschichte zurück zu kehren.

Indessen wurde er von Neuem ermuntert, sich zu verehelichen und ein Fräulein von Montowt in Vorschlag gebracht, das zwar nicht mehr in blühender Jugend, aber im Besitze der trefflichsten Geistes- und Gemüthseigenschaften und auch im Aeußern gar nicht unangenehm war, wobei noch, wie sich B. darüber sehr treffend und interessant ausspricht, seine Phantasie zu Hülfe kam. Am 14. Mai 1792 feierte er seine Hochzeit. Da die Braut am Hochzeitstage sehr heftig erkrankte; so schien der Anfang der Ehe sehr betrübt zu seyn. Zwar wurde sie nach ein Paar Tagen wieder hergestellt; allein, jetzt kam wieder eine neue Sorge. B. wollte seiner Frau auf seinen Todesfall aus der Wittwen-Casse ein Jahrgeld von 60 Friedrichsd'or erkaufen. Da man aber wegen seiner Blindheit Einwendungen gegen seine Wechselfähigkeit machte; so sollte er den Einkaufspreis, wofür man gewöhn-

lich einen Wechsel giebt, baar an das dortige Banco-Comptoir entrichten. Dieß erfuhr die Gemahlin des Banco-Directors, Geheimeräthin Schlemüller, und voll zarten Mitgefühls ließ sie dem jungen Ehemann den baaren Vorschuß der geforderten Summe gegen einen Wechsel antragen; allein schon hatte sie ihm sein ältester Bruder geliehen. Mußte ihn und seine junge Gattin auch ein so rührender Beweis von Theilnahme innig erfreuen und heiterte sich auch seine häuslich-öconomische Lage immer mehr auf; so schmerzte es ihn auf der andern Seite doppelt, daß ihn nach seiner Verheirathung seine früheren und alten Freunde beinahe Alle verließen. Zum Glück machte er mehrere neue Bekanntschaften und die Nachmittage wurden größtentheils zur Erholung bestimmt, nachdem er am Vormittage ohne Anstrengung an seiner Geschichte Preußens gearbeitet hatte. Seine Freuden wurden aber noch durch eine der Süßesten vermehrt. Sein geliebtes Weib beschenkte ihn, nach einer schweren Geburt, am 11. April 1793 mit einem Sohne, der keineswegs mit des Vaters Blindheit auf die Welt gekommen war, wie das geschwätzige Publikum verkündigt hatte.

Indessen, nach und nach lernte man doch glauben, daß auch ein Blinder eine glückliche Ehe führen könne und B. empfand noch das wohlthuende Gefühl, durch seine heiteren Lebensverhältnisse selbst auf andre Blinde glücklich einzuwirken.

Sein Vater, der einst so heiter und gesprächig gewesen war, fing allmählig an, einsylbig und niedergeschlagen zu werden. Es fehlten ihm dann zuweilen Worte, die er aus fremden Sprachen entlehnte, so daß er verdrüßlich wurde, wenn ihn sein Sohn nicht verstand. Drei Jahre vor seinem Tode sprach er kein Wort, und das letzte Jahr kam er

nicht aus dem Bette. Als sein Sohn seine junge Frau das erste Mal zu ihm brachte, lächelte er sie mit Wohlwollen an, wollte sprechen, konnte es aber nicht, bot ihr daher freundlich die Hand und streichelte die ihrige. Ungefähr ein Jahr nach der Verheirathung entschlummerte er sanft.

Die französische Revolution war ausgebrochen, und, war auch Baczko keineswegs ihr unbedingter Verehrer; so hoffte er doch, daß sie den Fürsten und den Völkern eine heilsame Lehre geben werde. Mit empörtem Gefühl verabscheuete er aber den Unfug und die Gräuel des Schrecken-Systems. Hier und dort stieß er jedoch mit seinen gemäßigten Ansichten an und, wie man ihn anfangs für einen Jacobiner gehalten hatte; so galt er später für einen Aristokraten. Er gab auch bei dem Buchhändler Vollmer eine kleine Schrift über die wahrscheinlichsten Folgen der französischen Revolution heraus, auf deren Titel der Verleger, weil sich B. nicht nennen wollte, A. v. K. setzen ließ, was Viele für August von Kotzebue deuteten.

Indessen setzte er seine Geschichte Preußens fort, und sie fand die günstigste Aufnahme. Sie wurde selbst in Frankreich und England, wenigstens darum, wie B. in seiner Bescheidenheit meint, weil sie als die Arbeit eines Blinden auffiel, mit Beifall erwähnt und er erhielt manchen schmeichelhaften und ehrenvollen Beweis gütiger Theilnahme. So hatte ihn die naturforschende Gesellschaft zu Berlin zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Ein Gleiches geschah auch von der kurmainzischen Academie der Wissenschaften zu Erfurt und von der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. Der Minister Graf von Herzberg schickte ihm die silberne Medaille der berliner Academie der Wissenschaften

und der damalige Kurfürst von Cöln, der zugleich Hoch- und Deutschmeister war, forderte ihn auf, eine Geschichte des deutschen Ordens zu schreiben, erlaubte ihm, die Archive desselben zu diesem Zwecke zu benutzen und übersandte ihm zugleich ein Geschenk von 50 Ducaten. B. hatte darauf auch wirklich die Absicht, eine solche zu liefern; allein so manche Umstände und zuletzt der Tod des Hoch- und Deutschmeisters, hielten ihn wieder davon ab. So vortheilhaft in dieser Hinsicht die Geschichte Preußens für ihn gewirkt hatte; so wenig Gewinn brachte sie ihm doch ein. Die Unternehmung blieb für jeden Buchhändler kostbar und gewagt, und darum erhielt er auch kein baares Geld als Honorar, sondern Bücher und zwar für jeden Band 200 Thaler an Werth, die er jedoch bei seiner damaligen Leihbibliothek sehr gut benutzen konnte. Allein diese war auch jetzt sein einziger Erwerb, und, wenn er nun Alles so recht betrachtete, wenn er sah, wie er 18 der kraftvollsten Jahre seines Lebens und so manchen Genuß, so manche Freude aufgeopfert hatte, um durch eine, für den Sehenden unglaubliche, Kraftanstrengung ein Werk aufzustellen, das seine Blindheit vergessen machen, und ihn in die Reihe der sehenden Gelehrten stellen sollte, — und doch nicht ein Mal dadurch in seinem Vaterlande den Glauben erzeugt hatte, in Betreff der preußischen Geschichte vorzüglich bewandert zu seyn; so mußte er wohl bedauern, mehr als 30 Jahre voll Anstrengung und Entsagung der Wissenschaft zum Opfer gebracht zu haben. Dann wünschte er sich oft, eine Handlung oder eine Fabrik angelegt, oder jene, beinah umsonst verlebte, Zeit auf die Erlernung und Ausübung irgend eines musicalischen Instruments verwendet zu haben. Da würde er nicht

nach der Erfüllung seines schönsten Wunsches, als academischer Lehrer angestellt zu werden — vergeblich geseufzt haben. Bitterer sollte er sich noch durch v. Kotzebue's Verkleinerungen gekränkt fühlen, da er sich doch entschlossen hatte, zu der Ausführung seiner Geschichte Preußens ihm nützliche Winke und Andeutungen zu ertheilen.

Was Baczko's schuldige Dankbarkeit gegen den Staat betrifft, so spricht er sich Seite 196 und 97 im zweiten Theile seiner Autobiographie darüber folgendermaßen aus: „Für mich, als Blinder, hat der Staat unendlich viel gethan, und dieß anzuerkennen, dem Staate jeden Beweis der Liebe und Achtung zu geben, wo ich vermochte, auf die Stimmung meiner Mitbürger gemäß den Absichten des Staats zu wirken, hielt ich für Pflicht; aber ich glaubte nicht, als Blinder blos auf die Wohlthätigkeit des Staates Ansprüche zu haben, sondern es lag auch etwas Höheres in meiner Seele. Die gütige Vorsehung gab mir — ich glaube, dieß frei von Stolz behaupten zu können — manche glückliche Anlage des Geistes. Es fehlte mir weder an gutem Willen, noch an Kraft zur Ausbildung meiner Geisteskräfte. Hätte man, statt mich zurück zu stoßen, mir freundlich die Hand geboten, mich auf einen Punkt gestellt, wo ich durch ein angemessenes Wirken zu nützen, durch die Ueberzeugung, für einen hohen Zweck zu arbeiten, mich für diese meine Bestimmung immer weiter zu bilden, unaufhörlich fortzuschreiten aufgemuntert worden wäre; was hätte ich leisten können und wie gern würde ich das Höchstmöglichste geleistet haben. Mir Verdienste und allgemeine Achtung zu erwerben, dieß war mein Ringen und mein Sehnen. Ich bin nicht geworden, was ich werden, ich habe nicht gewirkt, was ich wirken konnte.“ —

Dieß traurige Loos, nie den eigentlichen Punkt seiner Bestimmung erreichen zu können, führte auch alle jene schwankenden und schnell wieder geänderten Plane und Unternehmungen herbei, und unrecht war es daher, wenn man ihm sein, freilich bisweilen unberufenes, aber doch gut gemeintes Einmischen in öffentliche und Privatangelegenheiten, die außer seiner Sphäre lagen, bitter tadelte. Er wollte so gern nützlich werden, und wurde, oft selbst wider Wissen und Willen, von seinem lebendigen Drange nach Thätigkeit fortgerissen. —

Weil er sich aber bei dem Studium und der Bearbeitung der Geschichte fortwährend mit Chroniken und Urkunden beschäftigt hatte, und damals die Epoche der Ritterromane war; so schrieb er den „Ehrentisch" und noch ein Paar andere Ritterromane. (Hans von Boisen, und Vitold, Großfürst von Litthauen, erschienen im Vollmerschen Verlage). Hartung druckte von ihm ein Bändchen Operetten, wovon die Singschule und die Cantons-Revision in Königsberg und Danzig aufgeführt wurden. Rinaldo und Alzina, die B. selbst für die Vorzüglichste unter diesen Operetten hält, kam nicht auf das dortige Theater; denn auch hier fehlte es nicht an mißgünstigen Gegnern. Jene, so eben erwähnte, Operette war von Therese Paradies zu Wien in Musik gesetzt worden, so wie sie auch von Anton André zu Offenbach componirt und auf verschiedenen deutschen Theatern gegeben wurde, und, da B. in jener berühmten Künstlerin zugleich ein Frauenzimmer von dem edelsten Herzen kennen gelernt hatte; so kam er auf den Gedanken, ein Oratorium zu dichten, und Fräulein Paradies um die Composition desselben zu ersuchen. Er wählte dazu die Heilung des Blindgebornen, als einen für Beide gleich

interessanten Stoff. Bei der Ausführung des Gedichtes aber wurde seine Phantasie in dem Maaße erhitzt, daß er wachend und im Traume auch für seine, doch völlig zerstörten, Augen auf eine übernatürliche Hülfe zu hoffen anfing, und, da er sich diesen ungegründeten Hoffnungen, die ihm nur Unruhe und schmerzliche Enttäuschung bereiteten, nicht Preis geben wollte, so war er Mann genug, sein angefangenes Oratorium zu zerreißen.

Außer andern leichten Arbeiten, die er in dieser Zeit für die Leihbibliotheken lieferte, nahm er auch an verschiedenen periodischen Schriften Theil, und zwei Jahre lang gab er selbst eine dergleichen unter dem Titel: Wochenblatt für den Bürger und Landmann heraus. Aber alle diese Arbeiten machten ihm durchaus keine Freude. Ja, diese Vielschreiberei wurde ihm sogar höchst nachtheilig, so wie es jede unaufhörliche Anstrengung wird, wobei man weder Freude noch Lust fühlt. Besonders wirkten die Ritterromane nachtheilig auf seine Gesundheit. Weil er seine Phantasie anstrengte, um wenigstens durch häufige und rasch wechselnde Begebenheiten zu unterhalten; so erhitzte dieß sein Blut, erzeugte unruhige Träume und legte den Grund zu jener Schlaflosigkeit, die mit den Jahren zunahm. Auch führte die anhaltende Anstrengung Nervenschwäche, wenigstens eine sehr erhöhte Reizbarkeit herbei, so, daß er sich oft über Dinge ängstigte und erschrak, über die er vormals gelacht haben würde. Das kleinste Getöse, dessen Grund er nicht sogleich einsehen konnte, ein plötzlicher Schrei seiner Kinder konnte ihn außer alle Fassung bringen, und eine unbedeutende Besorgniß, oder der oft völlig ungegründete Gedanke, in irgend einer Sache nicht pünktlich recht gehandelt

zu haben, konnte ihm einen Angstschweiß auspressen und selbst ein Fieber veranlassen. Dabei wachte auch wieder die alte Neigung auf, durch witzige aber bittere und beleidigende Einfälle und Aeußerungen seiner üblen Stimmung Luft zu machen; — besonders aber bemächtigten sich jetzt seiner zwei ganz eigne Ideen. Nämlich es war ihm, wenn Schwermuth an seinem Herzen nagte, und er dann mit trübem Blick seine Vergangenheit durchdachte, als ob er schon ein Mal gelebt und einen großen Wirkungskreis gehabt habe, darin sich aber nicht gut benommen hätte, so, daß seine Blindheit und jetzigen Leiden eine Art Strafe dafür wären. „Wenn ich etwas lese oder schreibe" — erzählt er selbst — „worüber ich vorher gar nicht gedacht habe; so strömt mir zuweilen eine solche Menge von Ideen darüber zu, als ob ich nicht einen neuen Gegenstand, sondern alte längst bekannte Sachen betriebe, und nicht selten ergreift mich dann der Gedanke: dieses ist ein Ueberrest aus deiner ehemaligen Existenz." —

Eben so peinigte ihn oft schrecklich der Gedanke: „wenn nicht Leiden und Unglück wären; so würde keine Freude und Glück seyn, wenigstens Niemand beides in solchem Grade genießen, und es muß daher, selbst um des Contrastes Willen, aus einer bessern Welt Leiden und Unglück nicht verbannt werden. Daher ist vielleicht in der Schöpfung eine Gattung von Wesen, die, zu beständigen Leiden bestimmt, hierdurch allmählig abgehärtet und unempfindlich werden, und nur wie der Schatten in einem Gemälde wirken." — Für ein solches Wesen hielt sich aber der Leidende in Stunden, wo sein Geist so furchtbar niedergedrückt war, und dann entsprang wohl auch oft aus dem Gedanken: er könne, dürfe und solle doch ein Mal nicht

glücklich werden, ein Trotz und eine Keckheit, die manchem Sehenden auffallend war.

Zu dieser Gemüthsstimmung kamen noch drückende Nahrungssorgen. Natürlich, die Kinder hatten sich vermehrt, die Lebensmittel waren in 5—6 Jahren beinahe um's Doppelte im Preise gestiegen, und die Erwerbsquellen versiegten. Da führte ihn der Zufall wieder ein Paar Kostgänger in's Haus. Weil er aber durch einen jungen Kurländer, von Turnow — jedoch ohne dessen Schuld — in die unangenehmsten Streitigkeiten und Verhältnisse verwickelt wurde; so faßte er den Entschluß, keine jungen Leute mehr in das Haus zu nehmen. Dieser Entschluß verminderte aber auch seine Einnahme. Einschränkungen ließen sich in seinem Hauswesen nicht mehr anbringen, und darum nahm er die Geschäftsführerstelle bei der physicalisch-öconomischen Gesellschaft an, die jetzt von Mohrungen nach Königsberg verlegt wurde. Doch konnte er nicht so viel wirken und nützen, als er wünschte, indem es theils an Mitteln fehlte, theilweise ihm aber auch persönlich entgegengestrebt wurde.

Wohl verdient auch hier bemerkt zu werden, daß sich B. für Zacharias Werner interessirte, als dieser noch in Königsberg lebte. Es war B. gelungen, die Sache so weit einzuleiten, daß Minister von Schrötter Wernern in sein Secretariat aufzunehmen entschlossen war, ungeachtet der schiefen Urtheile, die er über ihn fällen hörte. — Werner wurde aber wieder in neue mißliche Angelegenheiten verwickelt, die ihn aus Königsberg und in der Folge nach Plozk zu gehen bewogen.

Baczko's eigne Lage wurde indessen immer mißlicher, und der Muthwille persönlicher Gegner

wußte sie noch zu steigern. Er hielt jetzt auf Anregung seiner Freunde bei'm Könige um ein Gratial-Gut an; allein, da auch dieses Gesuch unbeachtet zu bleiben schien; so sah er sich schon auf dem Punkte, sein Haus wieder verkaufen zu müssen. — Als so die redlichen Aeltern, weniger um ihret Willen als der Kinder wegen, besorgt waren, empfing B. plötzlich und unvermuthet die Nachricht, sein Wunsch sey erhört, der König habe ihm das im Dorfe Lissewo bei Gollup liegende Gratial-Gut geschenkt. Man denke sich die Freude des sorgenbelasteten Vaters und der tief bekümmerten Mutter! Nachdem bei und nach der Uebergabe des Gutes auf mancherlei unedle Weise versucht worden war, dem blinden Manne das Gut zu einem Preise unter dem Werthe abzukaufen, verkaufte er es für 10,000 Thaler an einen Herrn von Blomberg, so wie seine Leihbibliothek an seinen bisherigen Gehülfen Alert. Dadurch sowohl, als durch eine Erbschaft von 1000 Thalern, die seine Frau von einer Vaters-Schwester gemacht hatte, war er in kurzer Zeit in den Besitz eines Vermögens von 14,000 Thalern gekommen, die er zu 5 p. C. benutzte, hatte aber dennoch im Ganzen sein Einkommen nicht bedeutend verbessert, weil die Einnahme von der Leihbibliothek, die doch jährlich 600 Thaler betragen hatte, jetzt wieder wegfiel. Nun beschloß er, Schriftstellerei nicht mehr um des Erwerbs Willen zu treiben, doch das Angefangene zu beendigen, und, als um diese Zeit die Artillerie-Academie in Königsberg eingerichtet wurde, stellte man ihn als Lehrer der Geschichte dabei an. Auch hielt er einigen Officieren Privat-Vorlesungen über Geschichte in militairischer Hinsicht. Als ihm aber vom damaligen

auf seinen Kindern erzählte, und, weil er die Nacht darauf schlaflos zubrachte; so dachte er wieder an sein Mährchen, spann die Sache weiter aus, und so entstand der Roman das Kloster zu Vallombrosa. Ein zweites Werk: „über mich und meine Unglücksgefährten, die Blinden" verdankt der Unterhaltung und Mittheilung über die, den Blinden noch bleibenden, Hülfsmittel zwischen mehreren Blinden und den Erziehern von solchen, seine Entstehung, und so wurde jetzt auch unter Baczko's besonderer Mitwirkung an die Anlegung eines Blinden-Instituts gedacht, worin diese Armen zur Erlernung irgend einer mechanischen oder technischen Fertigkeit angeleitet werden sollten. Leider! hemmte das traurige Schicksal des Vaterlandes die Ausführung dieses edlen und gemeinnützigen Plans.

So unerkenntlich und ungerecht sich auch Kotzebue in literärischer Hinsicht gegen Baczko benommen hatte: so dienstfertig und gefällig bewies er sich ihm in anderer Art. Er hatte ihm z. B. zu der zuletzt angezeigten Schrift einen Verleger verschafft, und jetzt vermittelte er ihm auch die Anwartschaft auf die erste catholische Präbende im Dom zu Minden, die Baczko zugleich mit folgender dreifachen Erlaubniß ertheilt wurde:

1) seine Anwartschaft auch einem Protestanten resigniren zu dürfen; 2) diese Stelle an einen Jeden, der die, bei dem Johanniter-Orden erforderliche, Ahnenprobe leisten könne, resigniren zu dürfen, (weil die Ahnenprobe bei dem Dom zu Minden so äußerst schwierig war, daß sich nicht leicht ein Abnehmer gefunden haben würde) und 3) auch nach geschehener Resignation die Ordenszeichen beibehalten zu dürfen.

Namentlich machte ihm der letzte Punkt einige

Freude. Er schmeichelte, wie er auch recht gern selbst gesteht, seine Eitelkeit, denn er hoffte durch jene Ordenszeichen in den Augen der Menschen wieder zu gewinnen, was er durch sein abschreckendes Aeußere verloren hatte; allein er hatte sich darin verrechnet. Diese Auszeichnung hatte nur noch mehr Neid und Aufmerksamkeit gegen ihn geweckt, keineswegs ihm aber die Menschen näher gerückt, und so entsagte er auch dieser nicht festbegründeten Hoffnung. Die Anwartschaft hatte er übrigens auf die Weise verkauft, daß er 300 Friedrichsd'or bei der Abschließung des Contracts und 200 bei dem Einrücken in die Stelle erhalten sollte. Die erstere Summe erhielt er auch richtig; ehe aber der Sohn des Käufers in die Stelle einrücken konnte, hatte sich die ganze Lage der Dinge durch den französisch-preußischen Krieg geändert.

Dieser war es auch, der Baczko's Wohlhabenheit zum Theil wieder vernichtete, nachdem er es zu einem Einkommen von jährlich 1600 Thalern gebracht hatte. Dazu kam noch, daß man ihn für reicher hielt, als er wirklich war, weil er oft in der spätern Zeit, bei der Anerkennung seiner strengen Pünktlichkeit von Freunden und Bekannten mit Geldgeschäften mancherlei Art beauftragt worden war, und die Nachbarschaft daher bisweilen starke Geldsummen in sein Haus und aus demselben hatte tragen sehen. —

Baczko aber hatte sich schon früh an Verlust und Entbehrungen gewöhnen gelernt. Darum konnte ihn seine eigene bedrängte financielle Lage nicht abhalten, vor Allem jetzt sein Augenmerk auf die gemeinsame Noth des Vaterlandes zu richten. Er entwarf einen Plan zur Untersuchung der Wiederherstellungs-Fähigkeit der Grundbesitzer; allein Stegemanns General-Indult fand höheren Orts

mehr Beifall. Die gefangenen polnischen Insurgenten wurden nach der Festung Friedrichsburg gebracht, die Kranken nicht von den Gesunden getrennt und ohne Aerzte und Lazareth sich selbst überlassen. Es war ein gräßliches Elend, aber Jedermann glaubte, unpatriotisch zu handeln, wenn man sich für diese Menschen, die gegen den König die Waffen ergriffen hatten, verwenden wollte. Nur Baczko wagte, das Schreckliche dieser Lage der Etatsräthin von Krüdener zu schildern und diese eilte sofort zu Preußens edler Königin, deren Vorwort nun sogleich ein Lazareth, Aerzte und Verpflegung gleich den Preußen, für die kranken und verwundeten Insurgenten bewirkte. Mit gleicher Menschenliebe nahm er sich auch der kranken und verwundeten Russen an, wo er um so thätiger wirken konnte, als sein jüngerer Bruder Lazarethdirector war.

Nach der Schlacht bei Auerstädt entwarf er sogleich eine Schrift, worin er die Polen zur Treue an den König von Preußen aufforderte; allein der beabsichtigte Druck und die Vertheilung dieser Schrift konnte bei dem schnellen Vordringen der Franzosen nicht mehr Statt finden.

Seine freundliche Aufnahme und artige Behandlung der französischen Einquartirung verschaffte ihm das beste Vernehmen mit derselben, aber wie er gegen die Einzelnen that, was ihm Pflicht und Klugheit geboten; so that er auch das nur Mögliche — und öfters ganz aus freiem Willen — für das allgemeine Wohl. So trug er, was nur in seinen — durch das General-Moratorium gar sehr beschränkten — Kräften stand, zu der von Frankreich ausgeschriebenen Contribution bei, und so hatte er auch das Modell einer Brücke aus Wachs gebildet und dann aus Holz fertigen lassen,

die jeder Zimmermann mit leichter Mühe bauen, und die, aus Balken und Bretern zusammengesetzt, schnell an flachen und steilen Ufern für die Artillerie fahrbar errichtet und bei'm Zurückziehen äußerst leicht wieder abgebrochen werden konnte. Er hatte mit dem Minister Stein eine wichtige und gründliche Unterhaltung über die Landes-Verfassung; er trat dem sittlich-wissenschaftlichen Vereine bei und wirkte darin nach allen Kräften. Namentlich betrieb er die Errichtung einer militairischen Erziehungsanstalt, die sich aber, wenigstens für jetzt noch nicht, der königlichen Genehmigung erfreuen durfte.

Unter diesen Bestrebungen für König und Vaterland ging unserm edlen Baczko ein Capital von 5000 Thlrn. nebst 1000 Thaler Zinsen verloren, und seine Lage wurde durch das Ausbleiben von Zinsen immer bedrängter. Nochmals suchte er um die Professur der Geschichte an, und wieder wurde sie ihm abgeschlagen, dagegen ihm die Pension von 200 Thalern wieder gegeben, die er bis zur Besetzung Schlesiens von französischen Truppen aus schlesischen Fonds schon früher erhalten hatte. Mochte ihm dieß auch in der jetzigen Lage ganz willkommen seyn, und mochte auch sein Gehalt bei der neuen Einrichtung der Kriegsschule im Herbste 1800 verbessert werden, wie er auch bei der Prüfungs-Commission angestellt wurde, — jene, so oft wiederholte, Zurücksetzung drückte ihn doch allzu tief nieder. Auch wurde bei alle dem seine financielle Lage von Tag zu Tage mißlicher, da sein ganzes Vermögen, bis auf 3000 Thaler, die er in Pfandbriefen und Stadtobligationen besaß, und allmählig für den, damals sehr geringen, Cours zu verkaufen gezwungen wurde, auf Landgüter eingetragen war, und durch seine

gutmüthige Dienstfertigkeit zog er sich sogar noch einen bedeutenden Verlust zu.

Um sich unter solchen Umständen wieder eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen, legte er mit dem 1. Januar 1810 von Neuem eine Leihbibliothek an. Sein Wunsch war wieder — wie schon früher — belehrende und nützliche Werke zu verbreiten, die neuesten Romane nicht ohne Auswahl zu kaufen, und durch das Verzeichniß selbst, dem er kleine Anmerkungen beifügte, jeden Hausvater in den Stand zu setzen, eine schickliche Auswahl treffen zu können. Dieses Unternehmen verwickelte ihn aber nur in neue Schulden.

Nachdem, zum Theil auch durch das Entgegenwirken der Freimaurer, der sittlich-wissenschaftliche Verein in seiner schönsten Thätigkeit und Blüthe gehemmt worden, trat Baczko aus demselben heraus, weil er seinen, immer reizbarer werdenden, Körper zu schonen, für Pflicht hielt und bei jener Lage der Dinge nicht viel mehr nützen konnte. Ueberhaupt wirkten die vielen traurigen Erfahrungen sehr nachtheilig auf seine Gesundheit, und es ist bewundernswerth, was er, bei seinem niedergedrückten Geiste und seinem leidenden Körper, noch zu leisten vermochte. So machte er Versuche mit Knallsilber, indem er Raketen davon fertigen ließ, die er noch durch Mordschläge verstärkte, und sie wurden wenigstens gegen die Reiterei und gegen die Spitzen der Colonnen anwendbar gefunden.

In seinem überreizten Nervenzustande hatte er mancherlei seltsame Erscheinungen. So fühlte er einst während des Uebersetzens jener Schrift an die Polen in ihre National-Sprache, was ihm viel Mühe machte, da er das Polnische ziemlich vergessen hatte, einen schmerzlichen Druck auf der Lende und zugleich glaubte er einen Neger, unge-

fähr von der Größe eines zwölfjährigen Knaben zu bemerken, der die Spitze des Ellenbogens auf seine Lende stellte. Er schob diese Gestalt von sich, die ihm nun auf die nämliche Weise den linken Oberarm drückte. Um nicht in der Meinung der Menschen zu verlieren und die Seinigen nicht zu ängstigen, sagte er Niemand Etwas davon. Auch fürchtete er diese Gestalt nicht, sondern stieß sie oft mit Heftigkeit und Unwillen von sich, wobei er den Widerstand eines Körpers zu empfinden glaubte. Länger als vier Monate wich nicht diese Erscheinung von ihm; öfters weckte sie ihn auch aus dem Schlafe auf, und das Auffallendste dabei war, daß er sie nicht an der verkrüppelten rechten, sondern immer an der gesunden linken Seite fühlte. Allmählig kam die Erscheinung seltner; zuletzt verschwand sie völlig. Dagegen bemerkte er oft bei'm Schlafengehen eine braungelbe männliche Gestalt, die einen Eulenkopf hatte, an den Füßen seines Bettes stehen und während der Arbeit schwebten ganz unerwartet, aber jederzeit von der Rechten zur Linken, Wolken durch das Zimmer, worin allerlei Gestalten saßen, am häufigsten ein schöner majestätischer Mann, mit blondem Haar, in einer braunen Tunica. Diese Wolken zogen oft nahe an seinem Gesichte vorüber, daß er unwillkürlich den Kopf zurückzog. — Dergleichen Erscheinungen schwebten ihm zuweilen häufiger, zuweilen auch nur selten vor. Noch im Herbste des J. 1815 konnte er einige Tage hindurch eine große borstige Schlange nicht los werden, die ihm quer über dem Schooße lag und deren Borsten er zuweilen zu fühlen glaubte. Doch machten ihm dergleichen Erscheinungen weder Angst noch Schrecken, sondern bloß einige Unruhe und Mißbehagen. Weit unangenehmer waren ihm bald leise bald laute Stimmen, die ihm nie etwas

Angenehmes, sondern immer Schreckhaftes, was aber nie erfüllt wurde, zuflüsterten — und wobei er sich eines eisigen Schauers nicht erwehren konnte. Er glaubte sogar ein Mal den sonderbaren Zuruf: „Jetzt hau' ich Dir den Kopf ab!" zu hören.

Seitdem er sich durch einen in die rechte Seite erhaltenen Stoß einen Leistenbruch zugezogen hatte und nun beständig ein Band tragen mußte, wurden jene Stimmen noch häufiger. Früher hatten sich schon Hämorrhoidalzufälle eingestellt, der Husten hörte fast nicht mehr auf und es fand sich auch Engbrüstigkeit ein.

Dennoch aber mußte der arme Mann den Kampf mit dem Schicksale fortsetzen. Um seine Erwerbsquellen zu vermehren und seine Schulden zu bezahlen, hielt er jetzt sogar ein Journalisticum, — und, was er einst für immer aufzugeben gehofft hatte, die Schriftstellerei um's tägliche Brot, mußte er wieder hervorsuchen, sogar Gelegenheitsgedichte durfte er nicht verschmähen! —

Dieser bedrängten Zeit verdanken zwei Bände „Nachtviolen" — „Galeazzo Visconti" — „Die Familie Eisenberg" — „Legenden, Volkssagen, Gespenster und Zaubergeschichten" — „historische Unterhaltungen" — „Thomas Münzer," den er seinem ehrwürdigen Freunde Borowsky bei der funfzigjährigen Jubelfeier seines Amtes widmete, und die Schrift „Rußland und Frankreich", die zu Moskau in's Russische übersetzt wurde, ihr Entstehen.

Die möglichsten Einschränkungen fanden in seinem Hauswesen Statt, und die Familie entsagte allem Umgange und allem Vergnügen, so bald es mit einigem Aufwande verknüpft war. Seine Kinder unterstützten ihn dabei getreulich. Sein ältester Sohn, der im Jahr 1809 die Universität bezog, lebte äußerst eingezogen; seine Töchter erlang-

ten bei geringem Unterricht beträchtliche Fertigkeit in weiblichen Arbeiten, ließen Solche verkaufen und besorgten davon größtentheils ihre Kleider. Eins that ihm nur weh, daß er zweien seiner Töchter, die einige Anlage zur Tonkunst hatten, die Erlernung derselben nicht verstatten konnte.

Wie trauig es aber auch um ihn selbst und sein Haus stand; so gedachte er doch immer noch seiner leidenden Freunde. So ließ er zum Besten des Schauspiel-Directors Steinberg, der durch das Niederbremen des Schauspielhauses völlig ruinirt worden war, „die Mennoniten" ein Familiengemälde auf Pränumeration drucken, und, da er einige ansehnliche Summen zur Abgabe an Steinberg erhielt, so hatte er die Freude, demselben gegen 500 Rthlr. zahlen zu können. Dieß wurde ihm durch das Anerbieten einer Loge für sich und seine Familie von Seiten der Madame Händel-Schütz, so lange sie die Direction hatte, belohnt.

Das Aeußerste aber that er und seine Gattin, als sich Preußen wieder aufrichtete aus Schmach und Unterdrückung. Die Mutter gab das einzige Kleinod her, das sie noch besaß, die Uhr, die ihr der Gatte als Bräutigam geschenkt hatte und alle Söhne wurden in den Freiheitskampf geschickt. General von Diericke wollte B. auch für diese Aufopferungen eine öffentliche Anerkennung verschaffen, allein der Bescheidene schlug es aus. Und dieser Mann konnte dennoch, auch selbst bei seinem vorgerückten Alter und dem leidenden Zustande seines Körpers, an der empfindlichsten Seite bitter angegriffen und befeindet werden.

Aber auch durch die Verkleinerungen und Angriffe eines Hennig, Manitius und Kotzebue ließ er sich nicht abhalten, Gutes zu wirken, wo sich ihm nur immer Gelegenheit darbot, und nament-

lich machte er sich noch in der spätern Zeit durch die Verwaltung mehrerer Stiftungen und einige Testaments-Executionen verdient. Bei der Errichtung des Graf Bülow-Dennewitz'schen Blinden-Instituts wurde er zum Vorsteher ernannt. Auch beehrte ihn noch die königliche Calender-Deputation zu Berlin im Jahre 1816 mit den Auftrage, für den ost- und westpreußischen Calender einige Beiträge zu liefern und er ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, um in einem populärern Vortrage manches Belehrende, vorzüglich aber Liebe für König und Vaterland zu verbreiten. Bei alle dem war aber doch die eigentliche Lebenslust für immer entwichen. Um seinen Erwerb zu mehren, gab er noch im Jahre 1816 in den Abendstunden einigen jungen Männern, die sich zum Militair-Examen vorbereiten wollten, Unterricht in der Geschichte, was ihm, zwei Stunden hinter einander und des Abends, sehr schwer wurde.

Indessen lohnte der Himmel seine Anstrengungen noch in so weit, daß er so glücklich war, nicht nur allen seinen persönlichen Gläubigern gerecht werden zu können, sondern auch den Seinigen den größten Theil des Vermögens zu erhalten, nachdem er mehrere dafür geeignete Schritte gethan und unter Andern auch die Leihbibliothek verkauft hatte.

Jetzt hatte er nur noch einen Wunsch, der war Ruhe und darum gab er auch seine Lehrerstellen auf. Nur, um die Kosten eines Gehülfen und der Copialien, nicht von seinem reinen Einkommen abgeben zu dürfen, gab er das Leben des Closterbruders Paolo Pennalosa, als 3. Theil zum Closter Vallombrosa heraus, so wie er jetzt das Ganze ordnete. Wie einst sein Vater, so war

jetzt auch sein zweiter Sohn nach Beendigung des Feldzugs am Ende des J. 1815 nach Remonte an den Don commandirt worden und nach seiner Rückkehr übergab er dem Vater sein Tagebuch und Alles, was er an Ort und Stelle über Pferdezucht, Ankauf und Remonte gesammelt hatte. B. ordnete jetzt diese Materialien und ließ sie unter dem Titel „Reise von Posen durch Polen und das südliche Rußland bis an das Meer von Assow von Ferdinand von Baczko, herausgegeben von seinem Vater" bei Kollmann in Leipzig drucken.

Viel mußte noch der Arme durch hypochondrische Anfälle und die bösen Folgen leiden, welche eine sitzende Lebensart, ohne die nöthige Bewegung, herbeiführt. Brustbeklemmungen und ängstliche Vorstellungen raubten ihm allen Schlaf, und, wenn auch einige kleine Reisen und eine Badecur für eine kurze Zeit vortheilhaft wirkten; so kehrten doch immer wieder die alten Uebel zurück. Dazu kam noch im October 1821 die Gicht — vorzüglich im rechten Arme — und ein mäßiger Druck auf der Brust, der allmählig empfindlicher wurde und dann dem Leidenden fast alle Luft benahm. Zwar ließ dieses Uebel mit dem Antritt des Jahres 1822 nach; allein, da seine Schlaflosigkeit immer mehr zunahm; so hatte sie völlige Entkräftung zur Folge. Das Vorgefühl des nahen Todes verließ ihn nicht mehr, und es bestätigte sich nur zu bald.

Am 18. März 1823 befand er sich bei seinem ältesten, als D.G.R. angestellten Sohne und spielte noch bis 9 Uhr Abends Schach. Da erkrankte er plötzlich und erklärte sogleich, ohne die geringste ängstliche Sorge zu zeigen, daß er an seiner Genesung zweifle. Die Krankheit hatte das ganze

Wesen des Kranken verändert. Alle Aengstlichkeit war gewichen und statt derselben hatte freudiges Vertrauen auf Gottes Hülfe seine Seele erfüllt. Wurde auch die Entzündung des Unterleibes von seinem Freunde und Arzte, dem Medizinalrath Hirsch, gehoben; so blieb doch der Kranke bettlägerig und erst am 27. März, als ihn der Arzt völlig außer Gefahr erklärte, hoffte er Genesung. Um 4 Uhr Nachmittags fühlte er sich so munter, daß er, der die ganze Krankheit hindurch unbeschäftigt gewesen war, wieder Etwas zu lesen wünschte und daher noch einen Brief an den Buchhändler Unzer dictirte, worin er diesen ersuchte, ihm einige Bücher zu den bevorstehenden Osterfeiertagen zu leihen. Um halb sechs Uhr traf ihn aber wahrscheinlich ein Schlagfluß, denn, als er meine Mutter — erzählt der Herausgeber seiner Autobiographie — zu sich in die Stube rufen ließ, fand ihn diese bereits so verändert, daß sie nicht länger an seinem Tode zweifeln konnte. Er wünschte noch das Abendmahl zu genießen, dictirte daher noch einige Zeilen an den catholischen Geistlichen, den er zu eilen bat, weil es sonst zu spät werden möchte, ließ sich darauf von seiner zweiten Tochter das Lied: „Ich will dich sterbend noch erheben" vorlesen, sprach die Worte nach und blieb dann mit geschlossenen Augen, ohne das geringste Zeichen von Schmerz und Todesangst, sitzen. Er schien zu schlafen, aber der mit dem Geistlichen zugleich herbeigerufene Arzt erklärte sofort, daß er für immer entschlafen sey. Eben hatte man den Charfreitag eingeläutet.

Am 2. April wurden seine irdischen Ueberreste auf dem catholischen Kirchhofe beerdigt. Die Bewohner des Blinden-Instituts folgten zunächst dem

Sarge, welchen sich, außer den Leidtragenden, auch noch die Mitglieder der deutschen Ressource angeschlossen. Was er im Leben oft schmerzlich vermißt hatte, Theilnahme an seinem Schicksale und Achtung, wurde dem Verstorbenen jetzt reichlich gezollt und durch diese gerechte Anerkennung der Schmerz der Hinterbliebenen gemildert.

Wilhelm Christian Gottlieb Schneider,*)

Conrector und Professor am großherzogl. sächsischen Gymnasium zu Eisenach.

geb. den 15. December 1749.
gest. den 6. Mai 1823.

Schulmänner, welche gründliche Gelehrsamkeit, nützliche Kenntnisse und Geschmack in sich vereinigten, und die, ihnen anvertrauten, Aemter treu und gewissenhaft verwalteten; Schulmänner, welche gute Köpfe aufzuregen verstanden, und für die studirende Jugend überhaupt ein Beispiel der Religiosität und Tugend, so wie der Thätigkeit und des Fleißes waren, verdienen, wenn sie sich durch voluminöse Werke auch nicht verewigten, daß ihr Andenken bei der Nachwelt erhalten, und Andern als ein Muster der Nachahmung aufgestellt werde. Unter diese Anzahl gehört ohne Zweifel der verstorbene Professor des Gymnasiums zu Eisenach, **Wilhelm Christian Gottlieb Schneider.**

---

*) Der Verfasser dieser kleinen Biographie ist mit dem Professor Schneider erzogen worden; er hat ihn auf Schulen und Universitäten genau gekannt und ist während seiner Anstellung in Eisenach häufig mit ihm umgegangen. Viele Urtheile über Schneidern rühren von seinen zahlreichen Schülern in Weimar und Eisenach her.

Er wurde im Jahr 1749, den 15. December, zu Klein-Cromsdorf bei Weimar geboren, wo sein Vater, Immanuel Wilhelm Schneider, das Pfarramt verwaltete, und, nach mehreren Amtsveränderungen, zuletzt als Pfarrer und Adjunct zu Rastenberg starb. Dieser gelehrte, durch ungemeine Herzensgüte und exemplarischen Lebenswandel ausgezeichnete Landgeistliche, widmete seine Nebenstunden, die ihm von der treuen Besorgung der Amtsgeschäfte übrig blieben, der Literatur seines Fachs überhaupt, und der Geschichte der Stadt Rastenberg, oder, wie sie vor Alters genannt wurde, Raspenberg, in's Besondere. Zu der Geschichte der wichtigen und stark befestigten Burg Raspenberg, und des Besitzers derselben, des Landgrafen in Thüringen, Heinrich Raspe, welcher sich hier öfters aufhielt, so wie der Stadt selbst *) und der, in diesen Gegenden wohnenden, Grafen von Rabinswalde, hatte Schneider, der Vater, mehrere, für die Geschichte des Mittelalters interessante, Nachrichten gesammelt, und auch die Reformationsgeschichte von Rastenberg bearbeitet. **)

Diese Vorliebe für die vaterländische und thüringische Geschichte des Mittelalters erbte in der Folge von dem Vater auf den Sohn, den Professor, fort, welcher ein ganz vorzügliches Vergnügen daran

---

*) Es scheint eine nähere Erwähnung dieser Stadt um so weniger unzweckmäßig zu seyn, als sie durch das kürzlich erlittene Unglück einer verheerenden Feuersbrunst ohnedieß die Theilnahme und thätige Beihülfe edler Menschenfreunde angeregt hat, und noch erwecken mag.
d. H.

**) Alle diese Nachrichten sind zur Zeit noch in Mspt. bei der Familie vorhanden; denn die Buchhändler verstehen sich selten, oder gar nicht zum Verlag solcher Specialgeschichten, so nützlich sie übrigens sind und oft in die allgemeine Geschichte eingreifen.

fand, wie aus dem Folgenden mit mehrerem erhellen wird.

Bei den guten Anlagen, die der junge Schneider frühzeitig zeigte, schien es der Mühe werth zu seyn, demselben eine wissenschaftliche Bildung zu geben, und, weil sich dazu in Kl. Cromsdorf keine Gelegenheit fand, so wurde er nach Nieder-Roßla in das Haus seiner wackern und sorgsamen Großmutter, der verwittweten Adjunctin Schwabe, gebracht, welche sich der Erziehung und wissenschaftlichen Bildung nicht allein ihrer eigenen Kinder, sondern auch ihres Enkels treu annahm. Hier wurde der Candidat der Gottesgelahrtheit, Johann Wilhelm Schlömilch, der Lehrer des Seligen, ein Mann, dessen Frömmigkeit und moralischer Character, so wie seine Lehrfähigkeit, die verschiedenartigen Zöglinge, bis zur 1. Classe des weimarischen Gymnasii, in Wissenschaften und Sprachen genügend vorzubereiten, Dank und Bewunderung verdienen.

So kam auch Schneider, gründlich vorbereitet, um das Jahr 1766 auf das weimarische Gymnasium, und wurde in die erste Classe desselben eingeführt. Hier waren der Director M. Jacob Carpov, und der Conrector M. Johann Frick seine Lehrer, zwei achtungswerthe Männer. Carpov war ein Philosoph, der sich in der Mathematik und den übrigen Theilen der Philosophie ganz vorzüglich auszeichnete, und, bei ungemeinem Scharfsinn und durchdringendem Verstande, eine seltene Gabe der Deutlichkeit besaß, so, daß er die Logik, Metaphysik, Mathematik und Geschichte der Philosophie mit glücklichem Erfolge lehrte, und die Beurtheilungskraft und das Nachdenken seiner Schüler zu wecken, zu üben und zu schärfen verstand.

Frick war ein tüchtiger Humanist, und in der

lateinischen und griechischen Sprache besonders, auch was Styl und Verskunst in der erstern betraf, sehr erfahren und geübt. Dieses hatte für die Primaner einen wohlthätigen Einfluß, indem der Conrector damals alle Nachmittagsschulen in Prima zu halten hatte.

Nachdem Schneider den Schulcursus mit rühmlichem Fleiße und glücklichem Erfolge absolvirt hatte, bezog er die Academie Jena, wo er sich den Humanioribus eifrigst widmete, und alle Vorlesungen der academischen Lehrer, welche hierauf eine Beziehung hatten, fleißig benutzte, ohne jedoch die Philosophie dabei zu vernachläßigen. Von theologischen Collegien hörte er blos diejenigen, welche ihm künftig, bei der Führung eines Schulamts, unentbehrlich schienen; denn er war durchaus nicht geneigt, mit dem Predigtamte sein Glück zu machen. Desto fleißiger studirte er die griechischen und römischen Classiker für sich, da zu dieser Zeit Vorlesungen über griechische und römische Schriftsteller in Jena nicht sehr gewöhnlich waren.

Er fand bald Gelegenheit, von seinen erworbenen Kenntnissen Gebrauch zu machen, indem er, kurz nach seinem Abgange von Jena, den Antrag erhielt, in dem Hause des Oberconsistorial-Raths Seidler in Weimar, die Stelle eines Hauslehrers anzunehmen, welchem Rufe er auch folgte. Der Aufenthalt in diesem Hause war für ihn eben so vortheilhaft, als ehrenvoll. Seidler war sehr gelehrt, und in der Literargeschichte, Critik und den alten Sprachen bewandert. Schneider konnte also aus dem täglichen Umgange mit einem so kenntnißreichen Prinzipale großen Vortheil ziehen; er konnte sich hier noch mehr ausbilden, und seine gelehrten Kenntnisse erweitern, wozu die, im Fach der classischen und schönen Literatur, der Geschichte und

Alterthümer so reiche, großherzogliche Bibliothek das Ihrige gewiß auch beitrug. Seiner Pflicht als Hauslehrer aber that Schneider mit redlichem Eifer und unverdrossenem Fleiße vollkommen Genüge, so, daß er sich nicht nur die Achtung und Liebe seiner Zöglinge erwarb, sondern auch von den Aeltern derselben sehr geschätzt und als Freund des Hauses angesehen wurde.

Im Jahr 1776 verließ er das Seidlerische Haus, um das Rectorat an der lateinischen Stadtschule zu Allstedt zu übernehmen, welches er 7 Jahre mit der rühmlichsten Treue, zur größten Zufriedenheit der Allstedter, verwaltete. Diese kleine Schule war zwar nicht geeignet, Academiker zu bilden, aber sie kam doch unter dem Rector Schneider sehr in Aufnahme. Denn die jungen Leute wurden von ihm in den gelehrten Sprachen und übrigen Schulwissenschaften gründlich unterrichtet, und so gut vorbereitet, daß diese Schule mit Recht eine Pflanzschule für Gymnasien genannt werden konnte. Mit vieler Freude dachte der sel. Schneider oft an die, in Allstedt verlebten, Jahre zurück, wo es ihm, wie er dankbar rühmte, sehr wohl gegangen war. *) Er ward von den Behörden geachtet und von seinen Schülern geliebt. Auch hatte er sich des Wohlwollens und der Freundschaft verdienstvoller Männer zu erfreuen, unter welche vorzüglich zu zählen sind: der damalige Justizamtmann, nachherige großherzoglich-sächsische, hochverdiente Staatsminister und

*) Dieses, in anmuthiger Gegend gelegene, Landstädtchen behauptet auch noch jetzt, nachdem 50 Jahre seit obigem Zeugniß verflossen sind, den Ruhm der Biederkeit, Eintracht und freundlichen Herzensgüte seiner Bewohner, deren sich ebenfalls mit dankbarer Rührung erinnert D. H.

Geheimerath Voigt; der würdige und gelehrte Consistorialrath und Superintendent M. Hase, Vater des berühmten Pariser Gelehrten u. a. m. In Allstedt fand Schneiders Liebe zur vaterländischen und thüringischen Geschichte reiche Nahrung. Denn, wem ist diese ehemals so berühmte Pfalzstadt unbekannt? Wer weiß nicht aus Casp. Sagittars Schriften, *) daß im 10ten und 11ten Jahrhundert die sächsischen und fränkischen Kaiser hier oft residirten; daß hier wichtige Angelegenheiten des deutschen Reichs verhandelt, und interessante Urkunden ausgefertigt wurden? In dem alten Schlosse zu Allstedt erblickt man ja noch heute das, vormals so bedeutende, kaiserliche Palatium. Schneider war von der Geschichte dieser Zeiten ganz begeistert, und fand in den historischen Forschungen, welche in die Geschichte jener Zeiten einschlagen, seine Erholung.

Doch wurde ihm von der Vorsehung noch ein größerer Wirkungskreis angewiesen, indem er im Jahr 1783 an das Gymnasium nach Eisenach versetzt wurde, wo er anfangs die Stelle eines Subconrectors, und im Jahr 1806 die eines Conrectoris Gymnasii mit dem Prädicat Professor erhielt. Er hat sich um diese Schule ausnehmend verdient gemacht. Dieses bezeugen nicht allein seine zahlreichen Schüler, unter denen sich bedeutende Namen befinden, sondern auch seine hohen Vorgesetzten und andere achtungswerthe Männer in Eisenach. Seine Hauptstärke war die lateinische und griechische Sprache, in welchen beiden er den gründlichsten Unterricht ertheilte. Ein namhafter Gelehrter in Eisenach schreibt von ihm: „er war als Subconrector mein Lehrer, las mit uns Ge-

*) S. dessen Antiquitates Allstetenses.

dikens lateinisches und griechisches Lesebuch; er besorgte die Uebungen des Uebersetzens aus dem Deutschen in's Lateinische, und war in der Correctur sehr genau. Wir verdanken ihm viel — sehr viel." Mit den Secundanern las er die Odyssee und den dritten Cursus des Jacobischen Lesebuchs; mit den Primanern die Iliade, den Theokrit, und den 4ten Cursus der Attika in dem gedachten griechischen Lesebuch; in Prima erklärte er die Aeneide, in Selecta eine Zeit lang den Livius. Er besaß die Geschicklichkeit, die Grammatik einzuüben, in einem hohen Grade; er drang bei jedem Autor, der gelesen wurde, wie billig, vorerst auf die wörtliche Uebersetzung und eine richtige Construction; dabei aber war ihm das Gefühl des Schönen, welches wir in den Alten bewundern, nicht abzusprechen. Mit Recht behauptete er, daß Nepos für die obern Classen der Gymnasien, nicht für Tertia, gehöre, sobald man annimmt, daß dieser Classiker verdient, in Beziehung auf Eleganz, Critik und griechische Geschichte gelesen zu werden. Seine sehr genauen Kenntnisse und Einsichten in die lateinische und griechische Sprache, hat er in mehrern Schulprogrammen beurkundet; denn größere Werke hat er nicht herausgegeben. Sechs seiner Einladungsschriften, die entweder durch die fürstlichen Geburtstage, oder durch das jährliche Schulexamen veranlaßt, und in den Jahren 1799, 1802, 1805, 1809, 1815 in Eisenach gedruckt wurden, sind überschrieben: Fragmenta lyricorum aliorumque poetarum graecorum exempla nonnulla, quae vel imitanda, vel prorsus exprimenda in carminibus sibi proposuisse videtur Horatius. *)

*) Da diese Programme nicht in den Buchladen gekommen sind, so wäre zu wünschen, daß sie in einer critischen Zeitschrift wieder abgedruckt würden.

Obgleich der Verfasser versichert, daß diese Schulschriften einzig für Gymnasiasten der obern Classen geschrieben wären, so wird sie doch jeder Freund der griechischen und römischen Literatur, ja mancher Gelehrte gern lesen, und sich freuen, hier so treffliche Erklärungen, ästhetische und Sprachbemerkungen über den fraglichen Gegenstand, in einem correcten und kräftigen lateinischen Styl beisammen zu finden, wobei die besten Ausgaben des Horaz und andere Werke der Literatur benutzt wurden. Eins der Schneiderischen Programme enthält die Critik einer deutschen Uebersetzung von Gedike's griechischem Lesebuche (Weimar 1793), in welcher die Unrichtigkeiten und beispiellosen Fehler dieser verunglückten Verdeutschung, die sich unvermerkt in die Schule eingeschlichen hatte, gründlich gerügt werden. Auch ein Programm, den Livius betreffend, hat Schneider geschrieben, welches aber dem Verfasser dieses Aufsatzes nicht zu Gesichte gekommen ist. *)

---

*) Diese Schulschrift begreift: Tit. Livium ab indigno nimii libertatis romanae patrocinii opprobrio vindicatum etc. Isenaci 1796. Es zeugt von S. Umblick in der Lectüre des Livius und seiner characteristischen Sorgfalt im Einzelnen. Livius wird hier von dem Verdachte einer ausgelassenen Freiheitsanpreisung, eines unversöhnlichen Hasses gegen die altrömischen Könige, freigesprochen. Auch wird, da dieses Programm noch in die letzte Zeit der französischen Revolution fällt, gezeigt, daß die altrömische Staatsverfassung eine weit ehrenvollere gewesen sey, als diejenige, welche bei der französischen Umwälzung Statt gefunden. Dort sey die Staatsreligion hochgeehrt worden, wenige, aber strenge Gesetze hätten kräftig gewirkt, hier sei fast keine Religion vorhanden gewesen, und eine Menge Gesetze, ohne sie zu beobachten. Dieß sind ungefähr die Hauptgedanken dieser Abhandlung. (Aus der später zu erwähnenden Abhandlung eines seiner Freunde.) D. H.

Im Jahr 1807 unternahm er mit zwei seiner Verwandten eine Reise an den Rhein. Man reis'te über Frankfurt nach Heidelberg, Mannheim und Mainz, und von hier zu Wasser nach Coblenz, von da über die Bäder nach Hause. Sichtbar hatte diese Reise viel Einfluß auf Schneiders Humor, so wie er seine Kenntnisse dadurch sehr erweitert hatte, denn die Reisenden hatten sich sorgfältig darauf vorbereitet.

Am 1. September 1810 erlebte er das furchtbare Unglück der Pulverexplosion zu Eisenach. Ohnerachtet das Pulver in der Nähe seiner Wohnung aufflog, und in derselben alle Fenster zerschmetterte und andere Beschädigungen anrichteten; so hatte dieser Unfall doch, das Schrecken abgerechnet, für seine und der Seinigen Gesundheit, weiter keine nachtheiligen Folgen.

Im Jahr 1818 wurde Schneider, bei der merklichen Abnahme seines Gedächtnisses, ehrenvoll, und mit vollem Gehalte, in den Ruhestand versetzt; und im Jahr 1823, den 6. Mai, machte ein 11tägiges hitziges Fieber seinem thätigen Leben ein Ende.

Der Verstorbene hat sich während seiner irdischen Laufbahn durch ein rechtschaffenes Leben, durch einen, von religiösem Gefühl belebten, unermüdeten Diensteifer, und durch andere Vorzüge des Characters, namentlich durch Humanität und Herzensgüte seinen Schülern, Collegen, Verwandten und übrigen Zeitgenossen empfohlen und ausgezeichnet. Zwar hatte er manche Eigenheit, und in den letzten Jahren seines Lebens manche Schwäche; eine ganz natürliche Folge des Alters; er kam, bei der Schüchternheit seines Characters, welche lediglich ihren Grund in der Erziehung hatte, bisweilen in Verlegenheit. Aber diese Mängel wurden von trefflichen Eigenschaften des Verstandes und Herzens

überwogen. Als Lehrer fehlte ihm ganz unleugbar ein lebendiger und fließender Vortrag; er fühlte dieses selbst: er ersetzte aber diesen Fehler, welcher eine Folge seiner schwachen Brust war, einigermaßen durch die socratische Lehrart, deren er sich bei dem Unterrichte bediente, und welche, bei der Zerstreuung und dem Leichtsinn vieler Schüler, oft mehr Nutzen stiftet, als ein beredter und feuriger Vortrag, von welchem gemeiniglich nur der aufmerksame und wißbegierige Schüler den meisten Vortheil hat. Er war ein strenger, aber äußerst gründlicher Lehrer und wurde, bei aller Strenge, doch von allen Schülern innig geliebt, und wegen seines redlichen Eifers und seiner Uneigennützigkeit, wovon diese noch heute begeistert sind, geschätzt. Er war sehr ernsthaft, wie denn einer seiner ehemaligen Schüler, den er, seiner Fähigkeiten wegen, ungemein liebte, dem Verfasser dieses Aufsatzes gelegentlich versichert hat, daß er als Schüler Schneidern nur ein einziges Mal habe lachen sehen. Er war bescheiden, ohne die mindeste Anmaßung, streng gegen sich selbst, und in seiner Lebensweise ganz einfach. Einer seiner würdigen Schüler urtheilt von ihm: „im Umgange zeigte er nicht den geringsten Stolz, ungeachtet er viele seiner Zeitgenossen in Kenntnissen und Gelehrsamkeit weit übersah. Er war gesellig und leutselig, und man schloß sich gern an ihn an, weil man über Alles Auskunft bei ihm haben konnte." In der Geschichte überhaupt, vorzüglich aber in der thüringischen und eisenachischen Geschichte, war er sehr bewandert. *) Auf der Wartburg war er gleichsam zu Hause, und unterhielt diejenigen, welche

*) Der vormalige Ober-Consistorialrath und Archidiaconus zu Weimar, und nachmalige Generalsuperintendent zu Eisenach, Christian Wilhelm Schneider, ein, um die Kirchengeschichte der neuern Zeiten sehr ver-

ihn auf Spatziergängen, in die dortigen romantischen Gegenden begleiteten, mit mancherlei interessanten Anecdoten und andern wichtigen Ereignissen der Vorzeit, so, daß er mit Recht eine lebendige Chronik genannt werden konnte. Seine schönste Erholung, nach vollendeten Schularbeiten, war ein Spatziergang in die reizenden Umgebungen von Eisenach, von welchen er ganz entzückt war. In den Ferien besuchte er gern entferntere Orte, wie Reinhardsbrunn, Neudietendorf, den Hörselberg, Wilhelmsthal, Tiefenort. Einen großen Theil der Hundstagsferien bestimmte er fast alle Jahre zu einer Reise nach Thüringen zu seinen Verwandten, denen er mit großer Liebe zugethan war. Bei dieser Gelegenheit besuchte er Gotha, Schwansee, Mannstädt, Weimar, und verweilte oft zu Schwansee eine ganze Woche, wo er munter und heiter, und, recht con amore, unter seinen Onkels und Cousins sich des Lebens freuete. Mag doch die Tadelsucht an diesem edlen Manne dieß und jenes auszusetzen haben; nec Jupiter omnibus placet! Uns, die wir die Pflicht der Pietät und Humanität kennen, sei sein Andenken heilig! Have beata anima! aeternum vale!

Ein naher Freund und würdiger Amtsgenosse des Verewigten äußert sich ausführlich über ihn in einer, seinem Andenken gewidmeten, Abhandlung, aus welcher wir, mit des Verfs. Genehmigung, folgenden Auszug entlehnen:

---

dienter, und in der vaterländischen Geschichte und Diplomatik erfahrner Gelehrter, besaß eine zahlreiche Bibliothek, und eine sehr bedeutende, in die sächsische und vaterländische Geschichte einschlagende, Urkundensammlung, welche dem Professor Schneider offen stand, und welche dieser fleißig benutzte.

„S. war, als Erzieher, der Ueberzeugung, man müsse in den Seelen der, ohnedieß zur Eitelkeit geneigten, Jugend nicht zu hohe Begriffe ihres eigenen Werthes dulden, Knaben, selbst Jünglinge dürften sich auf Gymnasien nicht schon wie Studenten gebehrden wollen, noch deren Freiheiten sich erlauben; er konnte in ihnen nur die Schüler, die Gymnasiasten anerkennen. Auf gleiche Weise erachtete er es auch für einen großen Nachtheil, Knaben zu früh in höhere Classen zu versetzen, und gab ihnen lieber leichte pensa, als zu schwere auf. Eine gute Handschrift, orthographische Richtigkeit in schriftlichen Arbeiten, waren in seinen Augen die erste Empfehlung eines Schülers, und mit verdoppeltem Eifer verwendete er sich für ihn, wenn er diese Eigenschaft besaß. Was er von seinen Zöglingen begehrte, war ernst und unwiderruflich gemeint; denn er forderte überhaupt von ihnen einen solchen Gehorsam, der nicht erst Gründe und Erweis haben will, warum dieses oder jenes zu leisten oder zu unterlassen sey. Schritt vor Schritt, langsam war der Gang seines Unterrichts, doch desto sicherer und gründlicher. Wenig, nur das Wenige recht und gut, war sein Wahlspruch. Den Tadel verhehlte sein Lehrereifer nicht, aber zum Loben ließ er sich nicht leicht bewegen. Daß er jedoch, bei allem Ernste und anscheinender Strenge, ein Freund der Jugend war, beweist auch der Umstand, daß er eine Pensionsanstalt in seinem Hause gehabt hat, welche noch jetzt von denen, die einst daran Theil genommen haben, freudig gerühmt wird. Die Ruhe des Geistes, die ihn vor stürmischer Uebereilung sorgfältig bewahrte, das helle Auge und der durchdringende Verstand, mit welchem er nicht sowohl im Ueberblick des größeren Ganzen, als im Durchschauen des Einzelnen sich übte, wa-

ren mit der unverdrossensten Beharrlichkeit gepaart, der kein Gegenstand von einigem Interesse zu steril erschien. Wortforschungen waren seine Lieblingsbeschäftigung. Wo sich ein lebhaftes und irgend tiefer eindringendes Gespräch, vorzüglich literärischen Inhalts, erhob, da war er ein stiller, aufmerksamer Hörer, und sprach auch wohl zuweilen darein mit der genauesten Sonderung der Begriffe und Worte; doch in der Regel verhielt er sich still, und eröffnete nur den nächsten Freunden seine Meinung. Gegründeten Widerspruch duldete er willig, rügte aber ernstlich die Abweichung von der Wahrheit, die ihm über alles theuer war. Belletristische Schriften, ob er gleich den neuern Producten, vorzüglich den neuesten theatralischen Leistungen, mit freudiger Erhebung der ihm vorzüglicher erscheinenden Vergangenheit, minder geneigt war, zogen ihn besonders an, und in der Mitte gesellschaftlicher Umgebung konnte er unverwandt seine Blicke auf solche Blätter richten, und sein scharfes Auge sie in der weitesten Entfernung von den Lichtern lesen. Unverheirathet, doch von zwei Schwestern liebevoll gepflegt, sorgenfrei, als einzeln stehender Mann, unberührt von mancherlei Unannehmlichkeiten, im Besitze einer, größtentheils festen, Gesundheit, einfach in Sinn und Lebensweise, sich oft von geselligen Kreisen entfernt haltend, da er, seinen eigenen soliden Geistes- und Gemüthskräften nach, ein Gleiches von Theilnehmern seines Umgangs ein wenig streng begehrte, wandelte er oftmals im Freien allein, im genußreichen Anschauen der schönen Gegend, gestärkt durch die freie Luft, voll zarter Empfänglichkeit für die Anmuth und Herrlichkeit der Natur, und fand sich in dieser sinnigen Einsamkeit am wenigsten verlassen und allein.

Still lebte er zu Haus den Musen und wich Geschäftsunruhen möglichst aus. Wer aber Gelegenheit erhielt, ihn näher zu kennen, lernte den stillen Mann in seiner Eingezogenheit, dessen Schwächen von seinen Vorzügen weit überwogen wurden, auch inniger lieben und achten, und bedauerte es nur, seinen lehrreichen Umgang nicht öfterer genießen zu können."

M. August Wilhelm Zachariä,

Lehrer der Mathematik und neueren Sprachen an der Klosterschule zu Roßleben.

geb. den 26. Juli 1769.
gest. den 6. Mai 1823.

Wenn der Zweck dieser biographischen Sammlungen nicht blos darin besteht, Denkwürdigkeiten aus dem Leben berühmter, durch große schriftstellerische Werke, oder sonst durch eine glänzende Wirksamkeit der Welt bekannt gewordener Männer aufzubewahren, sondern, wenn es auch sehr lehrreich und anziehend werden kann, die Namen derjenigen, die zwar durch ein stilles, aber doch verdienstvolles Wirken und eine anspruchlosere, aber darum nicht minder edle und achtungswerthe Individualität sich auszeichneten, oder die mehr die Ideen auf dem großen Gebiete menschlichen Forschens anregten, als vollendet in's Leben führten, einer frühen Vergessenheit zu entreißen; so verdient gewiß auch der obengenannte Vollendete in diesen Blättern eine Stelle. —

August Wilhelm Zachariä wurde den 26. Juli 1769, in dem Marktflecken Riesa an der Elbe, geboren, wo sein Vater, M. Johann Friedrich Zachariä, Prediger war. Er war der Erstgeborne von 6 Geschwistern, und wurde von Vater und Mutter, die mit einer weisen Zärtlichkeit und zu-

gendlichen Lebendigkeit — der Vater war 24, die Mutter nicht volle 17 Jahre alt, als dieser Sohn ihnen geboren wurde — schon jede frühere Spur seiner Anlagen wahrnahmen und sie pflegten, durch das Kindes- und Knabenalter so gut geleitet, daß er, mit einer hoffnungsreichen, intellectuellen und moralischen Vorbereitung, im Jahre 1784 in die Schulpforte aufgenommen werden konnte. Der Vater, nicht zufrieden, durch gründliche Vorkenntnisse, ihn zu einer fruchtbaren Benutzung der trefflichen Disciplin dieser berühmten Pflegerin des classischen Alterthums auf Sachsens Boden bereitet zu haben, und ihn unter den Händen tüchtiger Lehrer zu wissen, fuhr fort — was wohl alle Väter von Bildung thun sollten, die in der Ferne auch noch dem Einflusse des Vaterherzens das Herz des Sohnes, in der Periode der wichtigsten Entwickelung, offen erhalten wollen — durch einen angemessenen Briefwechsel, Theil an seiner Leitung und Bewahrung zu nehmen*). Bald aber ward dieser Briefwechsel unwiderruflich abgebrochen. Im Jahre 1786 starb der treue Vater, und hinterließ seine 6 unerzogenen Kinder der Mutter in unbemittelter Lage. Schon im jugendlichen Alter kam dadurch unser Z. in die Schule der Entbehrung und der Trübsal. Er ging, im Jahre 1790, von den besten Zeugnissen seiner Lehrer und von der Liebe aller seiner Mitschüler begleitet, von Pforte ab, auf die Universität nach Leipzig. Ohne alle zeitlichen Mittel zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Laufbahn kam er dort an, fand aber bald,

*) Bis an seinen eignen Tod hat der gefühlvolle, dankbare Sohn die so entstandene kleine Sammlung väterlicher Briefe, als ein heiliges Erbe und Eigenthum aufbewahrt. —

durch sein empfehlendes Verhalten und seinen ausgezeichneten Fleiß, Gönner und Wohlthäter, die sich seiner annahmen. Unter ihnen ist besonders zu nennen der damals berühmte Professor der Alterthumskunde, Klausing, der ihn freigebig unterstützte und seinem stets regen Sinne für's classische Alterthum Befestigung und Nahrung gab. Er widmete sich zuerst dem Fache der Theologie. Nachdem er sich aber 2½ Jahre mit diesem Studium beschäftiget, auch schon geprediget hatte, verfiel er in eine gefährliche und langwierige Brustkrankheit, und änderte daher, auf Anrathen der Aerzte, seinen Studienplan ab, indem er die Jurisprudenz erwählte. Viel Freundschaft und Liebe genoß er damals auch in dem Hause und durch die Hand des seligen Kreissteuer-Einnehmers Weiße, des edlen deutschen Kinder- und Jugendfreundes, können wir sagen; der manchem verlassenen, aber hoffnungsvollen Jüngling, in jener Zeit, stiller Wohlthäter, oder — bei seinen weit verbreiteten Verbindungen und vielgeltendem Fürwort — empfehlender Beförderer zum Glücke seines ganzen Lebens, in und außer Deutschland, wurde. Doch mußte unser Z. noch nebenbei viele Privatstunden geben, um sich durchzubringen. Selbst seine freie Wohnung, als Student, mußte er sich eine Zeit lang dadurch erwerben, daß er den Repetenten bei einem seiner Mitstudirenden machte. Er trieb mit Liebe und planmäßig schon damals die neueren Sprachen und gab Unterricht darin. Auch zeigte er gefällige dichterische Anlagen, und namentlich Talent zur heitern Satyre, in einzelnen, obwohl in kleinern Kreisen seiner Umgebungen nur, durch den Druck, und ohne Namensnennung, verbreiteten Gedichten. Eine Spur davon ist nachher in seinem Styl und in der gewählten, gefälligen Art,

sich redend und schreibend auszudrücken, immer sichtbar geblieben. Uebrigens zeichnete seine Schul- und Universitätsjahre ein eiserner Fleiß, besonders im Lesen der Alten, mit Sinn und Genuß aus, wovon sich die Früchte auch späterhin in seinem Umgange, obschon mit bescheidener Sparsamkeit zeigten. Weniger eifrig trieb er vielleicht damals sein nachheriges Hauptfach, die Mathematik, ohne sie jedoch, mit der er schon von Pforta aus, wie jeder Pförtner in etwas wenigstens, bekannt war, ganz zu versäumen, oder minder zu lieben.

Ein Kreis edler Freunde schloß sich in seinen Schul- und Universitätsjahren schon um ihn, der so manche Vorzüge des Geistes und Herzens besaß, die den wahren Werth eines Freundes bestimmen. Jene Freunde waren seinem Herzen bis an den Tod theuer und werth, so wie sein Andenken gewiß den ihrigen bleibt, und ihre Namen schon müssen jedem, der sie kannte, beweisen, daß ihn selbst sein academisches Leben vor vielen Jünglingen zu seinem Vortheile auszeichnete. Unter ihnen mögen hier nur folgende stehen: sein nachmals mehrjähriger College M. Weineck, erst Conrector in Roßleben, jetzt Oberpfarrer in Kohren bei Altenburg; sein naher Verwandter, der jetzige Hofrath Dr. Zachariä in Heidelberg; der noch lebende königl. Bibliothekar Dr. Semler in Dresden; der königl. Finanzrath Campe in Leipzig; der als beliebter Jugendschriftsteller bekannte Pastor M. Bauer in Güldengossa bei Leipzig u. a. m.

Seine juristische Laufbahn war kaum zu Ende, so ward ihm eine Hofmeisterstelle bei'm Grafen Münster, Besitzer der Standesherrschaft Königsbrück, angetragen, die er auch annahm. Hier scheint er vorzüglich, in Folge des Unterrichts in der Mathematik, welchen er dem, schon ziemlich

herangewachsenen, jungen Grafen zu ertheilen hatte, dieses Studium mit jenem Eifer vorgenommen zu haben, womit er dann demselben bis an seinen Tod oblag, und das Gebiet dieser Wissenschaft zu bereichern und zu erweitern suchte. — Die Mutter starb um jene Zeit, im Mai des Jahres 1795, in den Armen ihres Erstgebornen, der sie bis in den Tod, so wie alle seine Geschwister mit einer seltenen Zärtlichkeit und Fürsorge liebte. Dasselbe weise Mittel, wodurch der Vater, wie oben bemerkt, auf den Sohn, auch in der Ferne noch zu wirken suchte, benutzte unser Z., als älterer Bruder, für seine jüngern Geschwister mit segnendem Erfolge. Einer der noch lebenden Brüder legt darüber folgendes schöne, dankbare Geständniß ab: „ich weiß nicht genug zu sagen, was für einen Schatz ich an diesen Briefen habe. Sie wären würdig, ein Buch aus ihnen zu machen. Die frühern hatten hauptsächlich die Tendenz, mich auf ebner Bahn zu erhalten; ihre Zahl ist sehr groß. Ihr Inhalt war immer heiter, geistreich und edelwitzig. Sie sind mir überall gefolgt, wo ich auch war; kurz, der liebe, brave Bruder hat seine Hand über mich gehalten, er wollte es, er wollte mich seiner würdig erziehen u. s. f." — Ist diese Notiz gleich ganz aus dem jugendlichen Privatleben unsers Z. hier eingeschaltet, so ist sie doch das treffendste Abbild der treuen, zarten Fürsorge und des feinen Tactes, womit er nachher, als Lehrer, neben dem Verstande auch über das Herz seiner Schüler zu wachen, und diesem eine edle Richtung zu geben suchte. Mit welcher Liebe, fern von aller Bitterkeit, verstand er aber auch die Neigungen seiner Zöglinge zu leiten!

Als die jungen Grafen Münster zu einer höheren Bestimmung, unter seiner Leitung, herange-

reist waren, wurde ihm eine ähnliche Stelle bei'm sächsischen Cabinetsminister, Grafen von Hopfgarten übertragen. Um diese Zeit meldete er sich zum juristischen Examen, das im Mai 1799 erfolgte, und wobei er die erste Censur erhielt. Er ging bald darauf mit dem jungen Grafen H. als Führer auf die Universität Wittenberg, und nahm dort die Magisterwürde an. Im gräflich Hopfgartenschen Hause blieb er nachher noch bis zu seiner Anstellung in Roßleben.

Der edle und durch vieljährige, umsichtige Leitung um diese gelehrte Schulanstalt hochverdiente Erbadministrator derselben, auch jetzige Curator der Universität Halle, von Witzleben, der sich selbst durch eine classische Bildung, als ehemaliger Zögling der Schulpforte auszeichnet und immer mit einer weisen und glücklichen Auswahl die passendsten Männer zu Lehrern an der Klosterschule zu Roßleben auffand und berief, übertrug ihm im Jahr 1803 die Stelle als Lehrer der Mathematik und neuern Sprachen daselbst. Mit großer Bescheidenheit prüfte sich Z. zuvor, in Hinsicht seiner Tüchtigkeit zu diesem Amte, und mit allseitiger Anstrengung suchte er jedem Theile desselben, auch durch fortgesetzte eigne Fortbildung und Erweiterung seines Gesichtskreises, nach seinem wirklich erfolgten Eintritt in dasselbe Genüge zu leisten. Durch diese eigne unablässige Fortbildung, wobei er keinen Aufwand an Zeit und Geld zur Anschaffung gelehrter Hülfsmittel sparte, wurde sein Vortrag gehaltvoll, anziehend und fruchtbar. Auch seine Kenntniß der neuern Sprachen, nicht blos der französischen, die er noch immer zu erweitern suchte, ruhte auf einem richtigen Fundament, und sein ertheilter Unterricht darin war fern von jener gewöhnlichen Oberflächlichkeit, mit welcher dieses

Fach auf so vielen Schulen von Lehrern, die keine gelehrte Bildung haben, noch immer, zum Nachtheil ihrer Schüler, besonders mit Ertödtung aller Lust zum Fleiß in neuern Sprachen, behandelt wird. Nebenbei wußte Z. zur Weckung dieser Lust und des Privatstudiums, das die Fortschritte in allen Sprachen so sehr beschleunigt, dadurch bei seinen Schülern sehr viel zu wirken, daß er selbst die Materialien zu einer anziehenden und ausgewählten Lectüre ihnen immer in die Hände zu bringen suchte, weshalb er auch stets auf Vermehrung dieses Theils seiner Privatbibliothek, mit größter Uneigennützigkeit dachte. Sein Umgang selbst war bei der, jedoch stets anspruchlosen, Anwendung seiner reichen Belesenheit in alten und neuern Classikern, den Fähigern und Begabtern seiner Schüler besonders, ein kräftiger Antrieb, durch unablässiges Streben sich in den Besitz gleicher Schätze des Geistes zu setzen. — Sein Beispiel, erst als Zögling einer sächsischen Klosterschule, und später wieder als Lehrer an einer solchen, bewies überhaupt, wie wahr und gegründet der diesen Anstalten beigelegte doppelte Vorzug ist: daß theils ihre Schüler, bei jener stillen Abgeschiedenheit von manchen Zerstreuungen des geräuschvollern Lebens, mehr Zeit und Lust zum Privatfleiß gewinnen, demnach auch mehr leisten, theils aber auch, daß der Lehrer durch das engere, häusliche Beisammenseyn mit seinen Schülern und die damit verknüpfte speciellere Aufsicht über sie, auch außer den Lehrstunden mehr Gelegenheit hat, den Geist seiner jungen Leute zu beobachten und vielfach anregende, leitende und bildende Eindrücke mit väterlicher Hand zu hinterlassen. Was Z. von dieser Seite seinen Schülern zu seyn suchte und wirklich ward, das vermögen gewiß, nächst seinen wackern Amtsgenos-

sen, die vielen, edlen — zum Theil nun schon zu ausgezeichneten Männern herangereiften Jünglinge, die in seiner 20jährigen Amtszeit seiner Leitung genossen haben, am richtigsten zu ermessen*).

In seinen collegialischen Verbindungen erwarb er sich, durch seine redliche Offenheit die Achtung und die Liebe, die überhaupt, zum Heile dieser Schule, die Lehrer derselben schon viele Jahre lang

---

*) Einer seiner frühern, vorzüglichern Schüler Adjunctus Dr. Jacob in Pforta, spricht sich in Seebode's pädagogisch-philologischem Archive 1. Heft 1824 also über ihn aus: Seneca erzählt uns (Epist. 104. cf. Cic. Tuscul. III. 15. de Offic. I. 26.) von Socrates, daß er unter allen Umständen dieselbe heitere Miene, denselben ruhigen Blick gezeigt habe. Ich möchte dieß den hervorstechenden Zug in Zachariä's Character nennen; denn auch ihn zeichnete ein steter Gleichmuth, welcher das Ergebniß der stillen Erhabenheit seiner Seele über zufällige Dinge war, aus. Dazu kam noch eine schöne Mischung von Ernst und Heiterkeit in seinem ganzen Wesen, die ihn seinen Freunden wahrhaft liebenswürdig machte, seine Schüler aber zur höchsten Verehrung gegen ihn begeisterte. Sie wußten, daß sie in ihm zu jeder Zeit einen väterlichen Freund finden würden, und so ging wohl nicht leicht Einer ohne Trost oder Rath von ihm. Ernst und streng in den Lehrstunden, wußte er den Vortrag in seiner Wissenschaft durch ungemeine Klarheit und Deutlichkeit interessant zu machen, und durch seine unermüdliche Geduld auch den weniger Aufmerksamen dafür einzunehmen. Denn man schämte sich, die viele Mühe des trefflichen, geliebten Lehrers nicht wenigstens mit einer gleichen Aufmerksamkeit in den Lehrstunden zu vergelten. Seine ausnehmende Bescheidenheit, die ihn überall nur Andere ehren und seine Werthschätzung derselben an den Tag legen ließ, verrieth weniger den gründlichen Kenner. Sein genauer und sorgsamer Unterricht aber, verbunden mit den oben erwähnten Eigenschaften, hatte ihm die ungetheilte Liebe seiner Schüler erworben, und man kann behaupten, daß in der ganzen Zeit seiner Amtsführung Keiner derselben die Anstalt verlassen hat, der nicht die ungetheilteste Liebe und Achtung gegen Zachariä gefühlt hätte. D. P.

immer vorzugsweise, gegenseitig enger verknüpfte, und die sich auch in seinem Tode noch, an den Seinigen durch die seltenste Theilnahme bewiesen hat. —

Was ihn nun aber, außer diesen Vorzügen, auch einem größern Publicum bekannt gemacht hat, sind seine schriftstellerischen Arbeiten und Beobachtungen im Fache der Mathematik und Naturwissenschaft.

Fast mit seiner Anstellung in Roßleben zu gleicher Zeit scheinen seine Gedanken über Aëronautik entstanden zu seyn, deren nächste Betrachtung die Lenkung des Luftballs war, und aus welcher seine so einzigen und fruchtbaren Ansichten über das Schwimmen der Fische und den Flug der Vögel hervorgingen. Mehrere Jahre lang hatte er nämlich das Schwimmen der Fische und den Flug der Vögel beobachtet, die Ordnung von beiden, aus der anatomischen Einrichtung ihrer Flug- und Schwimmwerkzeuge nachgewiesen und sich so die Vorstellung gebildet, daß der Mensch die Möglichkeit vor sich habe, durch gewisse, den obigen Einrichtungen der Natur nachgebildete Vorrichtungen einst, entweder wie die blasenlosen Fische und die Vögel (Bleifische genannt) oder wie mit einer Schwimmblase versehene Fische mittelst des Luftballs (Korkfische), die Luft durchschwimmen zu können. Um also Menschenflug als möglich zu erweisen, suchte er diese Aufgabe nicht von ihrer schwersten Seite, dem Auffluge, wie Viele vor ihm gethan, sondern von der leichtesten, dem Ab- und und Fortfliegen, anzufassen, und so erfand er seinen Flugkahn. — Wie scharfsinnig und wie weit er die Natur in Beobachtung obiger thierischer Einrichtungen mit seinem Blicke verfolgt habe, würde vielleicht ein, als Manuscript, unter seinem

Nachlasse noch vorhandenes Werk „über den Flug der Vögel" durch seine Herausgabe am ersten darthun, das auch wohl, abgesehen von diesem nächsten Zwecke seiner Zusammenstellung, noch manche interessante Bereicherung für die vergleichende Anatomie überhaupt enthalten dürfte.

Doch findet sich auch Vieles von diesem, und was er für ein System der Luftschwimmkunst daraus herleitete, in seinen nach und nach, während der letztern 20 Jahre erschienenen Schriften, worin er die Resultate seiner Forschungen und Versuche, mit jener ihm eignen, ehrlichen und naiven Offenheit, die auch keine mißlungene Unternehmung, zwischen den Gelungenen verschweigt, der Welt vorgelegt hat. Eine ungleiche Aufnahme und Beurtheilung fanden freilich zum Theil diese Schriften und die darin enthaltenen Ideen, besonders, da ihre richtige Beurtheilung auf der tieferen Bekanntschaft mit einer Wissenschaft beruht, die nicht Jedermanns Sache ist. Doch haben Kenner das Urtheil der Gründlichkeit und Folgerichtigkeit seinen Ideen niemals versagt. Mehrmals erhielt er auch, während seiner Unternehmungen, erfreuliche Beweise aufmunternder und belohnender Aufmerksamkeit. Im Jahr 1805 ward ihm z. B. vom König Friedrich August zu Sachsen, seinem damaligen Landesherrn, eine Unterstützung von 200 Thalern zur Fortsetzung seiner Versuche, nebst einem anerkennenden Handschreiben zugestellt.

Im Jahr 1807, wo sein Buch, „Elemente der Luftschwimmkunst, hergeleitet aus dem Fluge der Vögel und dem Schwimmen der Fische. Wittenberg. gr. 8. mit 1 Kpfr. bei Zimmermann" erschien, schrieb der damalige Coadjutor von Mainz, nachheriger Fürst Primas, von Dalberg, der früher ähnliche Ideen verfolgt hatte, einen sehr billi=

genden und sachkundigen Brief an ihn, worin er ihn ebenfalls zur Fortsetzung seines Strebens aufforderte.

Ein Theil von seinen hieher gehörigen Bemerkungen findet sich auch in seiner Schrift „Jacob Degens Flugmaschine beurtheilt, Leipz. 1808 gr. 8. mit 1 Kpf. s. Baumgärtners Magazin der Erfindungen Bd. VIII. St. 2. Hier hat er sehr gründlich jene, von dem Uhrmacher Degen in Wien, blos auf gut Glück, und ohne Berücksichtigung der desfalsigen Gesetze der Natur, angestellten Flug- und Luftfahrversuche angefochten und ihre Unhaltbarkeit bewiesen.

Später gab er, als weiteres Resultat seiner Forschungen, über dem mehr bemerkten Gegenstand die kleine Schrift „Flugluft und Flugesbeginnen" erste Aufl. Leipz. 1821 und die zweite Aufl. 1822 heraus. Vergl. das Literaturblatt zur Morgenzeitung 1821. No. 54.

Unter den mehreren, von ihm zur practischen Prüfung seiner Ideen angestellten Versuchen mit dem Fallschirm zeichneten sich besonders der eine, den er auf der Sternwarte zu Leipzig, im Sommer 1821 machte, und der u. a. von zwei sehr bewährten Zeugen, den Professoren Gilbert und Mollweide (vergl. Leipz. Literaturz. 1822. No. 166.) als preiswürdig anerkannt wurde, und dann der andere, den er, im Jahr 1822, von dem hohen Wendelstein herab, an der Unstrut bey Roßleben, mit eben so entsprechendem Erfolge anstellte, zum Vortheil seiner Sache aus.

Eine ausführlichere historische Uebersicht von allen Dem nun aber, was seit dem ersten Luftfahrversuche der Gebrüder Montgolfier, zu Paris, im Jahr 1783 bis in's Jahr 1822, über diesen Gegenstand und zu seiner Vervollkommnung unternommen

worden ist, legt seine letzte Schrift „Geschichte der Luftschwimmkunst, von 1783 bis zu den Wendelsteiner Fallversuchen" dem Publicum vor Augen. Der Abdruck dieser Schrift hatte eben begonnen, als am 6. Mai 1823 der Tod nach kurzer Krankheit, ihren Verfasser dem Kreise seines bisherigen Wirkens und seiner ihn liebenden Familie, die ihn so lange noch bedurfte, unerbittlich entzog. Seine Freunde und namentlich der edle Vorredner desselben haben die Herausgabe des Buchs vollzogen, in welchem sein Verfasser mit großem Fleiß und Genauigkeit das Alles gesammelt und niedergelegt hat, was vielleicht einem dereinstigen Fortsetzer seines Unternehmens, so geordnet zu finden, als Nachweisung willkommen seyn wird. Denn finden wird, wie Alles, was auf dem großen Gebiete menschlichen Forschens, wenn nur mit einiger Wissenschaftlichkeit angeregt worden ist, und besonders, wenn es dabei das Gepräge der Kühnheit trug, früh oder spät auch dieses Unternehmen seine Weiterführung. —

Außer diesen Flugversuchen verdanken wir Z. auch noch die Erfindung eines neuen flügelartigen Schiffsruders, welches er in „Gilberts Annalen der Physik" Bd. 42, S. 237 — 264 näher beschrieben hat. Von seinem fortwährenden Studium in andern Theilen der Mathematik giebt auch seine Schrift: „systematische Darstellung der Erscheinungen, welche der sphärische Hohlspiegel gewährt, Leipz. 1812. 8. einen Beweis. Seine Versuche, aus animalischem Stoffe, vielleicht ein Material zur Errichtung von Glas- und Luftbällen und noch zu andern Zwecken zu gewinnen, beschreibt die kleine Schrift von ihm

„Das Glashäutchen". Eine Schrift zur Belehrung für Landwirthe. Leipz. 1822. 8.

Als philosophischen Sprachforscher hat er sich aber, in seiner „Gedächtnißtafel nebst Anleitung zu deren Gebrauche, für den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache u. s. w. Leipz. 1818. 8. (2. Abdruck 1821) zu erkennen gegeben. Auch glückte es ihm, eine Methode aufzufinden, wodurch er jeden beliebigen Triangel in jedem beliebigen Punkte halbiren konnte; eine Entdeckung, die, unsers Wissens, noch nirgends öffentlich bekannt worden ist.

Bei allen diesen Versuchen und schriftstellerischen Arbeiten aber wird ihm Niemand die mindeste Versäumniß seiner Amtspflichten haben nachweisen können. Vielmehr brach er sich seine Muße- und Erholungsstunden dazu ab, leider mit etwas zu großer Anstrengung für seinen zarten Organismus und seine leicht erschöpfte körperliche Kraft. Schon sein höchst anziehendes Aeußere, mit dem hellen ruhigen Blicke und der sanften menschenfreundlichen Miene, die lange, etwas hagere Gestalt verrieth eine schwächliche Constitution, eine Vergeistigung, möcht' ich fast sagen.

Seine verdienstvolle Thätigkeit wurde auch, außer von dem oben gedachten trefflichen Vorsteher der Anstalt, seit Uebergang der Schule Roßleben an's königliche preußische Gebiet, von den hochgebildeten Staatsmännern, deren Oberleitung diese gelehrten Institute mit anvertraut sind, verschiedentlich gewürdigt und anerkannt, namentlich von dem hochherzigen Ministern von Altenstein und Bülow, durch deren Verwendung er auch noch in dem letzten Jahre seines Lebens von des Königs von Preußen Majestät, wie früher vom König von Sachsen eine Unterstützung zu seinen Unternehmungen und als Ermuntrung seiner Thätigkeit erhielt. Mit großer Gewissenhaftigkeit und

Uneigennützigkeit wendete er jedesmal solche Zuschüsse nur zum Besten der Wissenschaft, nie für sein Privatinteresse an.

So starb er, die Seinigen freilich, in zeitlicher Hinsicht, in unbemittelter Lage hinterlassend. Sechs Kinder, davon das jüngste bey seinem Tode erst 14 Tage alt war, betrauern in ihm ihren zu früh verlornen Vater und Versorger. Er waltete im Leben, bei allen seinen tiefen Forschungen und vielseitigen Unternehmungen, immer auch als ein gemüthlicher Vater unter ihnen, der in der Kinderwelt so reich, so klar und anziehend sich auszusprechen wußte, daß seine umfassenden Kenntnisse der Natur und Menschenwelt auch dem zartesten Alter zu Statten kamen.*) Daran knüpfte sich noch die Uebertragung seiner aufgeklärt religiösen Ansichten, auf natürlichem Wege, in das kindliche Gemüth. Um so gerechter und tiefer war die Trauer wie seiner zahlreichen Schüler so vor Allen seiner ihm geistesverwandten Gattin und seiner wohlgebildeten, zum Theil noch kleinen Kinder über den frühen Verlust solch eines Lehrers, Gatten und Vaters.

Sein Tod, der den 6. Mai bei'm klaresten Bewußtseyn erfolgte, war kein widriger Kampf, und ängstliches Beben vor seiner oder der Seinigen Zukunft, sondern ein erbauliches und gefaßtes Hinscheiden, im Glauben an Gott und Menschheit.

*) So suchte er auch der Kinderwelt eine angenehme Erheiterung zu bereiten, durch sein Schattenspiel: „Kronprinzchen von Kinderland" nebst dazu gehörigen 7 Figurenblättern und 2 Decorationsbogen, wovon auch 1821 eine eigene Beschreibung herauskam.

Christine Elisabeth Albertine,
Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen.

geb. den 14. Novemb. 1746.
gest. den 18. Mai 1823.

Auch das vollendete Leben **ausgezeichneter Frauen** in dieser Sammlung von Biographien möglichst treu zu schildern, war ein vorzüglicher Wunsch des Unternehmers; indeß sollten alle dafür angewendeten Bemühungen sich keines vollkommen günstigen Erfolges erfreuen, und er stellt es der Beurtheilung der geneigten Leser selbst anheim, ob uns die größere Schwierigkeit einer characteristischen Bezeichnung so zart organisirter Wesen oder die feine Rücksicht, sie der glücklichen Verborgenheit des häuslichen Stilllebens nicht entziehen zu wollen, oder der Schmerz naher Angehörigen die ersehnte Ausbeute, und diesen Blättern eine anmuthige Zierde versagt habe. An der Stelle so mancher Andern, die wir ungern vermissen, stehe daher nur diese einzige kurze Skizze, die wir, wir sie uns als der Erguß inniger Verehrung gegen die Vollendete zugesendet worden, auch also überliefern. Möge sie in Zukunft zu mehreren und ungleich ausführlichern Darstellungen **edler weiblicher Seelen** freundlichst ermuntern!

Christine Elisabeth Albertine, Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen, war ein Schmuck fürstlicher Frauen, welche jedem Throne eine Zierde zum Segen der Völker gewesen seyn würde, wie sie in ihrem engen Wirkungskreise, so weit es nur in ihren Kräften stand, Alles um sich her durch Wohlthun, selbst mit eigner Aufopferung, zu erfreuen suchte, tausend Thränen liebreich zu trocknen, und jedem Unglücklichen und Bedrängten, der sich ihr vertrauensvoll nahete, mit augenblicklicher Hülfe beizustehen bemüht war, diese, von Allen, die sie jemals kannten, beliebte Fürstin war die jüngste Tochter des Fürsten Victor Friedrich von Anhalt-Bernburg.

Schon als Kind gab sie bei jeder Gelegenheit ihren sanften liebreichen Character zu erkennen, der, von ihren zärtlichen Aeltern sorgsam gepflegt, in ihrem fernern Leben eine glückliche Ausbildung gewann. Als Kind schon war ihre höchste Freude, Armen eine Gabe reichen zu können, und oft that sie dieß in so reichlichem Maaße, daß sich die öconomisch gesinnten Hofdamen bisweilen bedenklich darüber äußerten. Die Bitten Bedrängter, die die Gnade ihres verehrten Vaters in Anspruch zu nehmen sich genöthigt sahen, unterstützte sie jederzeit mit ihrer kindlich liebevollen Fürsprache, die dann auch meistens vom erwünschtesten Erfolge war. Wie hätte auch ein edler Vater der Fürbitte aus so reinem Herzen widerstehen können! — und so wirkte denn Christine schon als zarte Prinzessin segensvoll, wo sie nur konnte.

Freudig wuchs sie in heiterer Fülle der Gesundheit heran, und ihre edle Gestalt entsprach ganz ihrer schönen Seele. Eine fürstliche Perle von so köstlichem Glanze konnte nicht lange auswärtigen Höfen unbekannt bleiben; und bald war-

den von Nah' und Fern die Söhne edler Fürstenhäuser um ihre Hand. Sie reichte sie, ganz ihrem Herzen folgend, obschon sie damals noch nicht sechszehn Jahre alt war, vor Allen dem ihr gleich gesinnten Fürsten August II. von Schwarzburg-Sondershausen, dem Bruder des damals regierenden Fürsten Christian Günther III. von Schwarzburg-Sondershausen Am 27. April des Jahres 1762 fand die feierliche Vermählung Statt; und bald darauf folgte sie ihrem Gemahl nach Sondershausen, wo sie Beide seitdem das dasige Prinzenpalais bewohnten. Hier gewann sie durch ihre ausnehmende Leutseligkeit, und freundliche Herablassung, wie durch ihrem fein gebildeten Geist bald die Herzen aller Bewohner. Alles freute sich der gütigen Fürstin, die, gleich ihrem Gemahl, jeden Stolz und Hochmuth verachtete und ihren Vorzug vor andern Menschen nur darin fand, mehr als diese, Gutes thun und wirken zu können. Dabei lebte das fürstliche Paar ohne allen äußern Prunk, mehr in stiller häuslicher Zurückgezogenheit, als am geräuschvollen Hofleben sich ergötzend, lange Jahre im ungestörten Genusse ehelichen Glücks und steter Zufriedenheit; indem sie selbst sich mit seltner Zärtlichkeit der sorgfältigsten Erziehung ihrer Kinder widmeten. — Interessant übrigens, besonders für den Mediciner dürfte es seyn, daß die Fürstin noch in ihren dreyßiger Jahren von den Blattern befallen wurde.

Ihrem beglückten Gemahl gebar Christine in einem Zeitraum von zwölf Jahren sechs Kinder. die sie aber alle, bis auf eine Tochter wieder verlor. Es waren nämlich folgende:

Friedrich Christian Carl Albert, wurde am 14. Mai 1763 geboren und von den, für seine geistige Bildung so sorgsamen, Aeltern schon in

einem Alter von eilf Jahren auf Reisen, vorzüglich nach Holland und Brabant gesandt, und studirte, nachdem er sich einige Zeit zu Löwen und Brüssel aufgehalten, und zwar in ersterer Stadt vom Kaiser Joseph II. bei dessen Durchreise durch die Niederlande das Portepee als österreichischer Officier empfangen hatte, die Militairwissenschaften zu Leiden. Nach sieben Jahren kehrte er nach Sondershausen zurück, begab sich sodann einige Zeit darauf in österreichische Militairdienste, und bekleidete in dem Leib-Chevauxlegers Regiment des Kaisers die Charge eines Rittmeisters. Seine Kränklichkeit nöthigte ihn jedoch, nach einigen Jahren, den Abschied zu nehmen, und in seine Vaterstadt zurück zu kehren. Nachdem er sich hier wieder erholt, vermählte er sich im J. 1789 mit seines Vaters Bruders Tochter, der Prinzessin Catharine Charlotte Friederike Albertine*); starb aber schon zwei Jahre darauf am 26. Oct. 1791 zu Otterwisch.

Albertine Charlotte Auguste, die einzige, welche ihre vielgeliebte Fürstin Mutter überlebte, und sich noch jetzt im höchsten Wohlseyn befindet. Sie ist geboren am 1. Febr. 1768, vermählte sich im J. 1784 zu Otterwisch mit dem Fürsten Georg von Waldeck, und ist seit dem Jahre 1813 Wittwe.

Wilhelm Ludwig Günther; dieser, am 16. Juli 1770 geboren, widmete sich, gleich seinem ältern Bruder, dem Militairstande, nahm bei den österreichischen Truppen Dienste und wohnte unter

---

*) Aus dieser Ehe entsproß die Prinzessin Güntherine Friederike Charlotte Albertine, die jetzige Gemahlin ihres Oheims, des Prinzen Johann Carl Günther von Schwarzburg-Sondershausen zu Arnstadt.

des General Laudon Oberbefehl im J. 1789 dem wichtigen Feldzuge gegen die Türken bei. Einige Jahre darauf focht er im ersten österreichischen Feldzuge gegen die französische Republik in Italien, erhielt hier eine bedeutende Kopfwunde, und kehrte hierauf, ohnedieß kränklich, mit der Würde eines Obersten, in sein Vaterland zurück. Später nahm er zwar kursächsische Militairdienste, verließ jedoch endlich den Militairstand ganz, zog sich in's Privatleben zurück, und starb im August 1807 zu Bamberg.

Friederike Albertine Johanne Elisabeth, welche am 4. Oct. 1774 geboren, sich im J. 1796 mit dem regierenden Fürsten Friedrich Carl von Sayn-Wittgenstein vermählte, und am 26. Juli 1806 starb. —

Drei Kinder starben in früher Jugend.

So heiter aber auch der edeln Christine die erste Hälfte ihres Ehestandes dahinstrich, so traten in der zweiten doch nach und nach Verhältnisse ein, die der fein fühlenden Fürstin ein längeres Zusammenleben mit ihrem Gemahl verleiteten; und ob es ihr auch schmerzlich seyn mochte, von ihm und überhaupt von Sondershausen, wo sie so allgemein geliebt war, sich zu trennen, so hielt sie es doch für ihre Gemüthsruhe heilsam. Sie verließ daher, ohne jedoch von ihrem Gemahl sich förmlich scheiden zu lassen, mit tiefer Wehmuth im Herzen, im J. 1790 Sondershausen, wo sie früher so glückliche Tage im häuslichen Frieden verlebt hatte, und reiste zuerst nach Basel, wo sie ihre theure Schwester, die eben so liebreiche als hochherzige verwittwete Fürstin Friederike Auguste Sophie von Anhalt-Zerbst traf. Mit dieser blieb sie seit der Zeit in der schönsten schwesterlichen Eintracht, bis zu ihrem Ende vereint. Von Ba-

sel begaben sich beide Fürstinnen nach Jevern, von wo sie später nach Coswig reisten und das dasige, so schön an der Elbe gelegenen, Schloß, den Wittwensitz der Fürstin von Zerbst, bezogen.

Hier nun verweilten Beide, umgeben von einer kleinen, aber treuen Dienerschaft, und entfernten sich, außer einigen Besuchen, die sie bisweilen am herzoglich dessauischen Hofe abstatteten, nur noch zweimal auf längere Zeit von ihrer freundlichen Residenz. Einmal nämlich besuchten sie auf einige Wochen Sondershausen, und das anderemal reisten sie noch einmal nach Jevern, wo sie zwei und ein halbes Jahr lang sich aufhielten. Außerdem aber lebten sie in ländlicher Stille fortwährend in dem kleinen, aber angenehmen Coswig, und übten auch hier mit vereinten Kräften die Tugend der Wohlthätigkeit mit so wahrhafter Menschenliebe, daß sie mit Recht die Mütter der Armen genannt werden konnten.

Wie immer heitre Seelenruhe die edlen Handlungen guter Menschen belohnt, so war dieß auch bei der wahrhaft fürstlich gesinnten Fürstin Christine im höchsten Grade der Fall. Nur einmal ward diese noch bitter getrübt, und zwar durch den Tod ihres Gemahls, der am 10. Febr. 1806 zu Sondershausen erfolgte. Obgleich sie schon lange Jahre von ihm entfernt gelebt, hatte ihr edles Herz doch treue Liebe zu ihm bewahrt, und tiefer Schmerz bemeisterte sich ihres ganzen Wesens. —

Ihr immer höher steigendes Alter indeß, und die damit zunehmende Körperschwäche hielten sie bei ungestörter Seelenheiterkeit auf ihrem Zimmer gefesselt, wo sie dann mit einer, ihrem Geiste entsprechenden, Beschäftigung sich die Zeit verkürzte. Den größten Theil des Tages las sie, oder ließ sich von einer ihrer Kammerfrauen vorlesen, und

zwar meist nur aus den vorzüglichsten Erbauungsschriften. Außerdem waren ihre unschuldige Liebhaberei Vögel und Blumen; besonders beschäftigte sie sich gern mit Aufziehung der letztern.

So floß denn ihr Leben gleich einem sanften Bach, der auf seinem ganzen Lauf dürstenden Wiesen segensvolle Labung beut, an treuer Schwesterhand dahin, bis die schöne Quelle versiegte, und die edle Fürstin durch die dunkle Pforte des Todes zum ewigen Leben einging. Es war am 18. Mai, dem ersten Pfingstfeiertag 1823, als sie, an Entkräftung, in einem Alter von 76 Jahren 6 Monaten, zu Coswig verschied. Bei Allen, die sie je gekannt, in der Nähe wie in der Ferne, erregte die Nachricht von ihrem Tode den tiefsten Schmerz, und eine allgemeine aufrichtige Trauer bezeugte ihren hohen Werth. Hatte sie auch auf dem großen Schauplatze des Lebens keine geräuschvolle Rolle gespielt, hatte sie auch keinen gewaltigen Scepter geführt, oder sonst bedeutend in die politischen Verhältnisse der Völker und Staaten eingegriffen, wodurch sie vielleicht einen wichtigen Namen in der Weltgeschichte erlangt hätte, so stand sie doch über ein halbes Jahrhundert lang als ein Muster hoher weiblicher Würde da. Es verbietet uns der edle Sinn der Vollendeten, die jede öffentliche Anerkennung ihrer hohen Eigenschaften vermied, eine nähere Bezeichnung so vieler ihrer menschenfreundlichen Handlungen; doch verschweigen dürfen wir nicht, wie sie selbst noch bei der Annäherung des Todes der Armen mildthätig gedachte, indem sie in ihrem Testamente fünf hundert Thaler zur Vertheilung unter die Armen in Coswig, und fünf hundert Thaler zur Vertheilung unter die Armen in Sondershausen aussetzte. —





